Paed. Pr. 2630

S. 95 - 98 fehlen!

K

<36630714820013

<36630714820013

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. Pr. 2630

16 Bg


HENRY. EMY

Neues

Mährchenbuch

für Knaben und Mädchen

von

Carl Perrault und Madame d'Aulnoy.

Herausgegeben

von

Julius Grimm.

Mit sechszehn schönen Bildern.

Berlin,
Verlag von Th. Grieben.
(1852)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß.

Mährchen von Carl Perrault.

Märchen von Madame d'Aulnoy.

Mährchen von Carl Perrault.

Nachricht über Carl Perrault.

Es ist wirklich seltsam! Von allen Werken des Menschen überlebt ihn oft dasjenige, auf welches er am wenigsten rechnete und bewahrt ihn vor der Vergessenheit. Dies beweist Carl Perrault. Wahrlich, als er in seinen müßigen Augenblicken und um sich von seinen großen Arbeiten zu erholen, das Rothkäppchen, den Blaubart und andere so reizende Mährchen schrieb, ahnte dieser Apostel der Lehre des Fortschritts in den Wissenschaften, der Literatur und den schönen Künsten gar nicht, daß dieser köstliche kleine Band, der die Wonne so Vieler ist, beinahe nur der einzige sein würde, der seinen Namen auf die Nachwelt übertrüge.

Geboren am 12. Januar 1628, war Carl Perrault kaum neuntehalb Jahr alt, als man ihn in die Schule in Beauvais brachte, wo er schnelle Fortschritte machte. Er schrieb lieber Verse als Prosa, und manchmal so gute, wenigstens nach dem Urtheile des Schulvorstehers, daß dieser letztere ihn mit Kennermiene fragte, wer ihm dieselben gemacht hätte. Es war unserm jungen Versmacher bestimmt, einst in Boileau einen strengern Führer zu finden und zu beweisen, wie so viele andere Dichter, daß wenn es Irrthümer des Gefühls und der Zärtlichkeit giebt, auch das Talent und das Genie die seinigen hat. Die Philosophie hatte noch mehr Anziehungskraft für Carl Perrault, als das Studium der Literatur; er disputirte so gern, daß die Ferien, die die Schuljugend gewöhnlich so sehr liebt, für ihn nur langweilig waren. Und doch war diese Philosophie, die ihn so entzückte,

damals nur die elende Scholastik, die so lange zur Schande der Vernunft geherrscht hat. Aber diese Scholastik lieferte eine Art Nahrung für den Geist des jungen Schülers, der so eifrig war sich zu üben, sei es auch an Hirngespinnsten, und mehr geschaffen war für Vernunftschlüsse und Nachdenken als für Sachen des Geschmacks. Als er die Schule in Folge eines Streites mit dem Vorsteher verlassen hatte, unternahm er mit einem seiner Freunde, Namens Beaurin, die komische Uebersetzung des sechsten Buches der Aenaeide. Zwei seiner Brüder, wovon der eine Doctor der Theologie, und der andere Arzt war, nahmen Theil an diesem Scherze. Sie verfaßten noch ein anderes Werk in derselben Art, welches sogar gedruckt wurde, aber glücklicherweise der Vergessenheit anheimgefallen ist. Nachdem er im Juli 1651 seine Studien beendigt, machte Carl Perrault in Gesellschaft zweier anderer Jünglinge sein Examen in Orleans. Es scheint, daß man in dieser Zeit ziemlich leicht die Ausübung und die andern Grade des bürgerlichen und kanonischen Rechts erhielt. Dies geht aus der folgenden Anekdote hervor, welche Perrault uns selbst in seinen Denkwürdigkeiten erzählt.

„An demselben Abend, wo wir ankamen, sagt er, fiel es uns ein, uns aufnehmen zu lassen, und nachdem wir um 10 Uhr des Abends an die Thür der Universität geklopft hatten, kam ein Diener, der vom Fenster aus mit uns sprach, und als er unsere Wünsche erfuhr, uns fragte, ob wir unser Geld in Bereitschaft hätten. Auf die Antwort, daß wir es bei uns hätten, ließ er uns eintreten und ging die Doctoren aufzuwecken, welche, drei an der Zahl, mit Nachtmützen unter ihren Doctorhüten erschienen, um uns zu prüfen. Als ich diese drei Doctoren beim schwachen Schein einer Kerze sah, deren Licht sich in der dichten Finsterniß der Wölbungen verlor, die an dem Orte sich befanden, wo wir waren, bildete ich mir ein, Minos, Eacus und Rhadamanth zu erblicken, die gekommen waren, die Schatten zu verhören. Einer von uns, welchem man eine Frage vorlegte, deren ich mich nicht mehr erinnere, antwortete dreist: „Matrimonium est legitima maris et faeminae conjunctio, individuam vitae consuetudinem continens,“ und sagte über diesen Gegenstand eine Menge schöner

Dinge, die er auswendig gelernt hatte. Man richtete alsdann eine andere Frage an ihn, auf welche er nur Unsinn antwortete. Die beiden andern wurden dann gefragt und machten es nicht viel besser. Indessen sagten uns die drei Doctoren, daß sie seit länger als zwei Jahren keine so gescheute und unterrichtete junge Leute geprüft hätten, als uns. Ich glaube, daß der Klang unsers Geldes, das man während unserer Prüfung hinter uns zählte, die Vortrefflichkeit unserer Antworten ausmachte."

Nach Paris zurückgekehrt, wurde Carl Perrault als Advocat angestellt, und er führte zwei Processe mit solchem Erfolge, daß die Richter, unter welchen sich der Vater der unglücklichen Brinvilliers befand, ihn vermochten, sich beim Gerichtshof anstellen zu lassen, indem sie ihm ihre Unterstützung versprachen; aber er wurde durch die Rathschläge seiner Familie wieder davon abgelenkt. Sein Bruder, welcher die Stelle eines General-Einnehmers der Finanzen in Paris gekauft hatte, schlug ihm vor, sein Gehülfe zu werden und bei ihm zu wohnen. Er nahm diesen Vorschlag an, worin er mehr Annehmlichkeit sah, als darin, die Robe des Justizpalastes zu tragen. Er blieb zehn Jahre bei ihm, aber im Jahre 1664 wählte ihn Colbert, der sein Verdienst kannte, zum Vorsitzenden einer kleinen Academie, welche die Wiege der gelehrten Gesellschaft wurde, die später unter dem Namen der „Academie der Inschriften und der schönen Wissenschaften" so berühmt geworden ist.

Diese Academie beschäftigte sich mit Denkmünzen und Wahlsprüchen, welche Colbert im Namen des Königs bei ihr bestellte; diejenigen, welche Charles Perrault einreichte, erhielten fast immer den Vorzug. Er hatte ein besonderes Talent für diese Art von Ausarbeitungen. Die französische Academie verdankte es seinen Bemühungen, daß ihr das Louvre zum Sitz angewiesen wurde, und bald verpflichtete er sich die gelehrte Welt vorzüglich durch die Vertheilung von Gnadengeschenken, die der König den berühmten Gelehrten Frankreichs und des Auslandes bewilligte.

Colbert, welcher immer mehr Perrault's Talente schätzte, ernannte ihn zu der Stelle eines General-Inspectors des Bauwesens. Nun benutzte er das Vertrauen und die Freundschaft

des Ministers, um den schönen Künsten die vorzüglichsten Dienste zu leisten. Er stand der Einrichtung der Maler-, Bildhauer- und Bauacademie vor, welche nach seinen Erfahrungen gebildet wurden, und war einer der ersten, der sich in die Academie der Inschriften aufnehmen ließ. Die Gunst der Großen ist unbeständig, und auch Carl Perrault erfuhr von Seiten des großen Colbert solche Kränkungen, daß er gezwungen war sich zurückzuziehen. Der Minister gewahrte bald, wie sehr Perrault ihm fehlte, aber es war zu spät. Durch die Erfahrung belehrt, zog dieser ebenso bescheidene als achtungswerthe Mann seine Ruhe neuen Stürmen vor. Er bezog ein einfaches Haus in der Vorstadt Saint-Jacques, wo er sich gänzlich der Erziehung seiner beiden Kinder widmete. Nach Colbert's Tode empfing er eine neue Kränkung. Louvois strich ihn aus der Academie der Denkmünzen; dieser Minister liebte Colbert nicht, und der Haß, den er für den Beschützer empfand, erstreckte sich bis auf den Schützling, der er doch nicht mehr war.

Perrault fand glücklicherweise in den Wissenschaften, die er so sehr geliebt hatte und die ihm so viel verdankten, eine Quelle des Trostes. In dieser ruhigen Zurückgezogenheit war es, wo er die meisten seiner Werke schrieb, unter andern sein Gedicht über das Zeitalter Ludwig des Großen, und sein Vergleich der Alten und der Neueren, welcher ihm einen sehr lebhaften Kampf mit Boileau zuzog, ein Kampf, an welchem eine große Menge Schriftsteller Theil nahmen und der mit der etwas zweifelhaften Versöhnung der beiden Widersacher endete. Die geschichtliche Lobrede auf die großen Männer des siebzehnten Jahrhunderts folgte diesen beiden Werken.

Man verdankt ihm auch mehre leichte Dichtungen. Aber das Werk Carl Perrault's, welches länger gelebt hat und leben wird als alle andern, das ist das reizende Buch, welches seine Feen-Mährchen enthält, dieses Buch, das zuerst unsere Kindheit erfreut hat, dieser schöne kleine Band, ganz erfüllt mit einfachen oder schrecklichen Schauspielen, dieses von den kleinen Kindern so geliebte Buch, welches sanft die junge Einbildungskraft erweckt hat, und welches, wie Jules Janin sagt, so lange leben

wird, als es Mütter und Ammen, Kinderwärterinnen und kleine Kinder giebt. Beschützet also durch euer kindliches Andenken: Dich, kleiner Däumling, Dich, gestiefelter Kater, Dich Schöne im stillen Gehölz. Unter dem Namen seines Sohnes, der noch ein Kind war, gab Carl Perrault im Jahre 1697 die allerliebsten Erzählungen meiner Mutter Gans heraus, die so bekannt und durch ihre ungekünstelte Einfachheit mit Recht so volksbeliebt sind.

Carl Perrault starb im Jahre 1703, im Alter von fünf und siebzig Jahren, bedauert von Allen, die ihn gekannt hatten. Sechszig Jahre nach seinem Tode hat man seine von ihm selbst geschriebenen Denkwürdigkeiten veröffentlicht, Schilderungen voller Reiz, in denen man den Mann von Redlichkeit, Herz und Geist wiederfindet.

Bescherelle.

Das Rothkäppchen.

Es war einmal ein kleines Dorfmädchen, das war so niedlich, als man nur je eins sehen konnte; seine Mutter war ganz entzückt von dem Kinde und seine Großmutter war es noch viel mehr. Diese gute Frau ließ ihm ein rothes Käppchen machen und das stand ihm so gut, daß man es überall das kleine Rothkäppchen nannte.

Eines Tages hatte seine Mutter Brodkuchen gebacken und sagte zu ihm: Geh doch zu deiner Großmutter und sieh, wie sie sich befindet, denn ich habe gehört, daß sie krank sei; bringe ihr einen Brodkuchen und dieses Töpfchen Butter. Rothkäppchen ging sogleich fort zu ihrer Großmutter, die in einem andern Dorfe wohnte. Als sie durch ein Gehölz kam, begegnete ihr der Gevatter Wolf, welcher große Lust hatte, sie zu fressen; aber er wagte es nicht, weil mehre Holzhauer im Walde waren. Er fragte sie, wohin sie ginge. Das arme Kind, welches nicht wußte, daß es gefährlich sei, still zu stehen und einen Wolf anzuhören, sagte zu ihm: „Ich gehe zu meiner Großmutter und trage ihr einen Brodkuchen und einen Topf mit Butter hin, welche meine Mutter ihr schickt.“

„Wohnt sie sehr weit?“ fragte der Wolf.

„O! ja,“ sagte Rothkäppchen; „sie wohnt jenseit der kleinen Mühle, die du dort ganz unten siehst, im ersten Hause des Dorfes.“

„Nun wohl,“ entgegnete der Wolf, „ich will auch zu ihr gehen; ich werde diesen Weg nehmen, nimm du jenen und wir wollen sehen, wer zuerst da sein wird.“

Der Wolf fing an aus allen Kräften auf dem Wege zu laufen, der der kürzeste war, und das kleine Mädchen ging auf

dem längsten Wege fort, und belustigte sich damit, Haselnüsse zu pflücken, Schmetterlinge zu haschen und Sträuße zu winden von kleinen Blumen, die sie fand. Der Wolf kam bald bei dem Hause der Großmutter an; er klopft an: bum, bum.

„Wer ist da?“

„Deine Tochter, das Rothkäppchen,“ sagte der Wolf, indem er ihre Stimme nachahmte; „ich bringe dir einen Brodkuchen und ein Töpfchen Butter, welches meine Mutter dir schickt.“

Die gute Großmutter, welche im Bette lag, weil sie etwas unwohl war, rief ihm zu: „Ziehe an dem Pflöckchen, so wird das Schloß aufspringen.“

Der Wolf zog an dem Pflock und die Thür ging auf. Er warf sich auf die gute Frau und verschlang sie mit einem Ruck, denn er hatte länger als drei Tage nichts gegessen. Dann klinkte er die Thür zu und legte sich in das Bett der Großmutter und wartete auf Rothkäppchen, die einige Zeit nachher an die Thür klopfte: Bum, bum.

„Wer ist da?“

Rothkäppchen, welches die grobe Stimme des Wolfs hörte, hatte zuerst Furcht, aber da es glaubte, daß seine Großmutter den Schnupfen hätte, antwortete es: „Es ist Deine Tochter, das Rothkäppchen; sie bringt Dir einen Brodkuchen und ein Töpfchen Butter, den die Mutter Dir schickt.“

Der Wolf rief ihr zu, indem er seine Stimme ein bischen besänftigte: „Ziehe an dem Pflöckchen, so wird das Schloß aufgehen.“

Rothkäppchen zog an dem Pflock und die Thür ging auf. Als der Wolf sie eintreten sah, sagte er zu ihr, indem er sich unter dem Deckbett versteckte: „Lege den Brodkuchen und das Töpfchen Butter auf den Backtrog und komm zu mir in's Bett.“

Rothkäppchen zog sich aus und legte sich in's Bett, wo es sehr erstaunt über das Aussehen seiner Großmutter war, als es diese ausgezogen sah. Es sagte zu ihr: „Liebe Großmutter, was hast Du für lange Arme!“

„Weil ich Dich besser damit umarmen kann, meine Tochter.“

„Großmutter, was hast Du für große Beine!“

„Weil ich besser damit laufen kann, mein Kind.“
„Großmutter, was hast Du für große Ohren!“
„Weil ich besser damit hören kann, mein Kind.“
„Großmutter, was hast Du für große Augen!“
„Weil ich besser damit sehen kann, mein Kind.“
„Großmutter, was hast Du für große Zähne!“
„Um Dich damit zu fressen.“ Und indem er diese Worte sagte, warf sich der böse Wolf auf Rothkäppchen und fraß es auf.

Moral.

Man warnt hiermit die kleinen Kinder,
Und junge Mädchen auch nicht minder,
Wenn sie schön und reizend sind,
Nicht zu glauben so geschwind,
Was so ein Wolf von böser Art
Ihnen flüstert sanft und zart;
Denn es giebt der Wölfe viel,
Die nur treiben böses Spiel
Und die Kinder gern verderben,
Die dann ohne Rettung sterben.

Blaubart.

Es war einmal ein Mann, der hatte schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande, goldnes und silbernes Geschirr, gestickte Möbel und ganz vergoldete Kutschen. Aber zum Unglück hatte dieser Mann einen blauen Bart; das machte ihn so häßlich und so schrecklich, daß es keine Frau und kein Mädchen gab, die nicht vor ihm geflohen wäre. Eine seiner Nachbarinnen, eine vornehme Dame, hatte zwei wunderschöne Töchter. Er verlangte eine davon zur Frau und ließ ihr die Wahl, welche sie ihm geben wolle. Sie wollten ihn beide nicht und eine schickte ihn zu der andern, da sie sich nicht entschließen konnten, einen Mann mit einem blauen Barte zu nehmen. Was sie noch mehr abschreckte, war, daß er schon mehre Frauen geheirathet hatte und daß man nicht wußte, was aus diesen Frauen geworden war.

Blaubart, um näher mit ihnen bekannt zu werden, nahm sie mit ihrer Mutter und drei oder vier ihrer besten Freundinnen und einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft mit sich auf eins seiner Landhäuser, wo man acht ganze Tage blieb. Da gab es nur Spaziergänge, Jagdpartien und Fischfang, nur Tanz, Feste und Mahlzeiten; man schlief nicht, man brachte die Nacht damit zu, einander Streiche zu spielen; kurz, Alles ging so gut, daß die Jüngste anfing zu finden, der Hausherr habe nicht mehr einen so blauen Bart und sei ein sehr höflicher Mann. Sobald man nach der Stadt zurückgekehrt war, wurde die Hochzeit geschlossen.

Am Ende eines Monats sagte Blaubart zu seiner Frau, daß er genöthigt wäre, wegen einer wichtigen Angelegenheit eine Reise von wenigstens sechs Wochen in die Provinz zu machen; er bat sie, sich während seiner Abwesenheit recht zu belustigen. Sie

sollte ihre guten Freundinnen kommen lassen, sie mit auf's Land nehmen, wenn sie wollte, und sie überall gut bewirthen. — „Da sind," sagte er zu ihr, „die Schlüssel zu den beiden großen Geräthe-Kammern: da ist derjenige zu dem goldnen und silbernen Geschirr, das nicht alle Tage gebraucht wird; da ist der zu meinen Koffern, worin mein Gold und Silber liegt; der zu meinen Kasten, worin meine Edelsteine liegen; und dies ist der Hauptschlüssel zu allen Gemächern. Dieser kleine Schlüssel hier gehört zu der Kammer am Ende der großen Gallerie des untern Stockwerks; du kannst Alles öffnen, überall hingehen, aber ich verbiete dir, in dies kleine Zimmer zu treten. Wenn du es doch öffnest, kannst du Alles von meinem Zorne erwarten." Sie versprach Alles, was ihr befohlen war, pünktlich zu thun; er stieg, nachdem er sie umarmt hatte, in seine Kutsche und reiste ab. Die Nachbarinnen und die guten Freundinnen warteten nicht, bis man sie holen ließ, um zu der jungen Frau zu gehen, so ungeduldig waren sie, alle Reichthümer des Hauses zu sehen, da sie nicht gewagt hatten zu kommen, so lange der Mann zu Hause war, wegen seines blauen Bartes, vor dem sie sich fürchteten. Nun durchliefen sie die Zimmer, die Kammern, die Kleiderkammern, wovon die einen immer schöner waren, als die andern. Sie stiegen alsdann zu den Geräthe-Kammern hinauf, wo sie nicht genug die Anzahl und die Schönheit der Tapeten bewundern konnten, nicht genug die Betten, die Sopha's, die Armleuchter, die Tische und die Spiegel, wo man sich von Kopf bis zu den Füßen sah, und deren Rahmen, manche von Glas, andere von Silber und vergoldet, die schönsten und prachtvollsten waren, die man jemals gesehen hatte; sie hörten nicht auf, das Glück ihrer Freundin zu beneiden, welche der Anblick dieser Reichthümer übrigens nicht ergötzte, weil sie ungeduldig war, die Kammer des untern Stockwerks öffnen zu können. Sie war so von ihrer Neugier gequält, daß sie, ohne zu bedenken, wie unhöflich es wäre, ihre Gesellschaft zu verlassen, eine verborgene Treppe hinunterstieg, und zwar in solcher Eile, daß sie zwei- oder dreimal beinahe den Hals gebrochen hätte. Als sie an die Thür der Kammer gekommen war, stand sie einige Zeit still und dachte an das Verbot ihres Mannes;

sie überlegte, daß es ihr Unglück bringen könne, wenn sie ungehorsam wäre; aber die Versuchung war so stark, daß sie ihr nicht widerstehen konnte; sie nahm also den kleinen Schlüssel und öffnete die Thür zur Kammer. Zuerst sah sie nichts, weil die Fenster verhängt waren; nach einigen Augenblicken bemerkte sie, daß der Fußboden ganz mit geronnenem Blute bedeckt war, in welchem sich die Leichname mehrer Frauen spiegelten, die an der Wand hingen: diese alle waren die Frauen, welche Blaubart geheirathet und eine nach der andern ermordet hatte. Sie glaubte vor Furcht zu sterben und der Kammerschlüssel, den sie aus dem Schloß gezogen hatte, fiel ihr aus der Hand. Nachdem sie ein wenig ihre Sinne gesammelt hatte, hob sie den Schlüssel auf, schloß die Thür wieder zu und ging in ihr Zimmer hinauf, um sich etwas zu erholen; aber es gelang ihr nicht, so sehr bewegt war sie. Da sie bemerkt hatte, daß der Schlüssel mit Blut befleckt war, wischte sie ihn zwei- oder dreimal ab, aber das Blut ging nicht fort; sie konnte ihn noch soviel waschen und mit Sand und Kies reiben, es blieb immer Blut daran, denn der Schlüssel war verzaubert und es war nicht möglich, ihn zu reinigen: wenn an der einen Seite das Blut fort war, kam es an der andern wieder zum Vorschein.

Blaubart kam denselben Abend von seiner Reise zurück und sagte, daß er unterwegs Briefe empfangen hätte, die ihn benachrichtigt, das Geschäft, weswegen er gereist, sei soeben zu seinem Vortheil beendet. Seine Frau that alles Mögliche, um ihm zu beweisen, daß sie über seine schnelle Rückkehr entzückt wäre. Den andern Tag foderte er die Schlüssel von ihr zurück, und sie gab sie ihm, aber mit so zitternder Hand, daß er ohne Mühe errieth, was vorgegangen war. „Warum ist der Schlüssel zur Kammer nicht bei den andern?“ fragte er.

„Ich muß ihn,“ antwortete sie, „oben auf meinem Tische haben liegen lassen.“

„Hole ihn mir sogleich,“ sagte Blaubart.

Nach einiger Zögerung mußte sie den Schlüssel holen. Nachdem Blaubart ihn betrachtet hatte, sagte er zu seiner Frau: „Woher kommt das Blut an diesen Schlüssel?“

„Ich weiß es nicht," antwortete die arme Frau, bleicher als der Tod.

„Du weißt es nicht," erwiderte Blaubart; „aber ich weiß es wohl. Du hast in die Kammer gehen wollen! Nun, Frau, du sollst hineinkommen und Platz nehmen bei den Damen, die du darin gesehen hast."

Sie warf sich ihrem Manne zu Füßen; sie weinte und bat wegen ihres Ungehorsams um Verzeihung, mit allen Zeichen einer wahren Reue. Sie hätte einen Stein erweichen können, so schön und betrübt war sie. Aber Blaubart's Herz war härter als ein Stein. „Du mußt sterben, Frau," sagte er, „und das auf der Stelle."

„Wenn ich denn sterben muß," antwortete sie, indem sie ihn mit thränenden Augen ansah, „so gieb mir doch noch kurze Zeit, um zu beten."

„Ich erlaube dir eine halbe Viertelstunde," erwiderte Blaubart, „aber keinen Augenblick mehr." Als sie allein war, rief sie ihre Schwester und sagte zu ihr: „Liebe Schwester Anna," denn so hieß sie, „ich bitte dich, steige auf den Thurm und sieh, ob meine Brüder nicht kommen; sie haben mir versprochen, mich heute zu besuchen; und wenn du sie siehst, so gieb ihnen ein Zeichen, sich zu beeilen."

Schwester Anna stieg auf den Thurm und die arme Betrübte rief ihr von Zeit zu Zeit zu: „Anna, liebe Schwester Anna, siehst du noch nichts?"

Und Schwester Anna antwortete ihr: „Ich sehe nur Sonnenstaub und grünes Gras."

Indessen schrie Blaubart, der einen breiten Säbel in der Hand hatte, aus allen Kräften: „Komm schnell herunter, oder ich komme hinauf."

„Noch einen Augenblick, ich bitte dich!" antwortete ihm seine Frau. Und sogleich rief sie ganz leise: „Anna, Schwester Anna, siehst du noch nichts?" Und Schwester Anna antwortete: „Ich sehe nichts als Sonnenstaub und grünes Gras."

„Komm schnell herab," schrie Blaubart, „oder ich komme hinauf."

„Ich komme schon,“ antwortete die Frau, und dann rief sie: „Anna, liebe Schwester Anna, siehst du noch nichts?“

„Ich sehe,“ antwortete diese, „zwei Reiter, welche von dieser Seite kommen; aber sie sind noch sehr weit.“

„Gott sei gelobt!“ rief sie einen Augenblick nachher, „es sind meine Brüder.“

„Ich mache ihnen so viel Zeichen sich zu beeilen, als ich kann.“

Blaubart fing so furchtbar an zu schreien, daß das ganze Haus davon erzitterte. Die arme Frau ging hinunter und warf sich ganz in Thränen und mit aufgelöstem Haar zu seinen Füßen. „Es hilft dir nichts,“ sagte Blaubart, „du mußt sterben.“ Dann faßte er sie mit einer Hand bei den Haaren und mit der andern erhob er den Säbel, um ihr den Kopf abzuschlagen. Die arme Frau wendete sich zu ihm, sah ihn mit verlöschenden Augen an und bat um einen einzigen Augenblick, um sich zu sammeln. — „Nein, nein,“ sagte er, „empfiehl dich dem lieben Gott,“ und indem er seinen Arm erhob .....

In diesem Augenblicke klopfte es so stark an die Thür, daß Blaubart plötzlich innehielt; man öffnete, und sogleich kamen zwei Reiter herein, die, den Degen in der Hand, geradezu auf Blaubart zuliefen. Er erkannte die Brüder seiner Frau, wovon der eine Dragoner, der andere Musketier war, so daß er schnell davon lief, um sich zu retten. Aber die beiden Brüder verfolgten ihn und faßten ihn, ehe er die Treppe erreicht hatte. Sie stießen ihm ihr Schwert durch den Leib und ließen ihn todt liegen. Die arme Frau war beinahe eben so todt als ihr Mann, und hatte nicht die Kraft aufzustehen und ihre Brüder zu umarmen.

Blaubart hatte keine Erben, und so wurde seine Frau Besitzerin aller seiner Güter. Einen Theil wendete sie dazu an, ihre junge Schwester Anna auszustatten und sie mit einem jungen Edelmanne zu verheirathen, den sie seit langer Zeit geliebt hatte; mit einem andern kaufte sie Hauptmanns-Stellen für ihre beiden Brüder; und mit dem übrigen heirathete sie selbst einen sehr

liebenswürdigen Mann, bei dem sie nicht mehr an die böse Zeit dachte, die sie bei **Blaubart** verlebt hatte.

Moral.

Dies ist gescheh'n vor langer Zeit;
Und wenn es euch auch sehr erfreut,
Daß Blaubart's Frau gerettet ist,
So nehmt ein Beispiel doch; denn wißt,
Die Neugier schafft sehr viel Verdruß,
Drum man sie schnell bekämpfen muß;
Nicht immer kommt der Retter, nein!
D'rum schränkt hübsch euren Vorwitz ein.

Die Feen.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte zwei Töchter; die älteste glich ihr so sehr an Gemüth und Angesicht, daß wer sie sah, die Mutter zu sehen glaubte. Sie waren beide so abstoßend und so stolz, daß man gar nicht mit ihnen leben konnte. Die jüngste, an Sanftmuth und Rechtschaffenheit das wahre Abbild ihres Vaters, war eins der schönsten Mädchen, die man sehen konnte. Da man natürlicherweise diejenigen liebt, die einem ähnlich sind, so war diese Mutter sehr eingenommen von ihrer ältesten Tochter und hatte gleichzeitig eine schreckliche Abneigung gegen die jüngste. Diese mußte in der Küche essen und unaufhörlich arbeiten.

Das arme Kind mußte unter andern zweimal täglich eine starke halbe Meile weit gehen, um in einem großen Kruge Wasser zu holen. Eines Tages, als sie an dem Brunnen war, kam eine arme Frau zu ihr und bat sie, ihr zu trinken zu geben. „Da, gute Mutter," sagte das schöne Mädchen, und indem sie ihren Krug ausspülte, schöpfte sie Wasser aus der besten Stelle des Brunnens und reichte es ihr, indem sie den Krug hielt, damit die arme Frau besser trinken könnte. Nachdem diese getrunken hatte, sagte sie zu dem lieben Kinde: „Du bist so schön, so gut und so gefällig, daß ich mich nicht enthalten kann, dir ein Geschenk zu machen." (Denn es war eine Fee, die die Gestalt einer Bauerfrau angenommen hatte, um zu sehen, wie weit die Güte dieses jungen Mädchens ginge.) „Ich verleihe dir als Geschenk die Gabe," fuhr die Fee fort, „daß bei jedem Worte, das du sprichst, eine Blume oder ein Edelstein aus deinem Munde fällt."

Als das Mädchen nach Hause kam, schalt ihre Mutter, weil sie so spät vom Brunnen käme.

„Ich bitte um Verzeihung, liebe Mutter," sagte das gute Mädchen, „daß ich mich so lange aufgehalten habe," und bei diesen Worten fielen aus ihrem Munde zwei Rosen, zwei Perlen und zwei große Diamanten.

„Was sehe ich?" rief die Mutter ganz erstaunt. „Ich glaube, aus deinem Munde kommen Perlen und Diamanten! Woher kommt das, meine Tochter?" (Es war das erste Mal daß sie sie ihre Tochter nannte.)

Das liebe Kind erzählte einfach Alles, was ihr begegnet war und warf dabei eine große Menge Edelsteine aus.

„Wahrlich," sagte die Mutter, „da muß ich meine Tochter hinschicken. Höre Hannchen, sieh, was aus dem Munde deiner Schwester fällt, wenn sie spricht; würdest du nicht auch froh sein, dieselbe Gabe zu besitzen? Du brauchst nur an den Brunnen zu gehen und Wasser zu schöpfen und wenn eine arme Frau von dir zu trinken fodert, ihr recht höflich etwas zu geben."

„Das wäre mir schön," antwortete das grobe Mädchen, „nach dem Brunnen zu gehn."

„Du sollst aber hingehen, ich will es," erwiderte die Mutter, „und das sogleich."

Sie ging, aber sie murrte den ganzen Weg. Sie nahm die schönste silberne Flasche, die im Hause war. Kaum war sie bei dem Brunnen angekommen, als sie aus dem Gehölz eine prächtig gekleidete Dame hervortreten sah, die sie bat, ihr zu trinken zu geben; es war dieselbe Fee, die das Ansehn und die Kleidung einer Prinzessin angenommen hatte, um zu sehen, wie weit die Ungefälligkeit dieses Mädchens ginge.

„Bin ich etwa hierher gekommen," sagte das stolze, grobe Mädchen zu ihr, „um euch zu trinken zu geben? Als hätte ich gerade meine silberne Flasche mitgebracht, nur um der Dame Wasser darin zu reichen; das wäre mir recht; schöpft euch selbst, wenn ihr trinken wollt."

„Du bist gar nicht höflich," erwiderte die Fee, ohne in Zorn zu gerathen. „Nun wohl, weil du so wenig gefällig bist, gebe ich dir als Geschenk, daß bei jedem Worte, welches du sprichst, eine Schlange oder eine Kröte aus deinem Munde fällt.

p. 17.



„Da bin ich, meine Mutter!“ antwortete das grobe Mädchen.

Sobald ihre Mutter sie erblickte, rief sie ihr zu: „Nun meine Tochter?“

„Da bin ich, meine Mutter!“ antwortete das grobe Mädchen, indem sie zwei Vipern und zwei Kröten auswarf. „Himmel,“ rief die Mutter, „was sehe ich? Deine Schwester ist Schuld daran, sie soll es mir bezahlen.“ Und sogleich lief sie zu ihr, um sie zu schlagen. Das arme Kind entfloh und lief in einen nahen Wald. Der Sohn des Königs, der von der Jagd zurückkam, begegnete ihr, und da er sah, daß sie so schön war, fragte er sie, was sie ganz allein hier mache und warum sie weine.

„Ach, mein Herr, meine Mutter hat mich aus dem Hause gejagt.“

Der Königssohn, welcher fünf oder sechs Perlen und eben so viel Diamanten aus ihrem Munde fallen sah, bat sie, ihm zu sagen, woher das käme. Sie erzählte ihm die ganze Begebenheit. Der Prinz verliebte sich in sie und da er bedachte, daß eine solche Gabe mehr werth sei, als Alles, was man einer Andern zur Ausstattung geben könnte, nahm er sie mit in den Pallast des Königs, seines Vaters, und heirathete sie. Ihre Schwester aber machte sich so verhaßt, daß ihre eigene Mutter sie fortjagte, und die Unglückliche mußte in einem abgelegenen Walde sterben, nachdem sie sich vergebens viele Mühe gegeben hatte, Jemand zu finden, der sie in sein Haus aufnehmen wollte.

Moral.

Glanz und Rang und vieles Geld
Thun gar viel in dieser Welt,
Doch ein sanftes, gutes Wort
Ist oft noch ein beßrer Hort.

Die vornehme Katze oder der gestiefelte Kater.

Ein Müller hinterließ seinen drei Kindern als ganze Erbschaft nur seine Mühle, seinen Esel und eine Katze. Die Theilung war bald geschehen; weder ein Advocat noch ein Sachwalter wurden dazu gerufen; sie würden auch bald mit der ärmlichen Erbschaft fertig geworden sein. Der älteste bekam die Mühle, der zweite den Esel und der jüngste erhielt nur die Katze. Der letztere war untröstlich über seinen geringen Antheil. „Meine Brüder," sagte er, „können nun anständig ihren Lebensunterhalt erwerben, wenn sie zusammenziehen; aber ich, wenn ich meine Katze gegessen und mir einen Muff aus ihrem Fell gemacht habe, muß Hungers sterben." Die Katze, welche diese Rede hörte, es sich aber nicht merken ließ, sagte mit ernsthafter und gesetzter Miene zu ihm: „Seid nicht traurig, lieber Herr; ihr braucht mir nur einen Sack zu geben und mir ein Paar Stiefel machen zu lassen, womit ich in's Dickicht gehen kann, und ihr werdet sehen, daß ihr nicht so schlecht weggekommen seid, als ihr glaubt."

Obgleich der Herr der Katze nicht großen Werth auf diesen Vorschlag legte, so hatte er sie doch so viel listige Streiche beim Ratten- und Mäusefange ausüben sehen, zum Beispiel, wenn sie sich an den Füßen aufhing oder sich im Mehl verbarg, wo sie sich todt stellte, daß er nicht daran zweifelte, von ihr in seinem Elend unterstützt zu werden.

Als die Katze das Gewünschte empfangen hatte, zog sie sich stattlich die Stiefel an, hing sich den Sack um den Hals, nahm seine Bänder in ihre beiden Vorderpfoten und ging in ein Gehege, wo eine große Menge Kaninchen war. Sie that Kleie und Schlingen in ihren Sack und streckte sich auf die Erde, als ob sie todt wäre, wobei sie wartete, bis irgend ein junges

Kaninchen, das die List dieser Welt noch wenig kannte, in ihren Sack liefe, um das zu essen, was darin war. Kaum lag sie, als ihre Erwartung auch schon erfüllt wurde; ein junges, unbesonnenes Kaninchen ging in ihren Sack und die Katze zog die Schlingen sogleich zu, nahm es und tödtete es ohne Barmherzigkeit. Die Katze, ganz stolz auf ihre Beute, ging zum König und verlangte, ihn zu sprechen. Man führte sie in das Gemach seiner Majestät, wo sie dem Könige eine tiefe Verbeugung machte und zu ihm sagte: „Hier, Majestät, ist ein Kaninchen aus dem Gehege des Marquis von Carabas" (dies war der Name, den sie ihrem Herrn beilegte), „welches derselbe mir aufgetragen hat, Euer Majestät unterthänigst zu überreichen."

„Sage deinem Herrn," antwortete der König, „daß ich mich darüber freue und ihm dafür danken lasse."

Ein anderes Mal verbarg sie sich in einem Getreidefelde und hielt immer ihren Sack offen; und als zwei Rebhühner darin waren, zog sie die Bänder zu und fing sie beide. Dann ging sie zum Könige und überreichte sie ihm, wie sie es mit dem Kaninchen gemacht hatte. Der König empfing wieder mit Vergnügen die beiden Rebhühner und ließ ihr ein Trinkgeld geben. Die Katze fuhr zwei oder drei Monat fort, dem Könige von Zeit zu Zeit Wildpret von der Jagd ihres Herrn zu bringen.

Eines Tages, wo sie wußte, daß der König mit seiner Tochter, die die schönste Prinzessin der Welt war, am Ufer des Flusses spazieren fahren würde, sagte sie zu ihrem Herrn: „Wenn ihr meinem Rath folgen wollt, so ist euer Glück gemacht; ihr braucht nur in dem Fluß zu baden, an einer Stelle, die ich euch zeigen werde, und mich dann gewähren lassen."

Der Marquis von Carabas that, was seine Katze ihm gerathen hatte, ohne zu wissen wozu.

Während er badete, kam der König vorbei und die Katze fing aus allen Kräften an zu schreien: „Zu Hülfe! zu Hülfe! der Herr Marquis von Carabas ertrinkt."

Bei diesem Geschrei steckte der König den Kopf aus dem Kutschenschlag, und da er die Katze erkannte, die ihm so oft Wildpret gebracht hatte, befahl er seinen Leuten, dem Herrn

Marquis von Carabas schnell zu Hülfe zu eilen. Während man den armen Marquis aus dem Wasser zog, näherte sich die Katze dem Wagen des Königs und sagte, daß Diebe ihrem Herrn die Kleider gestohlen hätten in der Zeit, als dieser sich badete, obgleich sie aus allen Kräften: Diebe! Diebe! gerufen habe; das verschmitzte Thier hatte sie unter einen großen Stein versteckt. Der König befahl sogleich seinen Officieren, eines seiner schönsten Kleider für den Herrn Marquis von Carabas zu holen. Der König überhäufte ihn mit Freundlichkeiten und da die schönen Kleidungsstücke, welche man ihm so eben gegeben hatte, sein gutes Aussehen hoben (denn er war schön und wohlgestaltet von Person), so fand die Tochter des Königs viel Wohlgefallen an ihm, und der Marquis von Carabas hatte ihr erst zwei oder drei sehr ehrfurchtsvolle und etwas zärtliche Blicke zugeworfen, als sie schon sterblich in ihn verliebt war. Der König sagte, er solle in den Wagen steigen und mit ihm spazieren fahren. Die Katze, ganz entzückt, ihren Plan gelingen zu sehen, ging voraus, und da sie auf einer Wiese mehre Bauern antraf, sagte sie zu ihnen: „Ihr Leute, ihr mähet! Sagt dem Könige, daß die Wiese, die ihr mähet, dem Marquis von Carabas gehört, sonst werdet ihr klein gehauen wie Pastetenfleisch." Der König ermangelte nicht, die Mäher zu fragen, wem die Wiese gehöre, die sie mähten.

„Dem Herrn Marquis von Carabas," sagten sie Alle zusammen, denn sie fürchteten sich vor der Drohung der Katze.

„Ihr habt da ein schönes Besitzthum," sagte der König zum Marquis von Carabas.

„Diese Wiese, Majestät," antwortete der Marquis, „trägt alle Jahre reichliches Heu ein."

Die kluge Katze, welche immer voraus eilte, fand mehre Schnitter und sagte zu ihnen: „Ihr Leute, ihr seid bei der Ernte! Saget dem Könige, daß alles dies Getreide dem Herrn Marquis von Carabas gehört, sonst werdet ihr klein gehauen zu Pastetenfleisch." Der König, welcher einen Augenblick nachher vorüberfuhr, wollte wissen, wem all' das Getreide gehöre, das er sah.

„Dem Herrn Marquis von Carabas," antworteten die Schnitter, und der König freute sich mit dem Marquis wieder darüber.

Die Katze, die vor dem Wagen ging, sagte immer Allen, denen sie begegnete, dasselbe, und der König war erstaunt über die großen Güter des Marquis von Carabas.

Die Katze kam endlich an ein schönes Schloß, dessen Besitzer ein Währwolf war, der reichste auf Erden; denn alle Güter, durch welche der König gekommen war, gehörten zu diesem Schlosse. Die Katze erkundigte sich, wer dieser Währwolf wäre und welche Eigenschaften er besitze und verlangte ihn zu sprechen, indem sie sagte, daß sie nicht so nahe am Schlosse vorübergehen wolle, ohne ihm ihre Aufwartung zu machen. Der Währwolf empfing sie so höflich, als ein Währwolf es kann und ließ sie niedersetzen.

„Man hat mir versichert," sagte die Katze, „daß ihr die Gabe hättet, euch in alle Arten von Thieren zu verwandeln, daß ihr euch z. B. in einen Löwen oder in einen Elephanten verwandeln könntet."

„Das ist wahr," sagte der Währwolf ungestüm, „und du sollst mich sogleich als Löwe sehn."

Die Katze war so erschrocken, einen Löwen vor sich zu sehen, daß sie sogleich auf die Dachrinne sprang, nicht ohne Mühe und Gefahr wegen ihrer Stiefeln, die nicht dazu taugten, auf den Ziegeln zu gehen. Einige Zeit nachher, als sie gesehen, daß der Währwolf seine erste Gestalt wieder angenommen hatte, stieg die Katze herab und gestand ihm ihre große Furcht. — „Man hat mir auch versichert," sagte die Katze, „aber ich kann es nicht glauben, daß ihr die Macht hättet, die Gestalt der kleinsten Thiere anzunehmen, z. B. euch in eine Ratte oder eine Maus zu verwandeln; ich gestehe euch, daß ich dies für ganz unmöglich halte."

„Unmöglich!" erwiederte der Währwolf; „du sollst es sehen," und sogleich verwandelte er sich in eine Maus und fing an, auf dem Fußboden herumzulaufen.

Kaum hatte die Katze sie erblickt, als sie sich über sie hinwarf und sie auffraß.

Indessen wollte der König, der im Vorbeifahren das schöne Schloß des Währwolfs sah, dasselbe im Innern beschauen. Die

Katze hörte das Rollen des Wagens, der über die Zugbrücke fuhr, lief dem Könige entgegen und sagte zu ihm: „Willkommen, Euer Majestät, in diesem Schloß des Herrn Marquis von Carabas!“

„Wie, Herr Marquis,“ rief der König, „dieses Schloß gehört euch auch? Es giebt nichts Schöneres, als diesen Hof und alle Gebäude, die ihn umgeben; besehen wir das Innere, wenn's euch beliebt.“

Der Marquis reichte der jungen Prinzessin die Hand und folgte dem Könige, der zuerst hinaufstieg. Sie traten in einen großen Saal, wo sie eine prächtige Mahlzeit fanden, welche der Währwolf für seine Freunde hatte bereiten lassen, die ihn an demselben Tage besuchen sollten, aber nicht gewagt hatten zu kommen, da sie wußten, daß der König dort war.

Der König, entzückt über die guten Eigenschaften des Herrn Marquis von Carabas, ebenso wie seine Tochter, die davon ganz hingerissen war, sagte zu ihm, als er die großen Güter sah, die derselbe besaß und nachdem er fünf bis sechsmal vom Wein getrunken hatte: „Es steht nur bei euch, Herr Marquis, ob ihr mein Schwiegersohn werden wollt.“

Der Marquis machte tiefe Verbeugungen, nahm die Ehre an, die der König ihm erzeigte und heirathete die Prinzessin noch denselben Tag.

Die Katze, die eigentlich ein Kater war, wurde ein vornehmer Herr und lief nur noch zu ihrer Belustigung den Mäusen nach.

Moral.

Wie groß auch wohl der Vortheil sei
Viel Gut zu erben; denn dabei
Lebt man bequem und ohne Müh'
Nach seiner eig'nen Phantasie;
So lob' ich doch Geschicklichkeit,
Denn auch durch sie kommt man recht weit,
Und kann der Erde schöne Gaben
Oft in der besten Fülle haben.

Die Schöne im stillen Gehölz.

Es war einmal ein König und eine Königin, die waren so betrübt, daß sie keine Kinder hatten, so betrübt, daß man es gar nicht aussprechen kann. Sie gingen in alle Bäder der Welt; Gelübde, Wallfahrten, alles wurde angewendet und nichts wollte helfen.

Doch endlich wurde die Königin Mutter und gebar ein Töchterchen. Man stellte ein schönes Tauffest an und gab der kleinen Prinzessin alle Feen zu Pathinnen, die man im Lande finden konnte (es waren deren sieben), damit jede von ihnen ihr ein Geschenk machte, wie es in jener Zeit Gebrauch bei den Feen war; und dadurch bekam die Prinzessin alle denkbaren Vollkommenheiten. Nach der Tauffeierlichkeit begab sich die ganze Gesellschaft wieder in den Pallast des Königs, wo zu Ehren der Feen ein großes Fest stattfand. Man legte jeder von ihnen ein prachtvolles Gedeck hin mit einem Besteck von schwerem Golde, worin ein Löffel, eine Gabel und ein Messer von echtem Golde lagen, mit Diamanten und Rubinen besetzt. Aber als man sich zu Tische setzen wollte, sah man eine alte Fee eintreten, die nicht eingeladen war, weil sie seit funfzig Jahren nicht aus einem Thurm gekommen war und man sie daher für todt oder verzaubert gehalten hatte. Der König ließ ihr ein Gedeck bringen, aber es war nicht möglich, ihr ein Besteck von schwerem Golde zu geben, wie den Andern, weil man nur sieben für die sieben Feen hatte machen lassen. Die Alte glaubte, daß man sie verachtete und murmelte einige Drohungen zwischen den Zähnen. Eine der jungen Feen, die neben ihr saß, hörte es und da sie dachte, daß sie der kleinen Prinzessin irgend ein unangenehmes Geschenk geben könnte, versteckte sie sich, sobald man von

der Tafel aufgestanden war, hinter der Tapete, um zuletzt zu sprechen und soviel als möglich das Uebel wieder gut zu machen, was die Alte vielleicht anrichtete. Indessen fingen die Feen an, der Prinzessin ihre Geschenke zu geben. Die jüngste schenkte ihr als Gabe, daß sie das schönste Mädchen der Welt sein sollte; die nach ihr kam, daß sie so viel Verstand haben müsse als ein Engel; die dritte, daß sie Alles mit bewundernswürdiger Anmuth thun sollte; die vierte, daß sie vollkommen schön tanzen werde; die fünfte, daß sie singen sollte wie eine Nachtigall, und die sechste, daß sie alle Arten von Instrumenten mit der größten Vollkommenheit zu spielen verstehe.

Als die Reihe an die alte Fee kam, sagte sie, indem sie mehr aus Verdruß als vor Alter mit dem Kopfe wackelte, daß die Prinzessin sich mit einer Spindel in die Hand stechen und daran sterben werde. Bei diesem schrecklichen Geschenk schauderte die ganze Gesellschaft und Alle weinten. In diesem Augenblick trat die junge Fee hinter der Tapete hervor und sprach ganz laut diese Worte: „Beruhigt euch, König und Königin, eure Tochter soll nicht sterben; es ist wahr, daß ich nicht Macht genug habe, den Ausspruch ganz zu vernichten, den meine ältere Genossin gethan hat: die Prinzessin wird sich die Hand an einer Spindel stechen, aber anstatt zu sterben, wird sie nur in einen tiefen Schlaf verfallen, der hundert Jahre dauert, nach deren Verlauf der Sohn eines Königs sie erwecken wird.“

Der König, um das Unglück zu vermeiden, das die Alte verkündigt hatte, ließ sogleich einen Befehl bekannt machen, durch welchen er Jedermann verbot, auf Spindeln zu spinnen, auch bei Lebensstrafe Spindeln in seinem Hause zu haben. Nach Verlauf von funfzehn oder sechszehn Jahren aber, als der König nach einem Lusthause gegangen war, geschah es, daß die junge Prinzessin, als sie einst im Schlosse umherlief und von Zimmer zu Zimmer ging, auf einen hohen Schloßthurm in eine kleine Dachkammer stieg, wo eine alte Frau allein an ihrem Rocken spann. Diese gute Alte hatte nichts von dem Verbote gehört, welches der König gegen die Spindeln erlassen hatte. — „Was macht ihr da, gute Frau?“ fragte die Prinzessin.

„Ich spinne, mein schönes Kind," antwortete die Alte, die sie nicht kannte.

„Ach, wie hübsch," erwiderte die Prinzessin; „aber wie macht ihr das? Gebt 'mal her, ich will sehen, ob ich es auch kann."

Aber kaum hatte sie die Spindel genommen, als, (sie war sehr lebhaft und ein wenig unbesonnen) dem Ausspruch der Feen gemäß, sie sich in die Hand stach und ohnmächtig niederfiel. Die gute Alte war sehr in Verlegenheit und rief nach Hülfe; man kam von allen Seiten herbei, goß der Prinzessin Wasser in's Gesicht, rieb ihr die Hände und die Schläfen mit wohlriechendem Wasser; aber nichts konnte sie erwecken. Nun erinnerte sich der König, der bei dem Lärm heraufgekommen war, an die Weissagung der Feen, und da er bedachte, daß es so kommen mußte, weil die Feen es bestimmt hatten, ließ er die Prinzessin in dem schönsten Gemach des Palastes auf ein mit Gold und Silber gesticktes Bett legen. Man hielt sie für einen Engel, so schön war sie; denn ihre Ohnmacht hatte ihr nicht die lebhaften Farben ihres Gesichts geraubt, ihre Wangen waren rosig und ihre Lippen wie Corallen; sie hatte nur die Augen geschlossen, aber man hörte sie sanft athmen, woran man sah, daß sie nicht todt war. Der König befahl, sie ruhig schlafen zu lassen, bis die Stunde zu ihrem Erwachen gekommen sei. Die gute Fee, die ihr das Leben gerettet hatte, indem sie sie zum hundertjährigen Schlaf verurtheilte, war, als der Prinzessin der Unfall geschah, zwölf tausend Meilen weit entfernt, im Königreiche Mataquin; aber sie wurde augenblicklich durch einen kleinen Zwerg davon benachrichtigt, welcher Siebenmeilenstiefel hatte (das waren Stiefel, mit welchen man bei jedem Schritt sieben Meilen machte.) Die Fee reiste sogleich ab und kam nach einer Stunde in einem feurigen, von Drachen gezogenen Wagen an. Der König half ihr beim Aussteigen. Sie billigte Alles, was er gethan hatte; aber da sie sehr vorsichtig war, dachte sie, die Prinzessin würde beim Erwachen sehr ängstlich sein, wenn sie sich in diesem alten Schloß ganz allein fände. Deshalb berührte sie mit ihrem Zauberstab Alles, was in dem alten Schloß war (den König und die Königin ausgenommen), die Haushälterinnen, Ehren-

damen, Kammerfrauen, Edelleute, Officiere, Haushofmeister, Köche, Küchenjungen, Läufer, Wachen, Thürsteher, Edelknaben, Knechte; sie berührte auch alle Pferde in den Ställen nebst den Stallknechten, die großen Hofhunde und das Puffelchen, die kleine Hündin der Prinzessin, welche bei ihr auf dem Bette lag. Sobald sie sie berührt hatte, schliefen alle ein, um erst mit ihrer Herrin wieder zu erwachen und stets zu ihren Diensten bereit zu sein. Selbst die Spieße am Feuer, voller Rebhühner und Fasanen, schliefen ein, und das Feuer erlosch. Das geschah in einem Augenblick; die Feen brauchen nicht lange Zeit zu ihren Geschäften. Nun verließen der König und die Königin das Schloß, nachdem sie ihr geliebtes Kind noch einmal geküßt hatten, ohne daß es erwachte, und ließen Verbote bekannt machen, daß Niemand sich demselben nähern sollte. Diese Verbote waren nicht nöthig, denn es wuchsen in einer Viertelstunde um den Park eine solche Menge großer und kleiner Bäume, in einander verschlungener Sträucher und Dornen, daß weder ein Thier noch ein Mensch hindurchgehen konnte; so daß man nur noch die Thurmspitzen des Schlosses sah und zwar nur von Weitem. Man zweifelte nicht, daß die Fee dies gethan habe, damit die Prinzessin während ihres Schlafs nicht von Neugierigen belästigt werde.

Nach hundert Jahren war der Sohn des Königs, der damals regierte und der aus einem andern Geschlechte stammte als die Prinzessin, auf die Jagd gegangen. Er kam an den verzauberten Platz und fragte, was das für Thürme wären, die er über einem dichten Gehölz hervorragen sähe. Jeder antwortete, was er wußte; der Eine sagte, daß es ein altes Gespensterschloß wäre; ein Anderer, daß alle Zauberer der Gegend dort ihre Feste hielten. Die Meisten glaubten, daß ein Menschenfresser dort wohne und alle Kinder dahin trüge, die er fangen könnte, um sie in Ruhe zu essen; denn folgen konnte man ihm nicht, da nur er allein sich einen Weg durch das Gehölz zu bahnen vermochte.

Der Prinz wußte nicht, was er davon denken sollte, als ein alter Bauer das Wort nahm und sprach: „Mein Prinz, vor länger als funfzig Jahren habe ich von meinem Vater gehört, daß in diesem Schlosse eine Prinzessin wäre, so schön man sie

nur sehen kann; diese sollte hundert Jahr schlafen und von einem Königssohn erweckt werden, dem sie bestimmt wäre."

Der junge Prinz glühte bei diesen Worten; er glaubte das schöne Abenteuer ohne Zögern bestehen zu müssen, und von Ruhmbegierde und Liebe getrieben, beschloß er, auf der Stelle zu sehen, was daran wäre. Kaum näherte er sich dem Gehölz, als alle großen Bäume, Gesträuche und Dornen sich von selbst entfernten, um ihn durchzulassen. Er ging gerade auf das Schloß zu, das er hinter einer großen Vorhalle sah, wo er eintrat; was ihn etwas überraschte, war, daß keiner von seinen Leuten ihm hatte folgen können, weil die Bäume sich wieder vereinigt hatten, sobald er hindurch gegangen war. Er setzte aber dennoch seinen Weg fort; ein junger verliebter Prinz ist immer tapfer. Er trat in einen großen Vorhof, wo Alles, was er sah, ihn vor Furcht hätte können erstarren lassen. Es herrschte eine entsetzliche Stille; überall zeigte sich das Bild des Todes, und er fand nur Menschen und Thiere, die dort lagen und todt zu sein schienen. Er sah wol an der kupfrigen Nase und dem rothen Angesicht der Thürsteher, daß sie nur schliefen, und ihre Gläser, worin noch einige Tropfen Wein waren, zeigten, daß sie beim Trinken eingeschlafen waren. Er ging durch einen großen, mit Marmor gepflasterten Hof, und stieg die Treppe hinauf, dann trat er in einen Saal, wo die Wachen, in Reihe und Glied gestellt, mit dem Gewehr auf der Schulter aus allen Kräften schnarchten. Er durchschritt mehre Zimmer voller Edelleute und Damen, die alle schliefen, einige stehend, andere sitzend. Dann trat er in ein ganz vergoldetes Zimmer und erblickte auf einem Bett, dessen Vorhänge nach allen Seiten offen waren, das schönste Schauspiel, das er jemals gesehen: eine Prinzessin von ungefähr funfzehn oder sechszehn Jahren, deren blendende Schönheit etwas Leuchtendes und Göttliches hatte. Er näherte sich zitternd und mit Bewunderung und kniete neben sie nieder. Nun erwachte die Prinzessin, da die Bezauberung zu Ende war, und sah ihn mit zärtlichern Blicken an, als er beim ersten Anblick gehofft hatte: „Seid ihr es, mein Prinz," sagte sie zu ihm, „ihr habt lange auf euch warten lassen." Der Prinz, entzückt über diese

Worte und noch mehr über die Art, wie sie gesprochen wurden, wußte nicht, wie er ihr seine Freude und Dankbarkeit bezeigen sollte; er versicherte, daß er sie mehr liebe als sich selbst. Seine Reden waren nicht geordnet, gefielen aber desto besser. Er war mehr in Verlegenheit als sie, worüber man sich nicht wundern muß, denn sie hatte Zeit gehabt, über das nachzudenken, was sie ihm sagen wollte; es scheint (die Geschichte sagt nichts davon), daß ihr die gute Fee während eines so langen Schlummers das Vergnügen angenehmer Träume verschafft hatte. Kurz, sie sprachen vier Stunden mit einander und hatten doch nicht die Hälfte von dem gesagt, was sie sich zu sagen hatten.

Indessen war der ganze Pallast mit der Prinzessin erwacht; Jeder wollte sein Amt ausüben, und da sie nicht alle verliebt waren, starben sie beinahe vor Hunger. Das Ehrenfräulein, hungrig wie die Andern, wurde ungeduldig und sagte ganz laut zu der Prinzessin, daß das Essen aufgetragen wäre.

Der Prinz half der Prinzessin beim Aufstehen; sie war ganz angekleidet und zwar sehr prächtig; aber er hütete sich wohl, ihr zu sagen, daß sie wie seine Großmutter geputzt wäre und daß sie einen hohen steifen Kragen trüge; sie war deshalb nicht weniger schön. Nun gingen Beide in einen mit Spiegeln ausgelegten Saal und aßen Abendbrot, wobei sie von den Dienern der Prinzessin bedient wurden. Die Musikanten spielten zwar alte Stücke, aber ganz vortrefflich, obgleich hundert Jahre vergangen waren, seit sie nicht gespielt hatten; und nach dem Abendessen traute sie der Oberprediger ohne Zeitverlust in der Schloßkapelle, und die Ehrendamen führten sie in's Brautgemach. Sie schliefen wenig, die Prinzessin war nicht müde, und der Prinz verließ sie am andern Morgen, um sich nach der Stadt zu begeben, wo sein Vater seinetwegen besorgt sein mußte. Der Prinz erzählte ihm, wie er beim Jagen sich im Walde verirrt und die Nacht in der Hütte eines Köhlers zugebracht habe, der ihm Schwarzbrot und Käse zu essen gegeben. Der König, sein Vater, war ein guter Mann und glaubte seinen Worten; aber seine Mutter zweifelte daran, und da sie sah, daß er fast alle Tage auf die Jagd ging, und daß er immer einen Entschuldigungs-

grund bei der Hand hatte, wenn er zwei oder drei Nächte auswärts geschlafen, so war sie überzeugt, daß er irgend eine Liebschaft habe; denn er war länger als zwei Jahre mit der Prinzessin verheirathet und hatte zwei Kinder, wovon das älteste, eine Tochter, Morgenroth hieß, und das zweite, ein Sohn, Licht genannt wurde, weil er noch schöner zu sein schien als seine Schwester. Die Königin sagte mehrmals zu ihrem Sohne, um ihn zum Geständniß zu bringen, daß er ein sonderbares Leben führe; aber er wagte nie, ihr sein Geheimniß anzuvertrauen; er fürchtete sie, obgleich er sie liebte, denn sie war aus dem Geschlecht der Menschenfresser, und der König hatte sie nur wegen ihrer großen Reichthümer geheirathet. Man erzählte sich selbst am Hofe ganz leise, daß sie die Neigungen der Menschenfresser habe, und wenn sie kleine Kinder sähe, so müsse sie sich die größte Mühe geben, sich nicht auf sie zu werfen; drum wollte ihr der Prinz nie etwas gestehen.

Aber als der König nach zwei Jahren starb und er sich als Gebieter sah, erklärte er öffentlich seine Heirath und holte mit großer Feierlichkeit die Königin, seine Gemahlin, in sein Schloß. Sie hielt einen prächtigen Einzug in die Hauptstadt, wobei sie zwischen ihren beiden Kindern saß. Einige Zeit nachher zog der König in den Krieg gegen seinen Nachbar, den Kaiser Cantalabutte. Er übergab die Regierung des Reiches der Königin, seiner Mutter, und empfahl ihr auf's Herzlichste seine Gemahlin und seine Kinder. Er mußte den ganzen Sommer im Felde bleiben, und sobald er fort war, schickte die Königin-Mutter ihre Schwiegertochter und deren Kinder auf ein Landhaus im Walde, um besser ihre entsetzliche Begierde befriedigen zu können. Sie folgte einige Tage nachher, und sagte eines Abends zu ihrem Haushofmeister: „Ich will morgen die kleine Morgenroth zum Mittagbrot essen."

„Mein Gott! Frau Königin!" rief der Haushofmeister.

„Ich will es," erwiderte die Königin (und sie sagte das in einem solchen Menschenfressertone, als ob sie Lust hätte, frisches Fleisch zu essen) „und zwar mit holländischer Sauce."

Der arme Mann, der wol fühlte, daß mit einer Menschenfresserin nicht zu spaßen wäre, nahm sein großes Messer und ging

in das Zimmer der kleinen Morgenroth, die damals vier Jahre alt war; sie kam gesprungen und warf sich lachend an seinen Hals und bat ihn um Bonbons. Er fing an zu weinen, das Messer fiel ihm aus der Hand; darauf ging er in den Hof, schlachtete ein Lämmchen und bereitete es mit so guter Sauce, daß seine Herrin versicherte, niemals etwas so Wohlschmeckendes gegessen zu haben. Er hatte gleichzeitig die kleine Morgenroth mitgenommen und seiner Frau übergeben, die sie in ihrer Wohnung auf dem Hofe versteckt hielt. Acht Tage nachher sagte die böse Königin zu ihrem Haushofmeister: „Ich will den kleinen Licht zum Abendbrot essen."

Er widersprach nicht, da er entschlossen war, sie wie das erste Mal zu täuschen. Er holte den kleinen Licht, den er fand, wie er eben mit einem kleinen Degen auf einen Affen eindrang; er war erst drei Jahr alt. Er brachte ihn seiner Frau, die ihn bei der kleinen Morgenroth versteckte, und gab der Menschenfresserin statt des kleinen Licht eine kleine Ziege, die ihr außerordentlich gut mundete.

Bis dahin war Alles gut gegangen; aber eines Abends sagte die böse Königin zu dem Haushofmeister: „Ich will die Königin essen, mit derselben Sauce bereitet wie ihre Kinder."

Nun gerieth der arme Haushofmeister in Verzweiflung, da er sie nicht noch einmal täuschen konnte. Die junge Königin war zwanzig Jahre alt, ohne die hundert Jahre zu rechnen, die sie durchschlafen hatte; ihre Haut war etwas hart, obgleich weiß und schön, und es war nicht möglich, auf dem Viehhof ein so altes Thier zu finden. Um sein Leben zu retten, faßte er den Entschluß, die Königin zu schlachten, und ging in ihr Zimmer in der Absicht, es schnell abzumachen. Er suchte sich selbst Muth zuzusprechen und trat mit gezücktem Dolche zur jungen Königin; doch wollte er sie nicht meuchlings morden, sondern theilte ihr mit vieler Ehrerbietung den Befehl der Königin-Mutter mit.

„O, thut es!" sagte sie zu ihm, indem sie ihm ihren Hals darbot, „befolgt den euch gegebenen Befehl; ich werde alsdann meine Kinder wiedersehen, meine armen Kinder, die ich so geliebt habe."

Sie glaubte, sie wären todt, weil man sie ihr weggenommen hatte, ohne ihr etwas zu sagen.

„Nein, nein, Frau Königin," antwortete der arme Haushofmeister ganz gerührt, „ihr sollt nicht sterben und eure Kinder doch wiedersehen; ich habe sie bei mir versteckt, und werde die Königin noch einmal täuschen, indem ich ihr, statt eurer, eine junge Hirschkuh zu essen gebe."

Er führte sie sogleich in seine Wohnung, wo sie ihre Kinder umarmen und mit ihnen weinen konnte, und wo er sie ließ, um eine Hirschkuh zuzubereiten, die die Königin mit demselben Appetit zum Abendbrot aß, als ob es die junge Königin gewesen wäre. Sie freute sich über ihre Grausamkeit und nahm sich vor, dem Könige bei seiner Rückkehr zu sagen, daß hungrige Wölfe die Königin, seine Gemahlin, und seine beiden Kinder gefressen hätten.

Eines Abends, als sie wie gewöhnlich auf den Viehhöfen des Schlosses umherschweifte, um etwas frisches Fleisch aufzuspüren, hörte sie in einem Saale des Erdgeschosses den kleinen Licht weinen, weil seine Mutter, die Königin, ihn wegen einer Unart strafen wollte, und sie hörte auch die kleine Morgenroth für ihren Bruder um Verzeihung bitten. Die Menschenfresserin erkannte die Stimmen der Königin und ihrer Kinder, und wüthend darüber, daß sie getäuscht worden war, befahl sie am andern Morgen, mit so schrecklicher Stimme, daß Jeder zitterte, eine große Wanne in die Mitte des Hofes zu tragen, welche sie mit Vipern, Kröten, Nattern und Schlangen anfüllen ließ, um die Königin und ihre Kinder hineinwerfen zu lassen, und auch den Haushofmeister, seine Frau und seine Magd.

Sie hatte den Befehl gegeben, sie mit auf dem Rücken gebundenen Händen herbeizuführen. Schon waren sie da, die Henker wollten sie eben in die Wanne werfen, als der König, den man nicht so bald erwartete, in den Hof ritt; er fragte ganz erstaunt, was dieses schreckliche Schauspiel bedeute. Niemand wagte es ihm zu sagen; als die Menschenfresserin, wüthend, ihre Rache vereitelt zu sehen, sich kopfüber in die Wanne stürzte und in einem Augenblicke von den schrecklichen Thieren verschlungen

wurde, die sie selbst hatte hineinthun lassen. Der König war darüber sehr betrübt, denn sie war seine Mutter; aber er tröstete sich bald bei seiner schönen Frau und bei seinen Kindern.

Moral.

Auf einen Gatten lange hoffen,
Das geht schon an; doch hundert Jahr,
Das machte Manche wol betroffen,
Und schiene ihnen wunderbar;
Drum will euch die Geschichte lehren,
Daß sich nur Glück und Wonne mehren,
Wenn man geduldig warten kann;
Und daß zuletzt in Ruh und Frieden
Das Schicksal Mancher noch beschieden
Gar oft den allerbesten Mann.

Aschenbrödel oder der kleine Glaspantoffel.

Es war einmal ein Edelmann, der sich zum zweiten Male verheirathete, und eine so stolze und hochmüthige Frau nahm, als nur auf Erden sein konnte. Sie hatte zwei Töchter von derselben Gemüthsart, die ihr in allen Dingen glichen. Der Mann hatte auch eine junge Tochter, aber von beispielloser Sanftmuth und Güte; sie hatte das von ihrer Mutter, die die beste Frau von der Welt gewesen war.

Die Hochzeit war kaum vorüber, als die Stiefmutter ihrer Bosheit freien Lauf ließ; sie ärgerte sich über die guten Eigenschaften des lieben Kindes, welche ihre eigenen Töchter noch verhaßter darstellten. Sie übertrug ihr die niedrigsten Arbeiten im Hause; sie mußte die Gefäße und die Treppen scheuern, das Zimmer ihrer Mutter und ihrer Stiefschwestern ausfegen; sie schlief auf dem Hausboden in einer Kammer auf einem alten Strohsack, während ihre Schwestern Zimmer mit getäfeltem Fußboden bewohnten, worin ganz moderne Betten und Spiegel waren, in denen man sich vom Kopf bis zu den Füßen betrachten konnte.

Das arme Mädchen litt Alles mit Geduld und wagte nicht, sich bei ihrem Vater zu beklagen, der sie doch nur gescholten haben würde, denn seine Frau beherrschte ihn gänzlich. Wenn sie ihre Arbeit fertig hatte, setzte sie sich in den Winkel des Kamins in die Asche; deshalb nannte man sie gewöhnlich Aschenbrödel. Indessen war Aschenbrödel mit ihren schlechten Kleidern hundert Mal schöner als ihre Schwestern, obgleich diese prächtig gekleidet waren.

Es geschah einmal, daß der Sohn des Königs einen Ball gab und alle vornehmen Personen dazu einlud. Unsere beiden Fräulein wurden auch dazu gebeten, denn sie waren sehr ange-

sehen in dem Lande. Nun waren sie sehr froh darüber und sehr beschäftigt, den Putz und Schmuck zu wählen, der sie am besten kleidete. Das war eine neue Mühe für Aschenbrödel, denn sie mußte die Wäsche ihrer Schwestern plätten und ihre Manschetten falten. Man sprach nur von Kleidern und davon, wie man sich putzen wollte. „Ich," sagte die Aelteste, „werde mein rothsammtnes Kleid mit dem englischen Besatz anziehen." „Ich," sagte die Jüngste, „werde nur meinen gewöhnlichen Rock tragen, aber dafür werde ich meinen goldgestickten Mantel umbinden und meinen Diamantschmuck anstecken." Man ließ die berühmteste Putzmacherin holen, um Blondenhauben aufzustecken und kaufte die besten Schönpfläfterchen. Sie riefen Aschenbrödel, um sie um Rath zu fragen, denn sie hatte einen guten Geschmack. Aschenbrödel rieth ihnen auf's beste, und bot sich selbst an, sie zu frisiren, was sie auch annahmen. Als sie ihnen das Haar machte, sagten sie zu ihr: „Aschenbrödel, möchtest du auch gern auf den Ball gehen?" „Ach, liebe Schwestern, ihr macht euch über mich lustig, das kommt mir nicht zu." „Du hast recht, man würde sehr lachen, wenn ein Aschenbrödel auf den Ball käme." Eine Andere als Aschenbrödel würde sie schief frisirt haben, aber sie war gut und frisirte sie vollkommen schön. Sie aßen beinahe in zwei Tagen nichts, so waren sie voller Freude. Man zerriß mehr als zwölf Schnürbänder, um sie recht einzuschnüren, damit ihre Taille schlanker würde, und fortwährend standen sie vor dem Spiegel. Endlich kam der glückliche Tag; man fuhr ab und Aschenbrödel folgte ihnen, so lange sie konnte, mit den Augen. Als sie sie nicht mehr sah, fing sie an zu weinen. Ihre Pathin, die sie in Thränen fand, fragte sie, was ihr fehle: „Ich möchte gern.... ich möchte gern...." Sie weinte so sehr, daß sie ihren Wunsch nicht aussprechen konnte. Ihre Pathin, die eine Fee war, sagte zu ihr: „Du möchtest gern auf den Ball gehen, nicht wahr?" — „Ach, ja!" sagte Aschenbrödel seufzend. „Nun wohl! wenn du artig bist, sollst du hingehen," sagte ihre Pathin. Sie führte sie in ihr Zimmer und sagte: „Geh' in den Garten und hole mir einen Kürbis." Aschenbrödel ging sogleich, um den schönsten Kürbis zu pflücken und brachte ihn ihrer Pathin,

obgleich sie nicht errathen konnte, was dieser Kürbis mit ihrem Wunsch zu thun habe. Ihre Pathin höhlte ihn aus und ließ nur die Schaale davon übrig, dann berührte sie diese mit ihrem Zauberstab und der Kürbis war sogleich in eine schöne, ganz vergoldete Kutsche verwandelt. Dann sah sie in die Mausefalle, worin sie sechs lebendige Mäuse fand und sagte zu Aschenbrödel, sie möchte ein wenig die Klappe der Mäusefalle aufheben. Jeder Maus, die heraus kam, gab sie einen Schlag mit ihrem Zauberstab, worauf sie sich sogleich in ein schönes Pferd verwandelte, was ein prächtiges Gespann von sechs mäusegrauen Apfelschimmeln gab. Da sie nicht wußte, woraus sie den Kutscher machen sollte, sagte Aschenbrödel: „Ich will sehen, ob nicht eine Ratte in der Rattenfalle ist, woraus der Kutscher gemacht werden kann.“ „Du hast recht,“ sagte ihre Pathe, „sieh zu.“ Aschenbrödel brachte ihr die Rattenfalle, worin drei große Ratten waren. Die Fee nahm diejenige, welche den größten Bart besaß, und nachdem sie sie berührt hatte, wurde sie in einen stattlichen Kutscher verwandelt, der einen der schönsten Schnurrbärte trug. Dann sagte sie zu ihr: „Geh in den Garten, dort wirst du sechs Eidechsen hinter der Gießkanne finden, bringe sie mir.“ Sobald sie dieselben gebracht hatte, verwandelte sie die Pathin in sechs Lakaien, die sogleich hinten auf die Kutsche stiegen und sich in ihren gestickten Röcken so gut ausnahmen, als ob sie nie etwas andres gewesen wären. Darauf sagte die Fee zu Aschenbrödel: „Höre, jetzt kannst du auf den Ball gehen; bist du nicht sehr froh darüber?“ — „Ei ja! aber werde ich in meinen schlechten Kleidern hingehen können?“ Ihre Pathe berührte sie nur mit ihrem Zauberstab, und sogleich waren ihre Kleider in Gewänder von Gold- und Silberstoff verwandelt und ganz mit Edelsteinen besetzt; dann gab sie ihr noch ein Paar Glaspantoffel, die reizendsten, die man sehen konnte. Als sie so geschmückt war, stieg sie in den Wagen; aber ihre Pathin empfahl ihr vor allen Dingen, sich nicht bis nach Mitternacht aufzuhalten, und sagte ihr, daß wenn sie einen Augenblick länger bliebe, ihre Kutsche wieder zum Kürbis, ihre Pferde zu Mäusen, ihre Lakaien zu Eidechsen werden, und daß auch ihre Kleider wieder ihre erste Gestalt annehmen würden.

Sie versprach ihrer Pathin, vor Mitternacht den Ball zu verlassen und fuhr voller Freude ab. Der Königssohn, den seine Leute benachrichtigten, daß eine schöne unbekannte Prinzessin käme, ging ihr entgegen, um sie zu empfangen; er gab ihr beim Aussteigen die Hand und führte sie in den Saal, wo sich die Gesellschaft befand. Dies machte großes Aufsehen; man hörte auf zu tanzen und die Musikanten spielten nicht mehr, so beschäftigt war man, die große Schönheit der Unbekannten zu betrachten. Man hörte nur den Ausruf: „Ach, wie schön ist sie!"

Der König selbst, so alt er auch schon war, wurde nicht müde sie anzusehen und ganz leise zu der Königin zu sagen, daß er seit langer Zeit kein so schönes und liebenswürdiges Mädchen gesehen. Alle Damen betrachteten aufmerksam ihren Kopfputz und ihre Kleidung, um sich gleich am andern Morgen ähnliche anzuschaffen, wenn sie nämlich so schöne Stoffe und so geschickte Arbeiter finden könnten. Der Sohn des Königs wies ihr den ehrenvollsten Platz an und foderte sie dann zum Tanze auf. Sie tanzte mit so viel Anmuth, daß man sie noch mehr bewunderte. Man trug eine prächtige Mahlzeit auf, woran der junge Prinz nicht Theil nahm, so sehr war er beschäftigt, die schöne Dame zu bewundern. Sie setzte sich neben ihre Schwestern und war sehr höflich gegen sie; sie theilte ihnen von den Apfelsinen und Orangen mit, die der Prinz ihr gegeben hatte, was sie sehr in Erstaunen setzte, denn sie kannten sie nicht. Als sie so plauderten, hörte Aschenbrödel es dreiviertel auf zwölf Uhr schlagen; sogleich machte sie der Gesellschaft eine tiefe Verbeugung und ging, so schnell sie konnte, fort. Als sie zu Hause angekommen war, ging sie zu ihrer Pathin und nachdem sie ihr gedankt hatte, sagte sie ihr, daß sie wol wünsche, den andern Tag wieder auf den Ball gehen zu können, weil der Königssohn sie darum gebeten habe. Als sie noch beschäftigt war, ihrer Pathin Alles zu erzählen, was ihr auf dem Balle begegnet war, klopften ihre beiden Schwestern an die Thür; Aschenbrödel ging ihnen zu öffnen.

„Wie lange ihr bleibt!" sagte sie gähnend und sich dehnend, und rieb sich die Augen, als ob sie eben erst aufgewacht wäre, und doch hatte sie durchaus nicht Lust gehabt zu schlafen, seitdem sie

sich getrennt hatten. — „Wenn du auf dem Ball gewesen wärst,“ sagte eine ihrer Schwestern zu ihr, „würdest du keine lange Weile gehabt haben; die schönste Prinzessin ist gekommen, die schönste, die man sehen kann; sie ist sehr artig gegen uns gewesen und hat uns Apfelsinen und Orangen gegeben.“ Aschenbrödel schien außer sich vor Freude und fragte nach dem Namen der Prinzessin; aber sie antwortete ihr, daß sie ihn nicht wüßten, weil man sie nicht kannte; daß der Königssohn darüber sehr traurig wäre und Alles in der Welt geben würde, um zu wissen, wer sie sei. Aschenbrödel lächelte und sagte zu ihnen: „Sie war also sehr schön? Ach, Gott! wie glücklich ihr seid! Kann ich sie denn nicht auch sehen? Ach, liebes Lottchen, borge mir dein gelbes Kleid, das du täglich trägst.“

„Wahrlich,“ sagte Lottchen, „das wäre mir recht; mein Kleid einem solchen häßlichen Aschenbrödel zu borgen; da müßte ich närrisch sein.“

Aschenbrödel erwartete diese Weigerung und war sehr froh darüber; denn sie wäre sehr in Verlegenheit gekommen, wenn ihre Schwester ihr das Kleid hätte borgen wollen.

Am andern Tage waren die beiden Schwestern wieder auf dem Ball und Aschenbrödel auch, aber noch weit mehr geschmückt als das erstemal. Der Königssohn war immer in ihrer Nähe und hörte nicht auf, ihr schöne Worte zu sagen. Das junge Fräulein langweilte sich nicht und vergaß, was ihre Pathin ihr anempfohlen hatte, so daß sie schon den ersten Schlag der zwölften Stunde schlagen hörte, als sie noch nicht glaubte, daß es eilf Uhr wäre. Sie stand auf und entfloh so leicht wie ein Reh. Der Prinz folgte ihr, konnte sie aber nicht erreichen. Doch ließ sie einen ihrer gläsernen Pantoffel fallen, welchen der Prinz sorgfältig aufhob. Aschenbrödel kam ganz athemlos nach Hause, ohne Wagen, ohne Lakaien und in ihren schlechten Kleidern; nichts war ihr von aller ihrer Pracht geblieben, als der eine ihrer kleinen Pantoffel; den andern hatte sie zurückgelassen. Man fragte die Wachen an der Thür des Pallastes, ob sie nicht eine Prinzessin hätten herausgehen sehen; sie antworteten, sie

hätten nur ein schlecht gekleidetes, junges Mädchen gesehen, das wie eine Bäuerin, aber nicht wie ein Fräulein gekleidet gewesen wäre.

Als die beiden Schwestern vom Balle kamen, fragte sie Aschenbrödel, ob sie sich wieder gut unterhalten hätten, und ob die schöne Dame auch dort gewesen sei; sie bejahten es, aber die Dame sei entflohen als es zwölf Uhr geschlagen, und zwar so schnell, daß sie den einen ihrer kleinen Glaspantoffel hätte fallen lassen, der so niedlich sei, daß der Königssohn ihn aufgehoben und die ganze übrige Zeit des Balles betrachtet habe; er sei ganz gewiß sehr verliebt in die schöne Dame, der der Pantoffel gehöre.

Sie sagten die Wahrheit, denn einige Tage nachher ließ der Königssohn unter Trompetenschall bekannt machen, daß er diejenige heirathen wolle, an deren Fuß der Pantoffel passe. Man versuchte ihn zuerst den Prinzessinnen an, dann den Herzoginnen und dem ganzen Hofe, aber vergebens. Man brachte ihn auch den beiden Schwestern, die alles Mögliche thaten, um ihren Fuß in den Pantoffel zu zwingen; aber sie konnten nicht damit zu Stande kommen. Aschenbrödel, die ihnen zusah und ihren Pantoffel erkannte, sagte lachend: „Laßt mich versuchen, ob er mir paßt."

Ihre Schwestern fingen an zu lachen und verspotteten sie. Der Edelmann aber, der den Pantoffel herumtrug, sah Aschenbrödel aufmerksam an, fand sie sehr schön und sagte, dies wäre ganz gerecht und er hätte den Befehl, ihn allen jungen Mädchen anzuversuchen. Er hieß Aschenbrödel niedersitzen, und indem er den Pantoffel ihrem kleinen Fuße näherte, sah er, daß sie ohne Mühe hineinkam und daß er ihr wie angegossen war. Das Erstaunen ihrer beiden Schwestern war groß, aber noch größer, als Aschenbrödel den andern kleinen Pantoffel aus ihrer Tasche nahm und ihn anzog. Darüber kam die Pathin herbei und berührte mit ihrem Zauberstab Aschenbrödels Kleider, welche noch prächtiger wurden als alle früheren. Jetzt erkannten ihre beiden Schwestern in ihr die schöne Dame wieder, die sie auf dem Balle gesehen hatten. Sie warfen sich ihr zu Füßen, um sie wegen der schlechten Behandlung um Verzeihung zu bitten, die sie

erlitten hatte. Aschenbrödel hob sie auf, umarmte sie und sagte, daß sie ihnen gern vergäbe und sie immer lieben würde.

Man führte sie zu dem jungen Prinzen, so geschmückt wie sie war. Er fand sie noch schöner als sonst und heirathete sie einige Tage nachher. Aschenbrödel, die eben so gut als schön war, ließ ihre Schwestern in den Pallast kommen und verheirathete sie denselben Tag an zwei vornehme Herren vom Hofe.

Moral.

Die Schönheit macht zwar sehr beliebt,
Doch kenn' ich etwas auf der Welt,
Dem man noch größern Vorzug giebt,
Und das man hoch in Ehren hält;
Dies ist die wahre Herzensgüte
Und ein geduldiges Gemüthe,
Wie es dem Aschenbrödel eigen.
Dies gute Mädchen kann euch zeigen,
Wie nur ein guter, frommer Sinn
Euch bringt den herrlichsten Gewinn.

Riquet mit dem Quast.

Es war einmal eine Königin, die hatte einen Sohn, der so häßlich und ungestaltet war, daß man lange daran zweifelte, ob er eine menschliche Gestalt habe. Eine Fee, die bei seiner Geburt zugegen war, versicherte, daß er liebenswürdig werden würde, weil er viel Verstand besäße; sie fügte sogar hinzu, daß er mit dem Geschenk, welches sie ihm gemacht habe, der Person, die er am meisten liebte, eben so viel Verstand geben könne. Alles das tröstete die arme Königin ein wenig, die sehr betrübt darüber war, ein solches Wechselbalg zur Welt gebracht zu haben. Es ist wahr, daß dieses Kind kaum zu sprechen anfing, als es schon tausend hübsche Dinge sagte; auch war in Allem, was es that, so viel Klugheit, daß man ganz entzückt darüber war. Ich vergaß zu sagen, daß er einen kleinen Haarbüschel mit auf die Welt brachte, der mitten auf seinem Kopfe stand, und daß man ihn deshalb Riquet mit dem Quast nannte; denn Riquet war sein Familienname.

Nach Verlauf von sechs oder acht Jahren bekam die Königin eines benachbarten Reiches zwei Töchter. Die Erstgeborne war schön wie der Tag, worüber die Königin so erfreut war, daß man fürchtete, die zu große Freude könnte ihr schaden.

Dieselbe Fee, welche der Geburt des kleinen Riquet mit dem Quast beigewohnt hatte, war gegenwärtig, und um die Freude der Königin zu mäßigen, erklärte sie, daß die kleine Prinzessin nicht viel Verstand haben und eben so dumm als schön sein würde. Dies kränkte die Königin sehr, aber einige Minuten nachher hatte sie einen noch größern Kummer, denn die zweite Tochter, die sie gebar, war außerordentlich häßlich.

p. 42.



„Das sagt ihr, gnädiger Herr —“ antwortete die Prinzessin und sie hielt inne.

„Betrübt euch nicht zu sehr, Frau Königin," sagte die Fee zu ihr; „eure Tochter soll entschädigt werden und so viel Verstand bekommen, daß man bei ihr die Schönheit gar nicht vermissen wird."

„Wolle es Gott," erwiderte die Königin; „aber ist es denn nicht möglich, auch die Aelteste mit etwas Verstand zu begaben, die doch so schön ist?"

„Was den Verstand anbetrifft, so kann ich nichts für sie thun, Frau Königin," sagte die Fee, „aber in Sachen der Schönheit bin ich allmächtig, und da ich Alles zu eurer Befriedigung thun will, verleihe ich ihr die Gabe, die Person schön zu machen, die ihr gefällt."

Je größer die Prinzessinnen wurden, je mehr wuchsen auch ihre Vollkommenheiten und man sprach überall nur von der Schönheit der ältesten und dem Verstand der jüngsten. Zwar nahmen auch ihre Fehler mit dem Alter zu; die jüngste wurde sichtlich häßlicher und die älteste täglich dummer. Entweder antwortete sie gar nicht, wenn man sie fragte, oder sie sagte eine Albernheit; dabei war sie so ungeschickt, daß sie nicht vier Tassen auf einen Tisch stellen konnte, ohne eine zu zerbrechen, noch aus einem Glase Wasser trinken, ohne die Hälfte auf ihr Kleid zu gießen.

Obgleich die Schönheit ein großer Vorzug bei einem jungen Mädchen ist, so trug doch fast immer die jüngste über ihre älteste Schwester in allen Gesellschaften den Sieg davon. Zuerst ging man immer zu der schönsten, um sie zu sehen und zu bewundern, aber bald nachher ging man zu der klügsten um ihr zuzuhören, und war erstaunt, daß in weniger als einer Viertelstunde Niemand mehr in der Nähe der ältesten war und Alles sich um die jüngste versammelt hatte. Die älteste Schwester, obgleich sehr dumm, bemerkte dies bald, und hätte gern ihre ganze Schönheit für die Hälfte des Verstandes hingegeben, den ihre Schwester besaß. Die Königin, so weise sie sonst war, konnte sich nicht enthalten, ihr mehre Male ihre Albernheit vorzuwerfen, worüber die arme Prinzessin vor Schmerz zu sterben dachte.

Eines Tages, als sie sich in ein Gehölz zurückgezogen hatte,

um dort ihr Unglück zu beklagen, sah sie einen kleinen häßlichen, aber prächtig gekleideten Mann auf sich zukommen. Es war der junge Prinz Riquet mit dem Quast, der sich in ihr Bildniß verliebt hatte, welches durch die ganze Welt geschickt wurde; er hatte das Reich seines Vaters verlassen, um sie zu sehen und zu sprechen. Entzückt, sie ganz allein anzutreffen, redete er sie mit aller erdenklichen Ehrfurcht und Höflichkeit an. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, bemerkte er, daß sie sehr schwermüthig wäre, und sagte zu ihr: „Ich begreife nicht, mein Fräulein, wie eine so schöne Dame so traurig sein kann, als ihr zu sein scheint; denn, obgleich ich mich rühmen kann, eine Menge schöner Damen gesehen zu haben, so kann ich doch sagen, daß keine dabei war, deren Schönheit der eurigen gleich kommt."

„Das sagt ihr, gnädiger Herr —" antwortete die Prinzessin, und sie hielt inne.

„Die Schönheit," erwiderte Riquet mit dem Quast, „ist ein so großer Vorzug, daß er alles Uebrige ersetzen muß, und da ihr sie besitzt, sehe ich nicht ein, warum ihr so betrübt seid."

„Ich möchte lieber so häßlich sein wie ihr und Verstand haben, als meine Schönheit besitzen und dabei so dumm sein, wie ich es bin."

„Nichts beweist mehr, daß man Verstand hat, mein Fräulein, als wenn man keinen zu haben glaubt; es liegt in der Natur dieses Vorzugs, je mehr man hat, je weniger glaubt man zu besitzen."

„Das weiß ich nicht," sagte die Prinzessin; „aber ich weiß wol, daß ich sehr einfältig bin, und darum sterbe ich einmal vor Kummer."

„Wenn euch weiter nichts betrübt, so kann ich eurem Schmerze leicht ein Ziel setzen."

„Wie das?" fragte die Prinzessin.

„Ich habe die Macht, mein Fräulein," sagte Riquet mit dem Quast, „der Person, die ich am meisten liebe, so viel Verstand zu geben, als man nur immer haben kann, und da ihr, mein Fräulein, diese Person seid, so kommt es nur auf euch an, ob ihr den meisten Verstand haben wollt, vorausgesetzt, daß ihr

mich heirathet.“ Die Prinzessin war ganz bestürzt und antwortete nicht. — „Ich sehe,“ nahm Riquet mit dem Quast wieder das Wort, „daß dieser Vorschlag euch mißfällt, und ich wundre mich nicht darüber; aber ich gebe euch ein ganzes Jahr Bedenkzeit.“

Die Prinzessin hatte so wenig Verstand und gleichzeitig solches Verlangen danach, daß sie dachte, das Ende dieses Jahres würde niemals kommen, und ging auf den Antrag ein. Kaum hatte sie Riquet mit dem Quast versprochen, ihn über's Jahr an demselben Tage zu heirathen, als sie sich schon ganz anders fühlte als vorher; es wurde ihr unglaublich leicht, Alles zu sagen, was ihr einfiel, und zwar auf eine feine, leichte und natürliche Weise. Sie fing im Augenblick eine artige und anziehende Unterhaltung mit Riquet an und plauderte so angenehm, daß dieser glaubte, ihr mehr Verstand gegeben zu haben, als er für sich selbst behalten habe. Als sie in den Pallast zurückgekehrt war, wußte der ganze Hof nicht, was er von einer so plötzlichen und wunderbaren Veränderung denken sollte; denn so viel Albernheiten man sie hatte sagen hören, so viel verständige und geistreiche Dinge hörte man jetzt von ihr. Der ganze Hof war äußerst erfreut, nur ihre jüngste Schwester war nicht sehr froh darüber, weil, wenn sie vor ihrer ältesten Schwester nicht mehr den Vorzug des Verstandes hätte, sie wie ein Affe neben ihr erschienen wäre. Der König richtete sich nach ihren Rathschlägen und hielt oft in ihrem Zimmer Staatsrath.

Da das Gerücht dieser Veränderung sich verbreitet hatte, kamen alle jungen Prinzen aus den benachbarten Königreichen, bemühten sich um ihre Liebe und warben fast Alle um ihre Hand; aber sie fand keinen, der Verstand genug hatte und hörte sie Alle an, ohne sich weiter mit ihnen einzulassen. Indessen kam Einer, der so mächtig, reich, geistvoll und wohlgestaltet war, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihm ihre Gunst zu gewähren. Ihr Vater bemerkte es und sagte ihr, daß sie ihren Gemahl nach ihrem Gefallen wählen könne und sich nur zu erklären brauche. Aber je mehr Verstand man hat, je schwerer wird ein fester Entschluß über solche Angelegenheit, und sie foderte, nachdem sie ihrem Vater gedankt hatte, einige Zeit zum Ueberlegen. Zufällig ging sie in

demselben Gehölz spazieren, wo sie Riquet mit dem Quast gefunden hatte, um ungestörter nachzudenken, was sie thun solle. Während sie in tiefen Gedanken dahin ging, hörte sie unter ihren Füßen ein dumpfes Geräusch, wie von mehren Personen, die kommen und gehen und thätig sind. Sie wurde aufmerksam und vernahm deutlich, daß der Eine sagte: „Bringe mir den großen Kessel;" der Andere: „Lege Holz an das Feuer." Die Erde öffnete sich gleichzeitig und sie sah unter sich eine große Küche voller Köche, Küchenjungen und andern Beamten, die nöthig waren, um einen prächtigen Schmaus zu bereiten. Es traten zwanzig oder dreißig Bratenköche heraus, welche sich im Gehölz um einen langen Tisch niederließen und welche, die Spicknadel in der Hand und den Fuchsschwanz hinter dem Ohr, alle nach dem Takt eines harmonischen Liedes zu arbeiten anfingen. Die Prinzessin, erstaunt über dieses Schauspiel, fragte sie, für wen sie arbeiteten. „Für den Prinzen Riquet mit dem Quast, mein Fräulein," antwortete der Ansehnlichste des Trupps, „dessen Hochzeit morgen sein wird."

Die Prinzessin war noch verwunderter als vorher, und fiel aus den Wolken, als sie sich plötzlich erinnerte, daß sie vor einem Jahre versprochen hatte, den Prinzen Riquet mit dem Quast zu heirathen. Es war ihr nicht früher eingefallen, weil sie bei jenem Versprechen noch dumm gewesen war und mit dem Verstand, den ihr der Prinz gegeben, alle ihre vorigen Albernheiten vergessen hatte. Sie war noch nicht dreißig Schritte weiter gegangen, als Riquet mit dem Quast ihr entgegen kam, prächtig gekleidet wie ein Prinz, der Hochzeit machen will.

„Ihr seht, mein Fräulein, daß ich pünktlich mein Wort halte," sagte er, „und ich zweifle nicht, daß ihr hierher kommen werdet, um eure Pflicht zu erfüllen und mich zum glücklichsten Manne zu machen, indem ihr mir eure Hand reicht."

„Ich gestehe euch aufrichtig," entgegnete die Prinzessin, „daß ich darüber noch keinen Entschluß gefaßt habe, und daß ich nicht glaube, jemals das thun zu können, was ihr wünscht."

„Ihr setzt mich in Erstaunen, mein Fräulein," sagte Riquet mit dem Quast.

„Ich glaube es," sprach die Prinzessin, „und wahrlich, wenn ich es mit einem unvernünftigen Menschen, mit einem Manne ohne Verstand zu thun hätte, würde ich sehr in Verlegenheit sein. Eine Prinzessin muß ihr Wort halten, würde mir ein solcher sagen und ihr müßt mich heirathen, weil ihr es versprochen habt; aber da Derjenige, mit dem ich spreche, der klügste Mann von der Welt ist, so bin ich überzeugt, daß er Einsehen haben wird. Ihr wißt, daß, als ich noch dumm war, ich mich kaum entschließen konnte, euch zu heirathen. Wie soll ich jetzt bei dem Verstande, den ihr mir gegeben habt, und der mir die Sache noch viel schwerer macht, einen solchen Entschluß fassen? Wenn ihr mich heirathen wollt, hättet ihr mir meine Dummheit lassen und mich nicht klüger machen sollen, als ich war."

„Wenn ein Mann ohne Verstand," antwortete Riquet mit dem Quast, „sich herausgenommen hätte, euch eure Wortbrüchigkeit vorzuwerfen, warum soll ich es nicht auch thun, da es sich um das ganze Glück meines Lebens handelt! Sollen die verständigen Leute unglücklicher sein als die unverständigen? Könnt ihr dies wünschen, ihr, die ihr so klug seid und so sehr gewünscht habt, es zu werden? Aber kommen wir zur Sache, wenn es euch gefällig ist. Mißfällt euch, außer meiner Häßlichkeit etwas an mir? Seid ihr unzufrieden mit meinem Range, meinem Charakter, oder meinem Benehmen?"

„Durchaus nicht," sagte die Prinzessin, „das Alles gefällt mir sehr an euch."

„Wenn das ist," sagte Riquet mit dem Quast, „so bin ich glücklich, denn ihr könnt mich zum schönsten Manne machen."

„Wie sollte das geschehen?" fragte die Prinzessin.

„Dies wird geschehen, wenn ihr mich genug liebt, um es zu wünschen," sagte Riquet mit dem Quast, „und damit ihr nicht daran zweifelt, mein Fräulein, so wisset, daß dieselbe Fee, die am Tage meiner Geburt mir die Gabe verlieh, die Person, die ich liebe, geistreich zu machen, euch die Gabe verlieh, denjenigen schön zu machen, der euch gefällt, und dem ihr diese Gunst erzeigen wollt."

„Wenn es so ist," sagte die Prinzessin, „so wünsche ich

von ganzem Herzen, daß ihr der schönste Prinz der Welt werden möget, und begabe euch mit Reizen, so viel ich kann."

Kaum hatte die Prinzessin diese Worte ausgesprochen, als Riquet mit dem Quast vor ihren Augen der schönste und liebenswürdigste Mann von der Welt erschien. Man versichert, daß nicht allein der Zauber der Fee wirkte, sondern daß die Liebe allein diese Verwandlung hervorbrachte. Man sagt, daß die Prinzessin Betrachtungen angestellt habe über die Ausdauer ihres Geliebten, über seine Bescheidenheit und über die guten Eigenschaften seiner Seele und seines Geistes, und daher weder die Unförmlichkeit seiner Gestalt noch die Häßlichkeit seines Gesichts bemerkte; daß sein Höcker ihr nicht größer erschien, als der starke Rücken eines Andern; und obgleich sie gesehen hatte, daß er schrecklich hinkte, so fand sie darin nur ein kleines Vorwärtsneigen, das ihr gefiel. Man sagt auch, daß seine schielenden Augen ihr deshalb nur glänzender erschienen und daß sie die Unregelmäßigkeit seiner Blicke für das Zeichen einer heftigen Liebe hielt; und daß endlich seine große rothe Nase für sie etwas Kriegerisches und Heldenmüthiges hatte!

Wie dem auch sein mag, die Prinzessin versprach ihm auf der Stelle, ihn zu heirathen, wenn er nämlich die Einwilligung des Königs, ihres Vaters, erhielte. Der König, als er sah, daß seine Tochter viel Neigung für Riquet mit dem Quast hatte, den er übrigens als einen sehr weisen und geistreichen Prinzen kannte, nahm ihn mit Vergnügen zum Schwiegersohn an. Am andern Tage war die Hochzeit, wie Riquet mit dem Quast es vorhergesehen, und den Befehlen gemäß, die er lange zuvor gegeben hatte.

Moral.

Dies Mährchen eine Lehre giebt,
Die von großer Wahrheit ist:
Daß man bei denen, die man liebt,
Alle Fehler gern vergißt.

Der kleine Däumling.

Es war einmal ein Holzhauer mit seiner Frau, die sieben Kinder hatten, lauter Knaben; der älteste war zehn Jahre alt und der jüngste erst sieben. Man wird sich wundern, daß der Holzhauer in so kurzer Zeit so viel Kinder hatte, aber seine Frau brachte immer zwei zugleich zur Welt. Sie waren sehr arm und ihre sieben Kinder waren ihnen sehr zur Last, weil noch keins davon seinen Unterhalt erwerben konnte. Was sie noch mehr bekümmerte, war, daß der jüngste sehr zart war und kein Wort sprach; sie hielten für Dummheit, was ein Zeichen seines Verstandes war. Er war sehr klein, und als er auf die Welt kam, hatte er kaum die Größe eines Daumes, weshalb man ihn den kleinen Däumling nannte. Das arme Kind war das Marterholz des ganzen Hauses, man gab ihm immer Unrecht. Indessen war er der schlaueste und behutsamste von seinen Brüdern und wenn er auch wenig sprach, hörte er doch sehr aufmerksam zu.

Es kam ein sehr trauriges Jahr und die Hungersnoth wurde so groß, daß die armen Leute beschlossen, sich ihrer Kinder zu entledigen. Eines Abends, als die Kinder zu Bette gegangen waren, saß der Holzhauer mit seiner Frau beim Feuer und sagte mit gedrücktem Herzen zu ihr: „Du siehst, daß wir unsere Kinder nicht mehr ernähren können; ich kann sie nicht vor meinen Augen vor Hunger sterben sehen und bin entschlossen, sie morgen in den Wald zu führen, damit sie sich dort verirren, was sehr leicht sein wird; denn während sie Reisholz suchen, brauchen wir nur fortzugehen, ohne daß sie es bemerken."

„Ach," rief die Frau, „wie kannst du selbst deine Kinder in die Irre führen wollen!"

Ihr Mann konnte ihr noch so viel ihre große Armuth vorstellen, sie wollte nicht einwilligen; sie war zwar arm, aber es waren doch ihre Kinder. Indessen, als sie bedacht hatte, daß es ihr großen Schmerz verursachen würde, sie vor ihren Augen sterben zu sehen, willigte sie ein, und ging weinend zu Bette. Der kleine Däumling verstand Alles, was sie sagten; denn da er in seinem Bette hörte, daß sie von Geschäften sprachen, war er leise aufgestanden und hatte sich unter den Schemel seines Vaters geschlichen, um heimlich zuzuhören. Er legte sich wieder nieder, schlief aber die ganze Nacht nicht, da er überlegte, was zu thun wäre. Früh stand er auf und ging an das Ufer eines Bades, wo er seine Taschen mit kleinen weißen Kieseln füllte, und kam dann nach Hause zurück. Man brach auf, aber der kleine Däumling entdeckte seinen Brüdern nichts von dem, was er wußte.

Sie gingen in einen sehr dichten Wald, wo der eine den andern in einer Entfernung von zehn Schritten nicht sah. Der Holzhauer fing an Holz abzuschneiden, seine Kinder suchten Reiser und machten Bündel davon. Als der Vater und die Mutter sie so beschäftigt sahen, entfernten sie sich unbemerkt von ihnen und liefen plötzlich auf einen kleinen, abgelegenen Fußpfad davon. Als die Kinder sich allein sahen, fingen sie an aus allen Kräften zu schreien und zu weinen. Der kleine Däumling ließ sie weinen, da er wohl wußte, wie sie wieder nach Hause kommen sollten; denn unterweges hatte er immer die kleinen weißen Kieselsteine aus seiner Tasche fallen lassen und den Weg damit bezeichnet. Er sagte also zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, meine Brüder; unsere Eltern haben uns hier verlassen; aber ich werde euch nach Hause zurückbringen; folgt mir nur.“ Sie folgten ihm, und er führte sie bis zu ihrem Hause auf demselben Wege, auf dem sie in den Wald gekommen waren. Zuerst wagten sie nicht hineinzugehen, und drängten sich gegen die Thür, um zu hören, was ihre Eltern sprächen.

In diesem Augenblick kam der Holzhauer mit seiner Frau nach Hause; der Herr des Dorfes schickte ihnen zehn Thaler, die er ihnen seit langer Zeit schuldig war und worauf sie nicht mehr

p. 51.



„Ich rieche frisches Fleisch, sage ich dir noch einmal," erwiderte der Menschenfresser.

hofften. Dies gab ihnen das Leben wieder, denn die armen Leute starben beinahe vor Hunger. Der Holzhauer schickte sogleich seine Frau zum Schlächter. Da sie lange nichts gegessen hatten, kaufte sie dreimal mehr Fleisch, als sie zum Abendbrod für zwei Personen brauchte. Als sie satt waren, sagte die Frau: „Ach, wo sind jetzt meine armen Kinder! Sie würden noch satt werden von dem, was übrig bleibt; aber du, Wilhelm, hast gewollt, daß sie sich verlaufen sollen; ich sagte wol, daß wir es bereuen würden; was machen sie jetzt in dem Walde? Ach, mein Gott, die Wölfe werden sie schon gefressen haben! Du bist sehr grausam gegen deine armen Kinder gewesen.“ Der Holzhauer wurde endlich ungeduldig, denn sie wiederholte zwanzigmal, daß beide es bereuen würden und daß sie es wol gesagt hätte. Er drohte sie zu schlagen, wenn sie nicht schwiege; nicht etwa, weil es ihm nicht ebenso leid that als seiner Frau, sondern weil sie ihm den Kopf warm machte, und weil er wie andre Leute war, die es gern haben, wenn die Frauen ihre Meinung sagen, aber diejenigen unausstehlich finden, die immer Recht haben wollen. Die Frau des Holzhauers war ganz in Thränen. „Ach, wo sind jetzt meine Kinder, meine armen Kinder?“ Sie sagte es einmal so laut, daß die Kinder an der Thür es hörten und alle zusammen riefen: „Da sind wir, da sind wir!“ Sie lief schnell hin, öffnete ihnen die Thür, umarmte sie und sagte: „Wie froh bin ich, euch wiederzusehen, meine lieben Kinder! Ihr seid gewiß müde und habt Hunger; und Peter, wie schmutzig hast du dich gemacht; komm', ich will dich waschen.“ Dieser Peter war ihr ältester Sohn, den sie mehr als die andern liebte, weil er ein Rothkopf war und sie auch rothes Haar hatte. Die Söhne setzten sich an den Tisch und aßen mit einem Appetit, der die Eltern erfreute; sie erzählten von der Furcht, die sie im Walde gehabt, indem sie fast Alle zu gleicher Zeit sprachen.

Die guten Leute waren entzückt, ihre Kinder wieder zu haben; doch währte ihre Freude nur so lange, als das Geld vorhielt; aber als es ausgegeben war, verfielen sie wieder in ihren ersten Kummer und beschlossen, sie noch einmal in den Wald zu bringen und zwar weiter als das erstemal, damit sie nicht wiederkommen könnten.

Sie sprachen aber nicht so leise davon, daß es der kleine Däumling nicht hörte, der sich vornahm, es wie das erstemal zu machen; aber obgleich er sehr früh aufgestanden war, um Kieselsteine aufzulesen, gelang es ihm nicht, da er die Hausthür verschlossen fand. Er wußte nicht, was er thun sollte; aber als die Mutter noch Jedem ein Stück Brod zum Frühstück gegeben hatte, dachte er, er könnte es mit seinem Brode so machen, wie mit den Kieselsteinen und die Krümchen auf den Weg streuen, den sie gehen würden; deshalb steckte er es in seine Tasche. Die Eltern führten sie an die dichteste und dunkelste Stelle des Waldes, und sobald sie dort waren, suchten sie einen Schlupfweg, und gingen davon.

Der kleine Däumling grämte sich nicht sehr darüber; er dachte seinen Weg leicht wieder zu finden, vermittelst des Brodes, das er überall hingestreut hatte, wo er gegangen war, aber er war sehr erstaunt, als er nicht ein einziges Krümchen wieder finden konnte; die Vögel hatten Alles aufgefressen. Nun waren sie sehr traurig, denn je weiter sie gingen, desto tiefer kamen sie in den Wald. Die Nacht kam und es erhob sich ein Sturm, der ihnen schreckliche Furcht machte. Sie glaubten von allen Seiten das Geheul der Wölfe zu hören, welche sie fressen möchten, und wagten fast nicht zu sprechen oder sich umzusehen. Es begann zu regnen, sie wurden bis auf die Haut durchnäßt, gleiteten bei jedem Schritte aus und fielen in den Koth, wo sie sich die Hände so beschmutzten, daß sie nicht wußten, was sie anfangen sollten. Der kleine Däumling kletterte auf einen Baum, um sich umzusehen, und da er überall umherblickte, entdeckte er ein kleines Licht, aber es war sehr weit vom Walde entfernt. Er stieg vom Baume herunter, sah aber auf der Erde nichts mehr davon, worüber er trostlos war. Als er jedoch einige Zeit mit seinen Brüdern nach der Seite fortgegangen war, wo er das Licht gesehen hatte, erblickte er es wieder, als sie aus dem Walde traten. Sie kamen endlich an das Haus, wo die Kerze sich befand, nicht ohne oft zu erschrecken, denn sie verloren es häufig aus dem Gesicht, was allemal geschah, wenn sie in eine Vertiefung geriethen. Sie klopften an die Thür und eine Frau öffnete. Sie fragte, was sie wollten.

Der kleine Däumling antwortete, daß sie arme Kinder wären, die sich im Walde verirrt hätten und sie um Gotteswillen um ein Nachtlager bäten. Die Frau, die sie alle hübsch fand, sagte: „Ach, meine armen Kinder, wohin seid ihr gerathen! Wißt ihr wol, daß dies das Haus eines Menschenfressers ist, der die kleinen Kinder ißt?“

„Ach, liebe Frau,“ antwortete der kleine Däumling, der wie seine Brüder am ganzen Leibe zitterte, „was sollen wir anfangen! Gewiß werden uns die Wölfe diese Nacht im Walde fressen, wenn ihr uns nicht bei euch aufnehmt, und da ist es doch besser, daß uns euer Mann verzehrt; vielleicht hat er Mitleid mit uns, wir wollen ihn recht bitten.“

Die Frau des Menschenfressers, welche glaubte, daß sie die Kinder bis zum andern Morgen vor ihrem Manne verstecken könnte, ließ sie eintreten und führte sie zum Feuer, wo sie sich wärmen konnten, denn es wurde dem Menschenfresser ein ganzer Hammel zum Abendbrod gebraten. Als sie sich wärmten, hörten sie drei laute Schläge an die Thür; es war der Menschenfresser, der nach Hause kam. Schnell versteckte sie die Frau unter dem Bett und öffnete dann die Thür. Der Menschenfresser fragte sogleich, ob das Abendbrod fertig und der Wein abgezapft wäre; dann setzte er sich zu Tische. Der Hammel war noch ganz blutig, desto besser schmeckte er ihm. Er schnüffelte rechts und links und sagte, daß er frisches Fleisch röche.

„Es muß dieses Kalb sein, das ich eben ausgenommen habe,“ sagte seine Frau.

„Ich rieche frisches Fleisch,“ sage ich dir noch einmal, „erwiderte der Menschenfresser, indem er seine Frau von der Seite ansah, „hier ist etwas vor mir versteckt worden.“ Bei diesen Worten stand er auf und ging gerade auf das Bett zu.

„Ach,“ sagte er, „so willst du mich betrügen, verwünschtes Weib, ich weiß nicht, warum ich dich nicht auch verschlinge; sei froh, daß du ein so altes Thier bist. Dies Wildpret kommt mir gerade zur rechten Zeit, um drei meiner Freunde zu bewirthen, welche mich in diesen Tagen besuchen wollen.“ Und er zog sie, einen nach dem andern, unter dem Bett hervor.

Die armen Kinder warfen sich auf die Kniee und baten um Verzeihung; aber sie hatten es mit dem grausamsten aller Menschenfresser zu thun, der, weit entfernt Mitleid mit ihnen zu haben, sie schon mit den Augen verschlang, und zu seiner Frau sagte, daß es leckere Bissen wären, wenn sie sie mit einer guten Sauce bereitete. Er hatte ein großes Messer, und indem er sich den armen Kindern näherte, schärfte er es auf einem großen Stein, den er in der linken Hand hielt. Er hatte schon ein Kind erfaßt, als seine Frau zu ihm sagte: „Warum willst du es jetzt thun, hast du nicht morgen Zeit genug dazu?"

„Schweig," erwiderte der Menschenfresser, „sie werden dann mürber sein."

„Aber es ist noch so viel Fleisch da," sagte die Frau, „noch ein Kalb, zwei Hammel und ein halbes Schwein."

„Du hast recht," sagte der Menschenfresser, „gieb ihnen zu essen, damit sie nicht abmagern und bringe sie zu Bett."

Die gute Frau war außer sich vor Freude, gab ihnen Abendbrod, obgleich sie vor Furcht nicht essen konnten. Der Menschenfresser fing an zu trinken, sehr zufrieden, daß er etwas hatte, womit er seine Freunde bewirthen könnte. Er trank zwölf Gläser mehr als gewöhnlich, was ihm etwas zu Kopfe stieg und ihn nöthigte zu Bett zu gehen.

Der Menschenfresser hatte sieben Töchter, die noch Kinder waren; diese kleinen Mädchen hatten alle eine schöne Gesichtsfarbe, weil sie nur frisches Fleisch aßen wie ihr Vater; aber sie hatten kleine runde Augen, eine gebogene Nase und einen sehr großen Mund mit langen, scharfen Zähnen, die weit auseinander standen. Sie waren noch nicht sehr böse, aber sie versprachen viel, denn sie bissen schon die kleinen Kinder, um ihr Blut zu saugen. Man hatte sie früh schlafen gelegt, sie lagen alle sieben in einem großen Bett und jede hatte eine goldne Krone auf dem Kopfe. In dem Zimmer stand noch ein Bett von derselben Größe, worin die Frau des Menschenfressers die sieben kleinen Knaben legte. Darauf ging auch sie zu Bett.

Der kleine Däumling hatte bemerkt, daß die Töchter des Menschenfressers goldne Kronen auf dem Kopfe hatten, und

fürchtete, daß es diesem leid werden könnte, sie nicht an demselben Abend erwürgt zu haben. Er stand deshalb mitten in der Nacht auf, nahm seine Mütze wie die Mützen seiner Brüder und setzte sie leise den sieben Töchtern des Menschenfressers auf, nachdem er ihnen ihre Kronen abgenommen hatte, die er sich und seinen Brüdern aufsetzte, damit der Menschenfresser sie für seine Töchter hielte, und seine Töchter für die Knaben, die er tödten wollte.

Die Sache gelang, wie er sich gedacht hatte; denn der Menschenfresser, der um Mitternacht aufgewacht war, bereuete, das aufgeschoben zu haben, was er noch denselben Abend ausführen konnte. Er stand also schnell auf und nahm sein großes Messer. „Ich will sehen," sagte er, „wie sich die kleinen Buben befinden und es schnell abmachen." Er ging leise in das Zimmer seiner Töchter und näherte sich dem Bett, worin die Knaben lagen, die alle schliefen, den kleinen Däumling ausgenommen, der große Furcht hatte, als die Hand des Menschenfressers seinen Kopf befühlte, wie er die Köpfe seiner Brüder befühlt hatte. Der Menschenfresser fühlte die goldnen Kronen. „Wahrlich," sagte er, „da hätte ich bald etwas Schönes angerichtet! Ich sehe wol, daß ich gestern Abend zu viel getrunken habe." Er ging dann an das Bett seiner Töchter, wo er die kleinen Mützen der Knaben fühlte. „Ach so, hier sind die kleinen Bälge," sagte er, „frisch darauf los." Bei diesen Worten schnitt er, ohne zu zögern, seinen sieben Töchtern die Gurgel ab. Sehr zufrieden mit dieser Abfertigung, legte er sich wieder nieder. Sobald der kleine Däumling den Menschenfresser schnarrchen hörte, weckte er seine Brüder und sagte ihnen, daß sie sich leise ankleiden und ihm folgen sollten. Sie gingen leise in den Garten und sprangen über die Mauer. Nun liefen sie fast die ganze Nacht, aber sie zitterten und wußten nicht, wo sie sich befanden. Als der Menschenfresser aufwachte, sagte er zu seiner Frau: „Geh hinauf und richte die kleinen Rangen von gestern Abend an." Die Frau war sehr erstaunt über ihres Mannes Güte, da sie keineswegs die Art ahnte, auf welche sie zubereitet werden sollten, vielmehr glaubte, er gebe ihr den Befehl, sie anzukleiden. Wie war sie aber erstaunt, als sie ihre Töchter todt und im Blute schwimmend fand! Sie

wurde ohnmächtig, denn das ist das erste, was die Frauen bei solchen Gelegenheiten thun. Der Menschenfresser fand, daß seine Frau zu lange bei seinem Auftrag zögerte und ging hinauf, um ihr zu helfen. Er war nicht weniger erstaunt, als er dies schreckliche Schauspiel sah. „Ach, was habe ich da gethan,“ rief er, „sie sollen es mir bezahlen, die Schändlichen, und das sogleich.“ Er goß seiner Frau einen Topf voll Wasser in das Gesicht, und als sie zu sich gekommen war, sagte er: „Gieb mir meine Siebenmeilenstiefel, damit ich sie einhole.“

Er machte sich auf den Weg; als er nach allen Seiten gelaufen war, näherte er sich endlich dem Orte, wo die armen Kinder gingen, die ganz nahe bei der Wohnung ihres Vaters waren. Sie sahen den Menschenfresser, der von Berg zu Berg schritt und eben so leicht über die Flüsse ging als über die kleinsten Bäche. Der kleine Däumling saß ganz nahe an einem hohlen Felsen, seine Brüder mußten sich darin verstecken und auch er kroch hinein, sah aber immer, was der Menschenfresser that. Dieser war sehr müde von dem unnützen Wege, (denn die Siebenmeilenstiefel machen sehr müde), er wollte sich ausruhen und setzte sich zufällig auf den Felsen, wo die kleinen Knaben versteckt waren. Da er sich nicht mehr halten konnte, schlief er ein, und fing furchtbar an zu schnarchen, daß die armen Kinder sich so fürchteten, als ob er noch sein großes Messer in der Hand hielte, um ihnen den Hals abzuschneiden. Der kleine Däumling hatte weniger Angst und sagte zu seinen Brüdern, sie sollten schnell nach Hause laufen, während der Menschenfresser so fest schliefe, und sich nicht um ihn bekümmern. Sie befolgten seinen Rath und erreichten schnell das Haus.

Der kleine Däumling näherte sich darauf dem Menschenfresser, zog ihm leise seine Stiefel aus und sich an. Die Stiefel waren sehr groß und weit; aber da sie bezaubert waren, hatten sie die Gabe, größer oder enger zu werden, nach dem Fuß desjenigen, der sie anzog, so daß sie ihm paßten, als ob sie für ihn gemacht wären. Er ging geradezu nach dem Hause des Menschenfressers, wo er die Frau weinend bei ihren ermordeten Töchtern fand.

„Euer Mann," sagte der kleine Däumling zu ihr, „ist in großer Gefahr; denn er ist von einer Räuberbande gefangen worden, die geschworen hat ihn zu tödten, wenn er ihnen nicht all' sein Gold und Silber giebt. In dem Augenblick, wo sie ihm den Dolch an die Kehle setzten, hat er mich gesehen und gebeten, euch zu benachrichtigen und euch zu sagen, daß ihr mir Alles geben sollt, was er im Vermögen hat, ohne etwas zurückzubehalten, weil sie ihn sonst ohne Gnade tödten. Da die Sache sehr eilig ist, hat er mir seine Siebenmeilenstiefel gegeben, um schnell fortzukommen und damit ihr nicht glaubt, daß ich ein Betrüger sei."

Die gute Frau war sehr erschrocken und gab ihm sogleich Alles, was sie hatte, denn dieser Menschenfresser war ein guter Hausvater, obgleich er kleine Kinder aß.

Der kleine Däumling kam so, beladen mit allen Schätzen des Menschenfressers, in der Wohnung seiner Eltern und wurde mit vieler Freude empfangen.

Viele Leute sind nicht einig über diesen letzten Ausgang der Sache, und behaupten, daß der kleine Däumling den Menschenfresser niemals bestohlen habe; daß er sich nur kein Gewissen daraus gemacht, ihm seine Siebenmeilenstiefel zu nehmen, weil er sich ihrer bediente, um den kleinen Kindern nachzulaufen. Diese Leute versichern, es aus guter Quelle zu haben, da sie selbst im Hause des Holzhauers gegessen und getrunken. Sie sagen, daß, als der kleine Däumling die Stiefel des Menschenfressers angezogen hatte, er nach Hause ging, wo man wegen eines Heeres sehr in Sorge war, das zweihundert Meilen weit stand und wegen des Erfolgs einer Schlacht, welche man geliefert hatte. Er ging, sagen sie, zum Könige und bot sich an, ihm noch vor Abend Nachricht von der Armee zu bringen, wenn er es wünschte. Der König versprach ihm eine große Summe Geldes, wenn ihm das gelänge. Der kleine Däumling brachte noch an demselben Abend Nachrichten; und da er bei diesem ersten Gang bekannt geworden war, erwarb er viel Geld, denn der König bezahlte ihn reichlich für die Befehle, die er zur Armee brachte; ja, viele Damen gaben ihm für Nachrichten von ihren Liebhabern Alles,

was er verlangte; und dies war sein größter Verdienst. Auch einige Frauen übergaben ihm Briefe an ihre Männer; aber diese bezahlten schlecht, und das brachte so wenig ein, daß er nicht mitrechnete, was er auf diese Weise erwarb.

Nachdem er einige Zeit das Geschäft als Courier fortgeführt und viel Geld gesammelt hatte, kam er zu seinem Vater zurück, wo man sich die Freude kaum denken kann, mit der er empfangen wurde. Er machte seine ganze Familie glücklich, kaufte neu errichtete Aemter für seinen Vater und seine Brüder; brachte sie so Alle unter und sorgte auch gleichzeitig trefflich für sich selbst.

Moral.

Viele Eltern wollen schön
Von Antlitz ihre Kinder sehn;
Doch ist ein häßliches dabei
Erheben sie ein groß' Geschrei,
Bedecken es mit Hohn und Spott;
Und doch giebt oft der liebe Gott,
Daß dies, mit Klugheit reich bedacht,
Das ganze Glück der Eltern macht.

Die listige Prinzessin oder Finettens Abentheuer.

Zur Zeit der ersten Kreuzzüge entschloß sich ein König, ich weiß nicht mehr von welchem Lande, nach Palästina zu ziehen und die Ungläubigen zu bekämpfen. Ehe er diese lange Reise unternahm, brachte er die Angelegenheiten seines Reiches in Ordnung und vertraute die Regierung einem sehr gewandten Minister, so daß er darüber ganz ruhig sein konnte. Was ihn am meisten beunruhigte, war die Sorge für seine Familie. Er hatte vor kurzer Zeit die Königin, seine Gemahlin, verloren, sie hatte ihm keinen Sohn hinterlassen, aber er war Vater von drei jungen, heirathsfähigen Prinzessinnen. Meine Chronik nennt mir nicht ihren wahren Namen, ich weiß nur, daß, da in diesen glücklichen Zeiten die Einfachheit der Völker den hohen Personen ohne Weiteres Beinamen gab, die auf ihre Tugenden oder ihre Fehler Bezug hatten, man die älteste dieser Prinzessinnen die Träge, die zweite die Plautertasche und die dritte Finette nannte; und diese Namen paßten vortrefflich zu dem Charakter der drei Schwestern.

Niemals hatte man etwas so Faules gesehen, als die Träge. Täglich schlief sie bis ein Uhr Nachmittags; man nahm sie mit in die Kirche so wie sie aus dem Bette kam, ihr Haar in Unordnung, mit offnem Kleide, ohne Gürtel und oft ein Pantoffel so, der andere so. Man verbesserte diese Unordnung während des Tages, aber man konnte die Prinzessin nicht bestimmen, anders als in Pantoffeln zu gehen; sie hielt es für eine unerträgliche Last, die Schuhe anzuziehen. Wenn die Träge gegessen hatte, fing sie an, sich anzukleiden, was bis zum Abend dauerte; die übrige Zeit bis Mitternacht spielte sie und aß Abendbrod; dann gebrauchte sie eben so viel Zeit, sich zu entkleiden,

als sie zum Anzuge nöthig hatte; kurz, sie konnte niemals vor dem hellen Tage damit fertig werden.

Plaudertasche führte ein anderes Leben. Diese Prinzessin war sehr lebhaft und wendete nur wenig Zeit für ihre Person an, aber sie hatte eine so besondere Lust zu sprechen, daß ihr Mund vom Erwachen bis zum Einschlafen nicht stillstand. Sie kannte die Geschichte aller schlechten Ehen, aller zärtlichen Verbindungen, aller Liebeshändel, nicht allein des ganzen Hofes, sondern der geringsten Bürger. Sie führte ein Notizbuch über alle Frauen, welche kleine Betrügereien in ihrer Wirthschaft ausübten, um sich glänzendern Putz anzuschaffen, und war genau davon unterrichtet, wie viel Lohn die Kammerfrau dieser Gräfin und der Haushofmeister jenes Herzogs erhielt. Um alle diese Kleinigkeiten zu erfahren, hörte sie ihrer Amme und ihrer Näherin mit mehr Vergnügen zu als einem Gesandten, und dann verbreitete sie diese schönen Geschichten von dem König, ihrem Vater, bis zu den Schloßknechten herab; wenn sie nur plaudern konnte, war es ihr gleich, mit wem.

Diese Sucht zu sprechen, brachte noch eine andere üble Wirkung bei der Prinzessin hervor. Ungeachtet ihres hohen Ranges gaben ihre zu vertraulichen Manieren den Stutzern des Hofes die Dreistigkeit, ihr allerhand Süßigkeiten zu sagen. Sie hörte ohne Weiteres ihre Schmeicheleien an, um das Vergnügen zu haben, eine Antwort geben zu können; denn um jeden Preis mußte sie von Morgen bis Abend entweder hören oder schwatzen. Plaudertasche beschäftigte sich nicht mehr als die Träge damit, nachzudenken, oder eine Betrachtung anzustellen, oder zu lesen; sie befaßte sich auch sehr wenig mit irgend einem häuslichen Geschäft, weder mit der Nadel noch mit der Spindel. Kurz, diese beiden Schwestern waren ewig müßig, und wendeten niemals ihren Verstand noch ihre Hände an.

Die jüngste Schwester dieser beiden Prinzessinnen dagegen war von ganz verschiedenem Character. Sie brauchte fortwährend ihren Geist und ihre Thätigkeit; sie hatte eine erstaunliche Lebhaftigkeit, aber sie bemühte sich, einen guten Gebrauch davon zu machen. Sie konnte vollkommen gut tanzen, singen und verschiedene In=

strumente spielen, machte alle Handarbeiten mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, womit die jungen Mädchen sich so gern beschäftigen, führte ordentlich den königlichen Haushalt, und verhinderte durch ihre Sorgfalt die Unredlichkeiten der niedern Beamten; denn in jener Zeit gaben sie sich damit ab, die Fürsten zu betrügen.

Aber darauf beschränkten sich ihre Talente nicht allein; sie hatte viel Beurtheilungskraft und eine so wunderbare Geistesgegenwart, daß sie auf der Stelle Mittel fand, um aus allen Verlegenheiten zu kommen. Diese junge Prinzessin hatte durch ihren Scharfsinn eine gefährliche Schlinge entdeckt, die ein treuloser Gesandter dem Könige, ihrem Vater, in einem Vertrage gelegt hatte, den dieser eben unterzeichnen wollte. Um die Treulosigkeit dieses Gesandten und seines Herrn zu bestrafen, veränderte der König diese Stelle des Vertrages in die Ausdrücke, die ihm seine Tochter angegeben hatte, und täuschte auf diese Weise den Betrüger selbst. Die junge Prinzessin entdeckte auch einen schändlichen Streich, den ein Minister dem Könige spielen wollte, und auf den Rath seiner Tochter ließ dieser die Falschheit des Mannes auf ihn selbst zurückfallen.

Die Prinzessin gab bei mehren andern Gelegenheiten Beweise ihres Scharfsinns und der Feinheit ihres Verstandes, und zwar so viel, daß das Volk ihr den Namen Finette gab. Der König liebte sie viel mehr als seine andern Töchter und baute so ganz auf ihre Vernunft, daß er ruhig abgereist wäre, wenn sie sein einziges Kind gewesen wäre; aber er traute so wenig dem Betragen seiner andern Töchter, als er sich auf Finette verließ. Um also über das Betragen seiner Kinder so sicher zu sein, wie er seiner Unterthanen sicher zu sein glaubte, nahm er folgende Maßregeln.

Ihr habt gewiß schon hundert Mal von der wunderbaren Macht der Feen sprechen gehört. Der König, von dem ich erzähle, war der vertraute Freund einer dieser mächtigen Damen; er ging zu dieser Freundin und stellte ihr seine Unruhe wegen seiner Töchter vor. „Nicht etwa,“ sagte der Fürst zu ihr, „daß die beiden ältesten, um derentwillen ich bekümmert bin, im mindesten ihre Pflicht verletzt hätten; aber sie haben so wenig Ver-

stand, sind so unbesonnen und leben in so großer Unthätigkeit, daß ich fürchte, sie werden in meiner Abwesenheit sich in thörichte Verwickelungen einlassen, nur um sich zu belustigen. Was Finette betrifft, so bin ich ihres Betragens sicher, aber ich werde sie wie die andern behandeln, um sie nicht vorzuziehen; darum, weise Fee, bitte ich euch, mir drei gläserne Spindeln für meine Töchter zu machen, und zwar so geschickt, daß jede Spindel sogleich zerbricht, wenn diejenige, der sie gehört, etwas gegen ihre Pflicht thut."

Da die Fee eine der geschicktesten war, so gab sie dem Könige drei bezauberte Spinnrocken, die genau den Zweck erfüllten, den er wünschte. Aber er war mit dieser Vorsicht noch nicht zufrieden; er brachte die Prinzessinnen in einen hohen Thurm, der in einer wüsten Gegend stand. Der König befahl seinen Töchtern, in diesem Thurm während seiner Abwesenheit ihre Wohnung zu nehmen und verbot ihnen, dort irgend Jemand zu empfangen. Er nahm ihnen alle männliche und weibliche Bedienung, und nachdem er ihnen die bezauberten Spinnrocken geschenkt hatte, deren Eigenschaften er ihnen erklärte, umarmte er die Prinzessinnen, schloß die Thüren des Thurmes zu, nahm die Schlüssel mit und reiste ab.

Ihr werdet vielleicht glauben, daß die Prinzessinnen nun in Gefahr waren, Hungers zu sterben; keineswegs. Man hatte eine Winde an einem Fenster des Thurmes angebracht, an deren Seil die Prinzessinnen einen Korb befestigten, den sie täglich niederließen. In diesen Korb that man Lebensmittel für den ganzen Tag, und wenn sie ihn wieder aufgewunden hatten, zogen sie sorgfältig das Seil in ihr Zimmer.

Die Träge und Plaudertasche führten in dieser Einsamkeit ein trauriges Leben; sie langweilten sich unaussprechlich, aber sie mußten Geduld haben, denn man hatte ihnen den Spinnrocken so schrecklich vorgestellt, daß sie fürchteten, das geringste Unrecht könnte ihn zerbrechen.

Finette aber langweilte sich gar nicht; ihre Spindel, ihre Nadel und ihre anderen Arbeiten machten ihr Vergnügen, und außerdem legte man auf Befehl des Staatsministers Briefe in

den Korb der Prinzessinnen, die sie von Allem unterrichteten, was in und außer dem Reiche vorging. Der König hatte dies erlaubt und der Minister, der artig gegen die Prinzessinnen sein wollte, versäumte es nie. Finette las mit Eifer alle die Nachrichten und ergötzte sich darüber. Aber ihre beiden Schwestern geruhten nicht den geringsten Theil daran zu nehmen; sie sagten, sie seien zu traurig, um sich über solche Kleinigkeiten zu ergötzen; sie müßten wenigstens Karten haben, um sich die lange Weile zu vertreiben.

So brachten sie also ihr Leben traurig zu und murrten gegen ihr Schicksal; ich glaube gar, sie sagten, es wäre besser, niedrig geboren als Kinder eines Königs zu sein. Sie standen oft an den Fenstern ihres Thurmes, um wenigstens zu sehen, was auf der Ebne vorging. Einst, als Finette in ihrem Zimmer mit einer hübschen Arbeit beschäftigt war, standen ihre Schwestern am Fenster und sahen am Fuße des Thurmes eine arme, mit zerrissenen Lumpen bekleidete Frau, die ihnen sehr rührend ihr Elend schilderte. Sie bat sie mit gefalteten Händen, sie in ihren Thurm zu lassen und sagte, sie wäre eine unglückliche Fremde, die alles Mögliche verstände, und es ihnen durch treue Dienste vergelten wollte. Zuerst dachten die Prinzessinnen an den Befehl, den der König, ihr Vater, gegeben hatte, daß sie Niemand in den Thurm lassen sollten; aber die Träge war es so müde, sich selbst zu bedienen und Plaudertasche so überdrüssig, nur mit ihren Schwestern zu sprechen, daß die Lust der einen, frisirt zu werden, und der Eifer der andern, eine Person mehr zum Schwatzen zu haben, sie veranlaßte, die arme Fremde aufzunehmen.

„Denkst du,“ sagte Plaudertasche zu ihrer Schwester, „daß das Verbot des Königs sich auf solche unglücklichen Leute erstreckt? Ich glaube, wir können sie ohne Sorge aufnehmen.“

„Du kannst thun, was du willst, Schwester,“ antwortete die Träge. — Plaudertasche, die nur die Einwilligung erwartete, ließ sogleich den Korb hinab; die arme Frau setzte sich hinein und die Prinzessinnen zogen sie mit Hülfe der Winde herauf.

Als die Frau vor ihnen stand, flößte ihnen die entsetzliche Unsauberkeit ihrer Kleider großen Widerwillen ein. Sie wollten ihr andere geben, aber sie sagte, sie würde sie den andern Tag wechseln und jetzt nur daran denken, sie zu bedienen. Indem sie so sprach, trat Finette in das Zimmer. Die Prinzessin war außerordentlich überrascht, die Unbekannte bei ihren Schwestern zu finden. Sie erzählten ihr, weswegen sie sie heraufgezogen hätten, und Finette, welche sah, daß es eine abgemachte Sache wäre, verbarg ihren Verdruß über diese Unbesonnenheit.

Indessen machte die neue Dienerin der Prinzessinnen hundert Gänge im Thurm, unter dem Vorwande, sie zu bedienen, aber in der That nur, um die Lage des Innern zu beobachten, denn, ich weiß nicht, ob ihr es nicht schon ahnet, diese vermeintliche Bettlerin war eben so gefährlich für den Thurm, als es der Graf Ory in dem Kloster war, wohin er, als flüchtige Aebtissin verkleidet, kam.

Um euch nicht länger in Zweifel zu lassen, sage ich euch, daß dieses mit Lumpen bedeckte Geschöpf der älteste Sohn eines benachbarten, mächtigen Königs war. Dieser junge Prinz, einer der listigsten seiner Zeit, beherrschte den König, seinen Vater, gänzlich und brauchte dazu nicht viel Schlauheit, denn der König war von so sanftem und lenksamem Character, daß man ihm den Beinamen „Der Liebreiche" gab; den jungen Prinzen aber, der immer List und krumme Wege anwendete, nannte man Arglistreich oder kurzweg Arglistig.

Er hatte einen jüngern Bruder, der ebenso viele gute Eigenschaften besaß als sein älterer Bruder Fehler; indessen, ungeachtet der Verschiedenheit ihres Characters, sah man eine so vollkommene Einigkeit zwischen den beiden Brüdern, daß Jedermann darüber erstaunt war. Außer den guten Eigenschaften der Seele, die der jüngste Prinz besaß, war die Schönheit seines Gesichts und die Anmuth seiner Gestalt so merkwürdig, daß man ihn deshalb Schönhold nannte.

Der Prinz Arglistig war es gewesen, der dem Gesandten des Königs, seines Vaters, den treulosen Streich eingegeben, den Finettens Gewandtheit auf sie zurückfallen ließ. Arglistig, der

den König, den Vater der Prinzessinnen, schon nicht liebte, faßte nun vollends einen Widerwillen gegen ihn, so daß, als er die Vorsicht erfuhr, die der König hinsichtlich seiner Töchter ausgeübt hatte, er sich das nichtswürdige Vergnügen machte, die Klugheit eines so sorgsamen Vaters zu täuschen.

Arglistig erhielt von seinem Vater die Erlaubniß zu einer Reise, unter irgend einem Vorwand, den er erfand, und nahm die Maßregeln, die ihr gesehen habt, um in den Thurm der Prinzessinnen zu gelangen.

Als er das Schloß untersuchte, bemerkte der Prinz, daß es den Prinzessinnen leicht wäre, sich den Vorübergehenden verständlich zu machen, und er schloß daraus, daß er den ganzen Tag in seiner Verkleidung bleiben müßte, weil sie, wenn es ihnen einfiel, Leute herbeirufen, und ihn für sein verwegnes Unternehmen bestrafen lassen könnten. Er behielt also den ganzen Tag die Bettlerkleider an; Abends erst, als die drei Schwestern Abendbrod gegessen hatten, warf Arglistig die Lumpen von sich, die ihn bedeckten, und ließ ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckte Ritterkleider sehen. Die armen Prinzessinnen waren so erschrocken bei diesem Anblick, daß Alle schnell entflohen. Finette und Plaudertasche, die behender waren, erreichten bald ihre Zimmer, aber die Träge, welche kaum gehen konnte, wurde augenblicklich von dem Prinzen eingeholt.

Sogleich warf er sich zu ihren Füßen, erklärte ihr, wer er sei und sagte, daß der Ruf ihrer Schönheit und ihre Bildnisse ihn bewogen hätte, einen prächtigen Hof zu verlassen, um ihr seine Gelübde und seine Treue darzubringen. Die Träge war zuerst so außer sich, daß sie dem Prinzen nicht antworten konnte, der immer noch vor ihr auf den Knieen lag; aber da er ihr tausend Schmeicheleien sagte und tausend Betheuerungen machte und sie eifrig beschwor, ihn noch denselben Augenblick als Gemahl anzunehmen, und da ihre natürliche Trägheit ihr nicht die Kraft ließ, sich zu weigern, so sagte sie nachläßig zu Arglistig, daß sie ihn für aufrichtig hielte, und seine Hand annähme. Sie beobachtete keine größere Förmlichkeiten bei dem Abschluß dieser

Heirath, aber sie verlor sogleich ihre Spindel, die in tausend Stücke zerbrach.

Indessen waren Plaudertasche und Finette in der größten Unruhe; sie hatten einzeln ihre Zimmer erreicht und sich dort eingeschlossen; diese Zimmer waren ziemlich weit von einander entfernt, und da jede der Prinzessinnen mit dem Schicksale ihrer Schwestern gänzlich unbekannt war, so brachten sie die Nacht zu, ohne ein Auge zu schließen.

Den andern Tag brachte der schändliche Prinz die Träge in ein Gemach des untern Stockwerks, am Ende des Gartens; hier bekannte die Prinzessin dem Arglistig ihre Unruhe wegen ihrer Schwestern, obgleich sie nicht vor ihnen zu erscheinen wagte, aus Furcht, sie möchten ihre Heirath tadeln. Der Prinz sagte, daß er es übernähme, ihre Zustimmung zu gewinnen, und nach einigen Reden ging er hinaus und schloß die Träge ein, ohne daß sie es bemerkte; dann suchte er sorgfältig die Prinzessinnen. Es dauerte einige Zeit, ehe er entdecken konnte, wo sie eingeschlossen waren. Endlich war Plaudertaschen's Lust, fortwährend zu sprechen, die Ursache, daß sie für sich allein sprach und sich beklagte; der Prinz näherte sich der Stubenthür und sah durch's Schlüsselloch.

Arglistig redete sie durch die Thür an und erzählte ihr, daß er ihrer Schwester gesagt habe, er habe die Reise nur unternommen, um in den Thurm zu kommen und ihr sein Herz und seine Hand anzubieten. Er lobte mit Uebertreibung ihre Schönheit und ihren Verstand, und Plaudertasche, die ganz überzeugt war, daß sie außerordentliche Vorzüge besitze, war thöricht genug, zu glauben, was der Prinz ihr gestand; sie antwortete mit einem Strom von Worten, die nicht zurückschreckend waren.

Diese Prinzessin mußte eine besondere Sprechwuth haben, um sie so in diesem Augenblicke auslassen zu können, denn sie war entsetzlich niedergeschlagen, außerdem hatte sie den ganzen Tag nichts gegessen, weil sie in ihrem eigenen Zimmer nichts zu essen hatte. Da sie sehr faul war und an weiter nichts dachte als an's Plaudern, beobachtete sie nicht die geringste Vorsicht; wenn sie etwas

brauchte, wendete sie sich an Finette, und diese liebenswürdige Prinzessin, die eben so fleißig und vorsichtig war als ihre Schwestern das Gegentheil, hatte immer in ihrem Zimmer eine Menge Marzipan, Pasteten, trockner und eingemachter Früchte, die sie selbst bereitete. Plaudertasche aber, die diesen Vortheil nicht hatte und durch den Hunger und die zärtlichen Betheuerungen bedrängt wurde, welche der Prinz durch die Thür an sie richtete, öffnete sie endlich dem Verführer; und als sie geöffnet hatte, spielte er seine Rolle bei ihr fort, er hatte sie gut gelernt.

Dann verließen beide das Zimmer und gingen in die Speisekammer, wo sie alle Arten von Erfrischungen fanden; denn der Korb lieferte sie den Prinzessinnen im Voraus. Plaudertasche war zuerst noch in Sorge, was aus ihren Schwestern geworden wäre, aber sie bildete sich ein, aus welchem Grunde weiß ich nicht, daß beide in Finettens Zimmer eingeschlossen wären, und es ihnen an nichts fehlte. Arglistig that alles Mögliche, um sie in diesem Gedanken zu bestärken, und versicherte, sie wollten gegen Abend zu den Prinzessinnen gehen; sie war jedoch nicht dieser Meinung und sagte, man müsse sie suchen, sobald man gegessen habe.

Kurz, der Prinz und die Prinzessin aßen in großer Eintracht, und als sie fertig waren, wünschte Arglistig das schönste Gemach des Schlosses zu sehen; er gab der Prinzessin die Hand und führte sie dahin, und als er dort war, fing er wieder an, seine Zärtlichkeit für sie und die Vortheile hervorzuheben, welche sie haben würde, wenn sie ihn heirathete. Er sagte zu ihr, wie er zu der Trägen gesprochen hatte, daß sie seine Hand sogleich annehmen müßte, sonst würden ihre Schwestern sich ihrer Heirath widersetzen; denn da er der mächtigste Prinz der Nachbarschaft wäre, so schiene er eine passendere Parthie für die älteste zu sein als für sie, und diese Prinzessin würde nie in eine Verbindung einwilligen, welche er doch mit allem erdenklichen Eifer wünschte. Plaudertasche, nach vielen nichtsbedeutenden Redensarten, war so thöricht als ihre Schwester gewesen war; sie nahm den Prinzen zum Gemahl an, und erinnerte sich erst an ihre Spindel, als diese in Stücke zerbrochen lag.

Gegen Abend kehrte Plaudertasche mit dem Prinzen in ihr Zimmer zurück; das erste, was die Prinzessin sah, war ihre zerbrochene Spindel. Dieser Anblick setzte sie in Unruhe; der Prinz fragte sie nach der Ursache ihrer Verwirrung. Da die Wuth zu sprechen sie ganz unvernünftig machte, theilte sie einfältiger Weise dem Arglistig das Geheimniß der Spindeln mit, und der Prinz hatte eine schändliche Freude bei dem Gedanken, daß der Vater der Prinzessinnen dadurch gänzlich von dem schlechten Betragen seiner Töchter überzeugt sein würde.

Indessen hatte Plaudertasche keine Lust mehr, ihre Schwestern zu suchen; sie fürchtete mit Recht, daß diese ihr Betragen mißbilligen könnten; aber der Prinz bot sich an, zu ihnen zu gehen und sagte, daß es ihm nicht an Mitteln fehlte, ihre Billigung zu erlangen. Nach dieser Versicherung schlummerte die Prinzessin, die die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, ein. Arglistig aber schloß sie ein, wie er es mit der Trägen gemacht hatte.

Nicht wahr, dieser Arglistig war ein großer Bösewicht, und die beiden Prinzessinnen faule und unbesonnene Mädchen? Ich bin sehr ärgerlich auf Beide und zweifle nicht, daß ihr es auch seid; aber sorgt nicht, sie werden ihren Lohn erhalten und nur die weise und muthige Finette wird triumphiren.

Als der treulose Prinz die Plaudertasche eingeschlossen hatte, ging er alle Zimmer des Schlosses eins nach dem andern durch, und da er sie alle offen fand, dachte er, daß das eine, welches von innen verschlossen war, gewiß dasjenige sei, wohin sich Finette geflüchtet hätte. Da er eine Rede einstudirt hatte, kramte er an Finettens Thür die nämlichen Dinge aus, die er ihren Schwestern gesagt hatte. Aber diese Prinzessin ließ sich nicht von ihm zum Besten haben wie ihre älteren Schwestern, und hörte ihn ziemlich lange an, ohne zu antworten. Endlich, da sie merkte, daß er mit Bestimmtheit wußte, sie sei in dem Zimmer, sagte sie zu ihm, wenn es wahr wäre, daß er eine so große und aufrichtige Zärtlichkeit für sie habe, als er ihr einbilden wollte, er in den Garten gehen und hinter sich die Thür schließen sollte, und daß sie dann mit ihm, so viel er wollte,

aus dem Fenster des Zimmers, welches nach dem Garten zu läge, plaudern könnte.

Arglistig wollte nicht darauf eingehen, und da die Prinzessin durchaus nicht öffnete, so holte dieser schändliche Prinz ungeduldig ein großes Stück Holz und stieß die Thür ein. Er fand Finette mit einem großen Hammer bewaffnet, den man zufällig in einer Garderobe neben ihrem Zimmer gelassen hatte. Die Aufregung belebte die Gesichtsfarbe der Prinzessin, und obgleich ihre Augen voller Zorn waren, schien sie dem Arglistig doch von bezaubernder Schönheit. Er wollte sich zu ihren Füßen werfen, aber sie sagte stolz, indem sie zurücktrat: „Prinz, wenn ihr euch mir nähert, so spalte ich euch den Kopf mit diesem Hammer."

„Wie, schöne Prinzessin," rief Arglistig mit heuchlerischem Ton, „meine Liebe für euch zieht mir so grausamen Haß zu!"

Er fing an, ihr von Neuem die heftige Leidenschaft zu schildern, die der Ruf ihrer Schönheit und ihr wunderbarer Verstand ihm eingeflößt hätten. Er fügte hinzu, daß er sich nur verkleidet hätte, um ihr ehrfurchtsvoll sein Herz und seine Hand anzubieten und bat sie, ihm wegen seiner heftigen Leidenschaft die Dreistigkeit zu verzeihen, mit der er die Thür eingeschlagen habe. Kurz, er wollte sie wie ihre Schwestern überzeugen, daß es ihr Vortheil wäre, ihn auf's Schnellste zum Gemahl anzunehmen. Er sagte auch zu Finette, daß er nicht wüßte, wohin sich die Prinzessinnen, ihre Schwestern, begeben hätten, weil er nur an sie gedacht und sich deshalb nicht die Mühe gegeben habe, jene zu suchen. Die gewandte Prinzessin that, als ob sie sich besänftigte, sagte ihm, er solle ihre Schwestern holen, alsdann könnte man zusammen berathschlagen; aber Arglistig meinte, er könne sich nicht entschließen, die Prinzessinnen herbeizuholen, ehe sie nicht eingewilligt habe, ihn zu heirathen, weil ihre Schwestern sich wegen ihres Erstgeburtsrechts dem widersetzen würden.

Finette, welche mit Recht diesem falschen Prinzen mißtraute, fühlte bei seiner Antwort ihren Argwohn sich verdoppeln; sie zitterte, was jenen geschehen sein könnte, und beschloß, sie mit

derselben Waffe zu rächen, durch welche sie einem gleichen Unglück entginge, als ihre Schwestern möglicher Weise gehabt haben könnten. Die junge Prinzessin sagte also zu Arglistig, daß sie gern einwillige, ihn zu heirathen, aber sie sei überzeugt, daß die am Abend geschlossenen Ehen immer unglücklich wären, und bäte ihn deshalb, die Trauung bis zum andern Morgen aufzuschieben; sie fügte die Versicherung hinzu, die Prinzessinnen nicht davon zu benachrichtigen, und bat ihn, sie kurze Zeit allein zu lassen, damit sie beten könne; dann würde sie ihn in ein Zimmer führen, wo ein gutes Bett stände, und sich dann in ihrem Gemache einschließen bis zum andern Morgen.

Arglistig, der nicht allzu muthig war und Finette immer mit dem großen Hammer bewaffnet sah, mit dem sie tändelte wie mit einem Fächer, Arglistig, sage ich, willigte in den Wunsch der Prinzessin und zog sich zurück, um sie ihren Betrachtungen zu überlassen.

Kaum war er fort, als Finette schnell ein Bett über dem Loch einer Müllgrube bereit machte, die sich in einem Gemach des Schlosses befand. Dies Zimmer war eben so reinlich als die andern, aber man warf allen Unrath des Schlosses in das Loch dieser Grube, die sehr groß war. Finette legte zwei schwache Stangen kreuzweis über das Loch, dann machte sie sehr eigen ein Bett darüber und kehrte sogleich in ihr Zimmer zurück.

Einen Augenblick nachher kam Arglistig wieder; die Prinzessin führte ihn dahin, wo sie das Bett gemacht hatte, und ging fort. Der Prinz, ohne sich zu entkleiden, warf sich schnell auf das Bett, und da seine Schwere sogleich die Stangen zerbrach, fiel er tief in die Grube, ohne sich halten zu können, schlug sich zwanzig Beulen an den Kopf und verletzte sich überall. Der Fall des Prinzen machte einen großen Lärm in der Tiefe, und da es in der Nähe von Finettens Zimmer war, so wußte sie sogleich, daß ihre List gelungen, und sie hatte darüber eine geheime, große Freude. Man kann das Vergnügen nicht beschreiben, mit welchem sie ihn in dem Schmutze herumplätschern hörte. Er verdiente wol diese Strafe und die Prinzessin hatte Recht, darüber zu frohlocken.

Aber ihre Freude beschäftigte sie nicht so sehr, daß sie nicht auch an ihre Schwestern gedacht hätte. Ihre erste Sorge war, sie zu suchen. Es war ihr leicht, Plaudertasche zu finden. Arglistig, nachdem er diese Prinzessin eingeschlossen, hatte den Schlüssel stecken lassen. Finette trat eilig in das Zimmer und das Geräusch, welches sie machte, erweckte ihre Schwester plötzlich. Sie war sehr beschämt bei ihrem Anblick. Finette erzählte ihr, auf welche Art sie den schändlichen Prinzen los geworden sei, der gekommen war, sie zu beschimpfen. Plaudertasche wurde bei dieser Nachricht wie von einem Donnerschlage getroffen, denn ungeachtet ihres Geschwätzes war sie so unverständig, daß sie lächerlicher Weise Alles geglaubt hatte, was Arglistig ihr gesagt. Und es giebt noch mehr solcher Dummköpfe in der Welt.

Diese Prinzessin, die ihren übermäßigen Schmerz verbarg, verließ mit Finette ihr Zimmer, um Träge zu suchen. Sie durcheilten alle Gemächer des Schlosses, ohne ihre Schwester zu finden, endlich fiel es Finetten ein, daß sie wol im Gartenzimmer sein könne; sie fanden sie hier wirklich, halb todt vor Verzweiflung und Schwäche, denn sie hatte den ganzen Tag keine Nahrung zu sich genommen. Die Prinzessinnen verschafften ihr alle nöthige Hülfe; dann erzählten sie Alles, was geschehen war, was Träge und Plaudertasche einen tödtlichen Schmerz verursachte; darauf gingen alle drei zur Ruhe. Indessen brachte Arglistig die Nacht sehr schlecht zu, und als der Tag gekommen war, wurde es nicht viel besser. Der Prinz befand sich in einer Höhle, deren ganze Abscheulichkeit er nicht sah, weil das Tageslicht nicht hinein schien. Nichts destoweniger fand er mit vieler Mühe den Abflußgang des Schmutzes, der in einen ziemlich entfernten Strom führte. Er fand Mittel, Leute anzurufen, die in dem Flusse fischten und von denen er in einem Mitleid erregenden Zustand herausgezogen wurde.

Er ließ sich an den Hof des Königs, seines Vaters, bringen, wo er langsam geheilt wurde, und faßte einen so starken Haß gegen Finette, wegen des Unfalls, der ihm begegnet war, daß er weniger daran dachte, sich zu heilen, als sich an ihr zu rächen.

Die Prinzessin brachte indessen eine traurige Zeit zu; die Ehre war ihr tausend Mal lieber als das Leben, und die schimpfliche Schwäche ihrer Schwestern setzte sie in eine Verzweiflung, die sie kaum überwältigen konnte. Indessen stellte die Kränklichkeit der beiden Prinzessinnen, welche durch die Folgen ihrer unwürdigen Heirath verursacht war, Finettens Standhaftigkeit von Neuem auf die Probe.

Arglistig, der schon ein gewandter Spitzbube war, nahm all' seinen Verstand zusammen, um eine große Schändlichkeit zu ersinnen. Weder die Grube noch die Quetschungen ärgerten ihn so sehr als der Verdruß, Jemand gefunden zu haben, der listiger war als er. Er ahnte die Folgen seiner beiden Heirathen, und um die kranken Prinzessinnen in Versuchung zu führen, ließ er unter ihre Fenster große Kübel mit fruchtbeladenen Bäumen bringen. Träge und Plaudertasche, die oft am Fenster standen, sahen sogleich die Früchte und hatten große Lust, sie zu essen; sie quälten Finette, sich in dem Korbe hinabzulassen, um einige zu pflücken. Die Gefälligkeit der Prinzessin ging so weit, daß sie ihre Schwestern zufrieden stellen wollte; sie stieg hinab und brachte ihnen von den schönen Früchten, die sie mit der höchsten Gier aßen. Den andern Tag erschienen Früchte von anderer Art, zu denen die Prinzessinnen wieder Apetit hatten, und Finette war wieder so gefällig, hinabzusteigen; aber Arglistig hatte Diener versteckt, die das erste Mal ihren Streich nicht hatten ausführen können. Diesmal gelang er ihnen; sie ergriffen Finette und führten sie vor den Augen ihrer Schwestern fort, die sich vor Verzweiflung die Haare ausrauften.

Arglistig's Trabanten machten ihre Sache so gut, daß sie Finette nach einem Landhause führten, wo der Prinz sich befand, um seine Heilung zu vollenden. Da er vor Wuth gegen die Prinzessin außer sich war, sagte er ihr tausend grobe Dinge, worauf sie immer mit Festigkeit und einer Seelengröße antwortete, die einer Heldin ihresgleichen würdig war.

Endlich, nachdem er sie mehre Tage gefangen gehalten, ließ er sie auf den Gipfel eines hohen Berges führen und kam ihr einen Augenblick darauf nach. Hier kündigte er ihr an, daß

sie auf eine Art sterben müsse, die ihn für alle Streiche rächte, welche sie ihm gespielt hätte. Dann zeigte der grausame Prinz Finetten ein Faß, das inwendig ganz mit Federmessern, Scheren, und eisernen Haken besetzt war, und sagte, sie würde in dieses Faß gesteckt werden, um sie zu bestrafen so wie sie es verdiene, und zuletzt vom Berge in die Tiefe gerollt werden.

Obgleich Finette keine Römerin war, so schien sie nicht erschrockener über die Qual, die man ihr bereitete, als es Regulus einst beim Anblick eines gleichen Schicksals gewesen. Die junge Prinzessin bewahrte ihre ganze Festigkeit und selbst ihre Geistesgegenwart. Arglistig, statt ihren heldenmüthigen Charakter zu bewundern, faßte eine neue Wuth gegen sie und dachte daran, ihren Tod zu beschleunigen. In dieser Absicht bückte er sich gegen den Eingang des Fasses, welches das Werkzeug seiner Rache werden sollte, um zu prüfen, ob es auch von allen Seiten hinreichend mit mörderischen Waffen besetzt wäre.

Finette, welche sah, daß ihr Verfolger aufmerksam hineinblickte, warf ihn geschickt in das Faß und ließ es vom Berge hinabrollen, ohne dem Prinzen Zeit zu lassen, sich zu besinnen. Nach diesem Streiche floh sie und die Leute des Prinzen, welche mit großem Schmerz die grausame Art gesehen hatten, mit welcher ihr Herr die liebenswürdige Prinzessin behandeln wollte, hüteten sich, ihr nachzulaufen, um sie fest zu halten. Uebrigens waren sie so erschrocken über das, was Arglistig begegnet war, daß sie an nichts anderes denken konnten als das Faß aufzuhalten, das mit Heftigkeit hinabrollte; aber ihre Mühe war vergebens, es rollte bis auf den Boden, und sie zogen ihren Prinzen mit tausend Wunden bedeckt heraus.

Arglistig's Unfall setzte den König Liebreich und den Prinzen Schönhold in Verzweiflung, aber ihre Völker waren nicht davon gerührt; Arglistig war sehr verhaßt, und man wunderte sich sogar, daß der jüngere Prinz, der so edle und großmüthige Gefühle hatte, seinen unwürdigen ältesten Bruder so lieben konnte. Aber Schönhold's gutes Gemüth hing sehr an allen seinen Verwandten, und Arglistig hatte immer die Schlauheit gehabt, ihm so viel Freundlichkeit zu bezeigen, daß der edle

Prinz es sich nicht hätte vergeben können, wenn er sie nicht lebhaft erwidert hätte. Schönhold fühlte also heftigen Schmerz über die Wunden seines Bruders, und wandte Alles an, sie schnell zu heilen; aber ungeachtet der eifrigsten Sorgfalt wurden diese immer schlimmer und verlängerten seine Leiden.

Finette, nachdem sie sich von der furchtbaren Gefahr befreit, in der sie sich befunden, hatte wieder glücklich das Schloß erreicht, wo sie ihre Schwestern gelassen hatte, und es währte nicht lange, so mußte sie neuen Kummer ertragen. Die beiden Prinzessinnen brachten jede einen Sohn zur Welt, worüber Finette in großer Verlegenheit war. Indessen war der Muth dieser Prinzessin nicht niedergeschlagen. Der Wunsch, die Schande ihrer Schwestern zu verbergen, bestimmte sie, sich noch einmal der Gefahr auszusetzen. Sie faßte zum Gelingen ihres Planes alle Maßregeln, welche die Klugheit einflößen kann; sie verkleidete sich als Nonne, legte die Kinder ihrer Schwestern in Schachteln und machte Löcher in der Gegend des Mundes, damit sie frische Luft schöpfen konnten; sie nahm ein Pferd, diese Schachteln und noch einige andere, und in solchem Aufzuge kam sie nach der Hauptstadt des Königs Liebreich, wo Arglistig war. Als Finette in der Stadt war, erfuhr sie, daß die Freigebigkeit, womit Prinz Schönhold die Heilmittel bezahlte, welche man seinem Bruder gab, alle Marktschreier Europa's an den Hof gezogen habe; denn in jener Zeit gab es eine Menge Abentheurer ohne Amt, ohne Talente, die sich für Menschen ausgaben, welche vom Himmel die Gabe empfangen haben wollten, alle Arten Uebel heilen zu können. Diese Leute, deren einzige Wissenschaft darin besteht, frech zu betrügen, fanden immer viel Glauben bei dem Volk. Sie wußten ihm Ehrfurcht einzuflößen durch ihr ungewöhnliches Aeußere und durch die sonderbaren Namen, die sie sich beilegten. Diese Art Aerzte bleibt nie an ihrem Geburtsort und das Vorrecht, von weither zu kommen, ersetzt bei dem gemeinen Mann oft ihr Verdienst.

Die erfinderische Prinzessin, von Allem wol unterrichtet, gab sich einen ganz fremden Namen; dieser Name war Sanatio. Dann ließ sie überall bekannt machen, daß der Ritter Sanatio

angekommen wäre mit wunderbaren Geheimnissen, um alle Arten von Wunden zu heilen, selbst die gefährlichsten und die vergifteten. Sogleich ließ Schönhold den vermeintlichen Ritter holen. Finette kam, spielte auf's Beste von der Welt den erfahrenen Arzt, brachte mit vornehmer Miene fünf oder sechs wissenschaftliche Wörter vor; nichts fehlte daran. Die Prinzessin war erstaunt über das gute Aussehen und das Betragen des Prinzen Schönhold, und nachdem sie sich einige Zeit mit diesem Prinzen über Arglistig's Wunden unterhalten hatte, sagte sie, daß sie eine Flasche mit unvergleichlichem Wasser holen wollte, und daß sie unterdessen zwei Schachteln da lassen würde, welche vorzügliche Salben für den verwundeten Prinzen enthielten.

Damit ging der vermeintliche Arzt fort und kam nicht wieder; man wurde ungeduldig, daß er so lange blieb. Endlich, als man schon nach ihm geschickt hatte, hörte man kleine Kinder in Arglistig's Zimmer schreien; das überraschte Jeden, denn man sah keine Kinder. Man hörte aufmerksam zu und entdeckte, daß das Geschrei aus den Schachteln des Arztes kam.

Es waren in der That Finetten's Neffen. Die Prinzessin hatte ihnen reichlich zu essen gegeben, ehe sie in den Pallast kam, aber, da es schon lange her war und sie neue Nahrung haben wollten, machten sie auf diese Weise ihre Bedürfnisse kund. Man öffnete die Schachteln und war sehr erstaunt, wirklich zwei kleine Jungen darin zu finden, die sehr hübsch waren. Arglistig ahnte sogleich, daß es wieder ein Streich von Finette war; er empfand darüber eine unaussprechliche Wuth und seine Leiden nahmen so zu, daß man seinen Tod nahe glaubte.

Schönhold war vor Schmerz außer sich, und der falsche Arglistig suchte bis zum letzten Augenblick die Zärtlichkeit seines Bruders zu täuschen. „Du hast mich immer geliebt," sagte er zu ihm, „und du wirst um meinen Tod weinen; ich brauche deine Freundschaftsbeweise nicht mehr für das Leben; ich sterbe; aber wenn ich dir theuer gewesen bin, versprich mir, mir eine Bitte zu erfüllen."

Schönhold, dem es unmöglich war, in diesem Zustande seinem Bruder etwas zu verweigern, versprach ihm mit den hei-

ligsten Schwüren Alles zu thun, was er verlangte. Sobald Arglistig dies gehört hatte, sagte er zu seinem Bruder, den er umarmte: „Ich sterbe ruhig, Bruder, weil du mich rächen wirst; denn die Bitte, die ich an dich habe, ist, um Finetten's Hand zu werben, sobald ich todt bin. Du wirst ohne Zweifel diese boshafte Prinzessin bekommen, und wenn sie in deiner Macht ist, wirst du ihr einen Dolch in's Herz stoßen." Schönhold schauderte vor Entsetzen bei diesen Worten, er bereuete die Unbesonnenheit seiner Schwüre; aber es war nicht mehr Zeit sein Wort zurückzunehmen, auch wollte er dem Bruder nicht seine Reue zeigen, der kurze Zeit nachher verschied.

Der König Liebreich empfand darüber einen heftigen Schmerz; sein Volk aber, weit entfernt, Arglistig zu bedauern, war erfreut, daß sein Tod Schönhold zum Erben des Königreiches machte, dessen Tugenden ihn bei Jedermann beliebt machten. Finette, die wieder glücklich zu ihren Schwestern zurückgekommen war, erfuhr bald Arglistig's Tod und bald nachher kündigte man den drei Prinzessinnen die Rückkehr ihres Vaters an. Der König kam eilig in ihren Thurm und seine erste Sorge war, sich die gläsernen Spindeln zeigen zu lassen. Die Träge holte Finetten's Spindel und zeigte sie dem König; darauf nach einer tiefen Verbeugung trug sie die Spindel wieder fort. Plaudertasche hatte dasselbe listige Verfahren und auch Finette brachte ihren Spinnrocken; aber der König war argwöhnisch und wollte alle drei Spindeln zu gleicher Zeit sehen. Nun konnte Finette nur die ihrige zeigen und der König gerieth so in Zorn gegen seine ältesten Töchter, daß er sie auf der Stelle zu der Fee schickte, die ihm die Spindeln gegeben hatte und diese bat, sie ihr ganzes Leben bei sich zu behalten und sie zu bestrafen, wie sie es verdienten.

Die Strafe der Prinzessinnen fing damit an, daß die Fee sie in einen Saal ihres bezauberten Schlosses führte, wo sie die Geschichte einer unendlichen Menge berühmter Frauen hatte malen lassen, die sich durch ihre Tugenden und ihr arbeitsames Leben berühmt gemacht hatten. Die Wunderkraft der Fee hatte allen

diesen Figuren Bewegung gegeben und sie waren beschäftigt von Morgen bis Abend.

Man sah überall Trophäen und Sinnbilder zum Ruhme dieser tugendhaften Frauen, und es war eine schwere Kränkung für die beiden Schwestern, den Triumph dieser Heldinnen mit der verächtlichen Lage zu vergleichen, worin ihre unglückliche Unbesonnenheit sie versetzt hatte. Um den Kummer auf's Höchste zu bringen, sagte ihnen die Fee mit Strenge, wenn sie sich auch so gut beschäftigt hätten als diejenigen, deren Bilder sie sähen, so würden sie nicht in die unwürdigen Verirrungen gefallen sein, worin sie sich gestürzt hätten; aber daß der Müßiggang die Mutter aller Laster und die Quelle alles Unglücks sei. Die Fee fügte hinzu, daß, um sie zu verhindern, jemals in ein gleiches Unglück zu kommen, und damit sie die verlorne Zeit wieder einbrächten, sie sie auf eine gute Art beschäftigen wollte. In der That nöthigte sie die Prinzessinnen zu den gröbsten und niedrigsten Arbeiten, und ohne Rücksicht auf ihre zarte Haut, schickte sie dieselben in ihre Gärten, Schoten zu pflücken und Unkraut auszujäten. Die Träge konnte nicht der Verzweiflung widerstehen, daß sie ein Leben so gegen ihre Neigungen führen mußte; sie starb vor Kummer und Anstrengung. Plaudertasche fand Mittel, einige Zeit nachher des Nachts aus dem Schloß der Fee zu entfliehen, zerschlug sich den Kopf an einem Baum und starb an dieser Wunde unter den Händen der Bauern.

Finette bei ihrem guten Gemüth empfand heftigen Schmerz über das Schicksal ihrer Schwestern, und mitten in ihrem Kummer erfuhr sie, daß der Prinz Schönhold bei dem König, ihrem Vater, um sie geworben habe, welcher sie ihm versprochen, ohne sie davon zu benachrichtigen; denn in jener Zeit wurde auf die Neigung beider Theile bei Heirathen gar nicht geachtet. Finette zitterte bei dieser Nachricht; sie fürchtete mit Recht, daß der Haß des Prinzen Arglistig in das Herz seines Bruders übergegangen sein könnte, der ihn so geliebt hatte, und sie vermuthete, daß der junge Prinz sie nur heirathen wolle, um sie seinem Bruder zu opfern. Voll Unruhe ging die Prinzessin zur weisen Fee, um ihren Rath zu hören; sie schätzte sie ebenso hoch

als sie die Träge und Plaudertasche verachtet hatte. Die Fee wollte Finetten nichts offenbaren, sondern sagte nur: „Prinzessin, du bist klug und vorsichtig, du hast bis jetzt so richtige Maßregeln ergriffen, indem du immer bedachtest, daß Mißtrauen die Mutter der Sicherheit ist. Fahre fort dich immer lebhaft an die Wichtigkeit dieses Grundsatzes zu erinnern und du wirst ohne meine Hülfe glücklich werden."

Finette kehrte, da sie die Fee nicht zu Mittheilungen bewegen konnte, in großer Aufregung in den Pallast zurück. Einige Tage nachher wurde die Prinzessin, im Namen des Prinzen Schönhold, einem Gesandten angetraut, und man führte sie in einem prächtigen Wagen zu ihrem Gemahl. Man bereitete ihr eben solchen Empfang in den beiden ersten Grenzstädten des Königs Liebreich, und in der dritten fand sie Schönhold, der ihr auf Befehl seines Vaters entgegen gekommen war. Jedermann war erstaunt, die Traurigkeit des Prinzen bei einer Heirath zu sehen, die er doch gewünscht hatte; der König selbst schalt ihn darüber und hatte ihn wider seinen Willen der Prinzessin entgegen geschickt.

Als Schönhold sie sah, war er betroffen über ihre Reize; er sagte ihr viel Schmeichelhaftes darüber, aber auf eine so verwirrte Art, daß beide Höfe, welche wußten, daß der Prinz artig und geistreich war, glaubten, er sei so lebhaft von ihrer Schönheit ergriffen, daß er darüber seine Geistesgegenwart verlöre. In der ganzen Stadt war Freudengeschrei, überall gab es Concerte und Feuerwerk. Endlich, nach einem prächtigen Abendessen, wollte man die beiden Gatten in ihr Zimmer führen. Finette, die sich immer des Grundsatzes der Fee erinnerte, hatte ihren Plan schon gefaßt. Sie hatte eine ihrer Kammerfrauen gewonnen, welche den Schlüssel zu dem für sie bestimmten Zimmer besaß, und dieser Frau den Befehl gegeben, Stroh, eine Blase, das Blut eines Schafes und die Gedärme der Thiere, die man zum Abendbrod gegessen hatte, in das Zimmer zu bringen. Hierauf ging die Prinzessin unter irgend einem Vorwand in das Gemach, machte eine Figur aus Stroh, in welche sie die Gedärme und die

mit Blut gefüllte Blase that. Dann bekleidete sie die Figur mit einem Nachtrock und einer Nachtmütze.

Als Finette mit der schönen Puppe fertig war, ging sie zur Gesellschaft zurück, und kurze Zeit nachher führte man die Prinzessin und ihren Gatten in das Brautgemach. Nachdem sie sich entkleidet hatten, nahm die Ehrendame die Fackeln und zog sich zurück. Sogleich warf Finette die Strohfrau in's Bett und verbarg sich in einem Winkel des Zimmers.

Der Prinz, nachdem er zwei- oder dreimal laut geseufzt hatte, nahm sein Schwert und bohrte es durch das Herz der vermeintlichen Finette. In demselben Augenblick fühlte er von allen Seiten Blut rieseln und fand die Frau von Stroh ohne Bewegung. „Was habe ich gethan,“ rief Schönhold; „nach so heftigen Gemüthsbewegungen, nachdem ich so lange geschwankt habe, erfüllte ich meine Schwüre auf Kosten eines Verbrechens! Ich habe der liebenswürdigsten Prinzessin das Leben geraubt und ich war dazu geboren, sie zu lieben! Ihre Reize haben mich vom ersten Augenblicke an entzückt, und doch habe ich nicht die Kraft gehabt, einen Schwur zu brechen, den ein rasender Bruder mir durch unwürdige List entrissen. Ach, Himmel! kann man ein Weib für so viel Tugend bestrafen! Nun wol, Arglistig, ich habe deine ungerechte Rache befriedigt, ich will aber auch Finette durch meinen Tod rächen. Ja, schöne Prinzessin, mit demselben Schwert....“ Bei diesen Worten hörte die Prinzessin, daß der Prinz, der in seiner Verzweiflung das Schwert hatte fallen lassen, es suchte, um es sich durch den Leib zu stoßen. Sie wollte eine solche Thorheit nicht zugeben, also rief sie ihm zu: „Prinz, ich bin nicht todt; durch euer gutes Herz habe ich eure Reue errathen und durch einen unschuldigen Betrug euch ein Verbrechen erspart.“

Nun erzählte Finette dem Prinzen Schönhold die Vorsicht, die sie hinsichtlich der Strohfrau angewendet habe. Der Prinz, vor Freuden außer sich, daß die Prinzessin lebe, bewunderte die Klugheit, die sie bei jeder Gelegenheit zeigte, und war ihr unendlich dankbar, daß sie ihm ein Verbrechen erspart hatte, woran er nicht ohne Entsetzen denken konnte. Er begriff nicht, wie er

die Schwachheit hatte haben können, nicht die Nichtigkeit der unglücklichen, ihm mit List abgerungenen Schwüre einzusehen.

Indessen, wenn Finette nicht immer daran gedacht hätte, daß Mißtrauen die Mutter der Sicherheit ist, so wäre sie getödtet worden, und ihr Tod hätte auch Schönhold's Tod verursacht; und dann hätte man mit Muße über die sonderbaren Gefühle dieses Prinzen hin und herreden können. Es lebe die Klugheit und die Geistesgegenwart! sie bewahrten diese beiden Gatten vor schrecklichem Unglück, und sicherten ihnen das beste Schicksal von der Welt. Sie hatten immer eine außerordentliche Zärtlichkeit für einander und brachten eine Menge glücklicher Tage in einer Wonne zu, die man kaum beschreiben kann.

Moral.

Man sieht die Bosheit hier besiegt,
Sieht, wie das Laster unterliegt,
Wie Klugheit und Vernunft belohnt,
Und in Gefahren stets verschont;
Finetten's tugendhaftes Streben
Ward schon gekrönt in diesem Leben;
Auf Erden ihre ganze Zeit
War lauter Glück und Seligkeit!

Die Eselshaut.

Es war einmal ein mächtiger König, der von seinem Volke so geliebt und von seinen Nachbarn und Verbündeten so geachtet war, daß man ihn den glücklichsten aller Monarchen nennen konnte. Sein Glück ward noch vermehrt durch die Wahl einer eben so schönen als tugendhaften Prinzessin, und die glücklichen Gatten lebten in vollkommener Einigkeit. Aus dieser Ehe war eine mit so viel Anmuth und Reizen begabte Tochter geboren, daß sie es nicht bedauerten, keine größere Nachkommenschaft zu haben. Die Pracht, der Geschmack und die Fülle herrschten in seinem Pallast; die Minister waren weise und geschickt, die Hofleute tugendhaft und treu, die Bedienten anhänglich und arbeitsam; die weitläufigen Ställe voll der schönsten Pferde von der Welt, die mit reichen Schabracken bedeckt waren. Aber was die Fremden am meisten erstaunte, die diese schönen Ställe bewunderten, war, daß an der sichtbarsten Stelle ein großer Esel seine langen Ohren ausstreckte. Nicht aus Laune, sondern mit Recht hatte der König ihm diese besondere und ausgezeichnete Stelle gegeben. Die Tugenden dieses seltenen Thieres verdienten diese Auszeichnung, weil die Natur ihn so außerordentlich gebildet hatte, daß seine Streu, statt unsauber zu sein, alle Morgen mit einer Menge schöner Sonnenthaler und Goldstücke jeder Art bedeckt war, welche man bei seinem Erwachen einsammelte.

Da nun die Widerwärtigkeiten des Lebens sich eben so gut auf die Könige als auf die Unterthanen erstrecken und immer das Gute mit dem Schlimmen gemischt ist, wollte der Himmel, daß die Königin plötzlich von einer harten Krankheit befallen wurde, für welche man, ungeachtet der Kunst und Geschicklichkeit der Aerzte, keine Hülfe finden konnte.

Die Bestürzung war allgemein. Der König, verliebt und gefühlvoll, ungeachtet des berühmten Sprichwortes, welches sagt, daß die Ehe das Grab der Liebe ist, wurde sehr betrübt, that feurige Gelübde in allen Tempeln seines Reiches, und bot selbst sein Leben für dasjenige seiner geliebten Gattin; aber die Götter und die Feen waren unerbittlich. Die Königin, die ihre letzte Stunde nahe fühlte, sagte zu ihrem Gemahl, der in Thränen schwamm: „Erlaube mir, bevor ich sterbe, etwas von dir zu erbitten; nämlich, wenn du dich wieder verheirathest ...."

Bei diesen Worten stieß der König einen schrecklichen Schrei aus, nahm die Hände seiner Gemahlin, badete sie in Thränen und beschwor sie, nicht von einer zweiten Ehe zu sprechen. „Nein, nein," sagte er endlich, „meine theure Königin, sprich lieber davon, daß ich dir bald folge." „Der Staat," erwiderte die Königin mit einer Festigkeit, die den Schmerz des Fürsten erhöhte, „der Staat verlangt Nachfolger, und da ich dir nur eine Tochter gegeben habe, muß er Söhne wünschen, die dir gleichen; aber ich bitte dich inständig, bei aller Liebe, die du für mich gehabt hast, nur dann den Bitten deines Volkes nachzugeben, wenn du eine schönere und tugendhaftere Prinzessin gefunden hast, als ich es bin; ich fodere deinen Schwur, dann werde ich ruhig sterben."

Man vermuthet, daß die Königin, der es nicht an Eigenliebe fehlte, diesen Schwur verlangt habe, weil sie glaubte, daß keine Prinzessin der Welt ihr an Schönheit gliche, und sich dadurch versichern wollte, daß der König nicht wieder heirathe. Endlich starb sie. Niemals war ein Gemahl so trostlos; Tag und Nacht weinen und schluchzen war seine einzige Beschäftigung.

Indessen großer Schmerz ist nicht anhaltend. Auch versammelten sich die Großen des Staats und erschienen im Chor, um den König zu bitten, sich wieder zu verheirathen.

Dieser erste Antrag schien ihm hart und kostete ihn neue Thränen. Er gedachte des Eides, den er der Königin geleistet, und foderte alle seine Räthe auf, ihm eine schönere Prinzessin zu suchen, als seine verstorbene Frau gewesen, was er jedoch für unmöglich hielt. Aber der Rath betrachtete ein solches Versprechen für eine Tändelei und meinte, auf die Schönheit käme

wenig an, wenn eine Königin nur tugendhaft und nicht unfruchtbar sei; der Staat müsse zu seiner Ruhe Prinzen haben; zwar besitze die junge Prinzessin, seine Tochter, alle Eigenschaften zu einer großen Königin, aber man müsse ihr einen Fremden zum Gemahl wählen, der Sie alsdann entweder in sein Reich mitnähme, oder, wenn er mit ihr regierte, ihre Kinder doch nicht mehr von demselben Blute abstammten; wenn aber kein Prinz geboren werde, würden die benachbarten Völker sie in Kriege verwickeln, wodurch der Untergang des Reiches herbeigeführt werden könnte. Der König, betroffen von diesen Bedenken, versprach, sich zu fügen.

Wirklich suchte er unter den heirathsfähigen Prinzessinnen eine, die ihm gefallen könnte; jeden Tag brachte man ihm reizende Bilder; aber keines hatte die Anmuth der verstorbenen Königin, so daß er sich nicht entschließen konnte. Unglücklicher Weise fand er, daß die Prinzessin, seine Tochter, nicht allein zum Entzücken schön sei, sondern, daß sie auch die Königin, ihre Mutter, noch um Vieles an Liebenswürdigkeit und Verstand überträfe; ihre Jugend, die reizende Frische ihres schönen Gesichts entflammte den König mit so heftiger Liebe, daß er sie der Prinzessin nicht länger verbergen konnte und ihr gestand, daß er entschlossen sei, sie zu heirathen, weil sie allein ihn von seinem Schwur entbinden könnte.

Die junge Prinzessin, voll Tugend und Keuschheit, wollte bei diesem schrecklichen Vorschlag ohnmächtig werden. Sie warf sich dem Könige zu Füßen und beschwor ihn mit aller ihrer Geisteskraft, sie nicht zu einem solchen Verbrechen zu zwingen.

Der König, der sich einmal diesen sonderbaren Plan in den Kopf gesetzt hatte, fragte einen alten Priester um Rath, um das Gewissen der Prinzessin zu beruhigen. Dieser Priester, weniger fromm als ehrgeizig, opferte den Schatz der Unschuld und der Tugend für die Ehre auf, der Vertraute eines großen Königs zu sein, und bemächtigte sich mit so vieler Geschicklichkeit seines Verstandes, stellte ihm das Verbrechen, das er begehen wollte, so geringfügig vor, daß er ihn sogar von seinem Recht überzeugte, seine Tochter zu heirathen. Der König, geschmeichelt durch die Rede des Bösewichts, umarmte ihn, und ging, in seinem Vorsatz befestigt,

von ihm fort. Er befahl der Prinzessin, sich zur Hochzeit bereit zu machen.

Die junge Prinzessin, vor Schmerz außer sich, wollte die Fliederfee, ihre Pathin, aufsuchen. Sie reiste die Nacht in einem schönen Wagen fort, woran ein großer Hammel gespannt war, der die Wege kannte, und kam glücklich bei derselben an. Die Fee, welche die Prinzessin liebte, sagte, sie wisse Alles, was sie ihr mittheilen wolle; aber sie möge sich keine Sorgen machen, denn sie hätte nichts zu befürchten, wenn sie getreu nach ihren Vorschriften handele. „Denn, mein liebes Kind,“ sagte sie, „es wäre ein großes Unrecht von dir, deinen Vater zu heirathen; aber ohne ihm zu widersprechen, kannst du es vermeiden. Sage ihm, um dir einen Wunsch zu erfüllen, müßte er dir ein Kleid schenken von der Farbe der Luft; niemals, trotz aller seiner Liebe und seiner Macht, wird ihm dies gelingen.“

Die Prinzessin dankte ihrer Pathin vielmals und am andern Morgen bat sie den König um das, was die Fee ihr gerathen, und betheuerte, daß man ihre Zustimmung nicht erlangen würde, bevor sie nicht ein luftfarbenes Kleid erhalten. Der König, entzückt über die Hoffnung, die sie ihm gab, versammelte alle berühmten Weber und bestellte bei ihnen ein solches Kleid, mit der Drohung, daß, wenn es ihnen nicht gelänge, er sie alle aufhängen lassen würde. Er brauchte zu diesem äußersten Schritt nicht zu greifen; am zweiten Tage brachten sie das gewünschte Kleid. Der Abendhimmel, wenn er mit goldnen Wolken gesäumt ist, hat kein schöneres Blau als dieses Kleid, wie es ausgebreitet wurde; die Prinzessin war darüber sehr betrübt und wußte nicht, wie sie sich aus der Verlegenheit ziehen sollte.

Der König beschleunigte hierauf die Hochzeit. Sie aber mußte noch einmal zu ihrer Pathin ihre Zuflucht nehmen, welche, sehr erstaunt, daß ihr Plan nicht gelungen war, ihr den Rath gab, ein Kleid von der Farbe des Mondes zu begehren. Der König, der ihr nichts verweigern konnte, ließ die geschicktesten Weber kommen und befahl ihnen so strenge, ein Kleid von der Farbe des Mondes anzufertigen, daß zwischen dem Befehl und der Vollbringung nur vierundzwanzig Stunden lagen. Die Prinzessin, mehr entzückt

über das prächtige Kleid als über die Sorgfalt des Königs, ihres Vaters, betrübte sich außerordentlich, als sie mit ihren Kammerfrauen und ihrer Amme allein war.

Die Fliederfee, die Alles erfuhr, kam der betrübten Prinzessin zu Hülfe und sagte zu ihr: „Ich müßte mich sehr irren, oder es gelingt uns, den König von seinem Plane abzuwenden, wenn Du ein Kleid von der Farbe der Sonne foderst, denn ein solches Kleid kann er niemals herstellen; wenigstens werden wir damit Zeit gewinnen.“ Die Prinzessin sah das ein und verlangte das Kleid; der verliebte König gab ohne Bedauern alle Diamanten und Rubinen seiner Krone hin für eine so prachtvolle Arbeit, mit dem Befehle, nichts daran zu sparen, um dieses Kleid der Sonne gleich zu machen. Als es erschien, waren alle diejenigen, die es entfaltet sahen, genöthigt, die Augen zu schließen, so sehr wurden sie geblendet. Aus dieser Zeit rühren auch die grünen Brillen und die geschwärzten Gläser her.

Wie wurde der Prinzessin bei diesem Anblick! Niemals hatte man etwas so Schönes und köstlich Gearbeitetes gesehen. Sie war bestürzt; und unter dem Vorwand, daß sie Augenschmerzen habe, zog sie sich in ihre Zimmer zurück, wo die Fee sie erwartete, beschämter als man sagen kann; denn als sie das Sonnenkleid erblickte, wurde sie roth vor Zorn. — „O, diesmal meine Tochter,“ sagte sie zur Prinzessin, „wollen wir die unwürdige Liebe deines Vaters auf eine schreckliche Probe setzen. Er beharrt auf die Heirath, die er nahe glaubt; aber ich denke, er wird über die Bitte bestürzt sein, die ich dir rathe an ihn zu richten; bitte um die Haut des Esels, den er so leidenschaftlich liebt, und der alle seine Ausgaben so reichlich bestreitet; geh' und sage ihm, daß du diese Haut zu besitzen wünschest.“

Die Prinzessin, entzückt, wieder ein Mittel gefunden zu haben, eine Heirath zu vereiteln, welche sie verabscheute, und überzeugt, daß ihr Vater sich nie entschließen könnte, seinen Esel zu opfern, ging zu ihm und theilte ihm ihr Verlangen nach der Haut des schönen Thieres mit. Obgleich der König über diesen Einfall erstaunt war, zögerte er doch nicht, ihn zu befriedigen. Der arme Esel wurde geopfert und die Haut sorgfältig der Prinzessin über-

bracht, welche eben verzweifeln wollte, da sie kein Mittel mehr sah, ihr Unglück zu verhindern, als ihre Pathin schnell herbei kam.

„Was thust du, meine Tochter!“ sagte sie, als sie sah, daß die Prinzessin sich die Haare ausriß und ihre schönen Wangen zerkratzte. „Dies ist der glücklichste Augenblick deines Lebens. Hülle dich in diese Haut, verlaß den Pallast und geh' so weit dich deine Füße tragen: wenn man Alles der Tugend opfert, wissen die Götter zu belohnen. Geh', ich werde dafür sorgen, daß der Kasten mit deinen Kleidern und deinem Schmuck dir immer unter der Erde folge, damit Du ihn an jedem Orte, wo du dich aufhälst, finden kannst; und hier ist mein Zauberstab, schlage damit auf die Erde, wenn du den Kasten brauchst, dann wird er dir erscheinen; aber beeile dich und zögre nicht.“ Die Prinzessin umarmte tausendmal ihre Pathin, bat sie, sie nicht zu verlassen, hüllte sich in die häßliche Eselshaut, und nachdem sie sich mit Kaminruß bestrichen, verließ sie den reichen Pallast, ohne von irgend Jemand erkannt zu werden.

Die Abwesenheit der Prinzessin verursachte große Unruhe; der König, der ein prächtiges Fest hatte bereiten lassen, war in Verzweiflung und untröstlich. Er schickte mehr als hundert Polizeimänner und mehr als tausend Soldaten aus, um seine Tochter aufzusuchen; aber die Fee, welche sie beschützte, entzog sie den geschicktesten Nachforschungen; und so mußte er sich wol wieder trösten.

Während dieser Zeit war die Prinzessin unterwegs; sie ging immer weiter und weiter und suchte überall ein Unterkommen; aber wenn man ihr auch aus Barmherzigkeit zu essen gab, fand man sie doch so schmutzig, daß Niemand sie haben wollte. Indessen kam sie einmal in eine schöne Stadt mit einer Meierei vor dem Thor, deren Pächterin eine Küchenmagd brauchte, um die Waschlappen, Truthühner und Schweinetröge zu reinigen. Als die Frau die Reisende so unsauber fand, schlug sie ihr vor, in ihren Dienst zu treten; die Prinzessin nahm das gern an, so sehr war sie des Gehens überdrüssig. Man wies ihr einen entfernten Winkel der Küche an, wo sie in den ersten Tagen den groben Scherzen der Dienstboten ausgesetzt war, so ekelhaft und schmutzig machte sie ihre

Eselshaut. Endlich gewöhnte man sich an sie; übrigens erfüllte sie so sorgsam ihre Pflicht, daß die Pächterin sie unter ihren Schutz nahm. Sie hütete die Schafe, pferchte sie zu rechter Zeit ein, und weidete die Truthühner mit solcher Klugheit, als ob sie niemals etwas anderes gethan hätte; auch gedieh alles unter ihren schönen Händen.

Einst, als sie neben einem klaren Brunnen saß, wo sie oft ihr trauriges Schicksal beweinte, fiel es ihr ein, sich darin zu spiegeln; die schreckliche Eselshaut, die ihre Kleidung bildete, entsetzte sie. Beschämt über den Anzug, wusch sie sich das Gesicht und die Hände, welche weißer wurden als Elfenbein, und ihre schöne Haut bekam wieder ihre natürliche Frische. Die Freude über ihre Schönheit machte ihr Lust sich zu baden, was sie auch that; aber dann mußte sie ihre gräuliche Eselshaut wieder umbinden und nach der Meierei zurückkehren. Glücklicherweise war den andern Tag ein Festtag, wo sie Zeit gewann, ihren Kasten hervorzuziehen, sich umzukleiden, ihr schönes Haar zu pudern und ihr prächtiges luftfarbenes Kleid anzuziehen. Ihre Stube war so klein, daß die Schleppe des schönen Kleides sich nicht darin ausbreiten konnte. Die schöne Prinzessin spiegelte und bewunderte sich selbst so sehr, daß sie beschloß, um sich die lange Weile zu vertreiben, an Sonn- und Festtagen nach und nach ihre schönen Kleider anzuziehen, was sie auch pünktlich that. Sie flocht mit bewundernswürdigem Geschmack Perlen und Diamanten in ihr schönes Haar und seufzte oft, daß nur Schafe und Truthühner Zeugen ihrer Schönheit waren, die sie auch in ihrer abscheulichen Eselshaut liebten.

An einem Festtage, als Eselshaut (diesen Namen hatte man ihr auf dem Meierhofe gegeben,) ihr Sonnenkleid angezogen hatte, stieg der Sohn des Königs, dem die Pachtung gehörte, dort ab, um von der Jagd auszuruhen. Der Prinz war jung, schön und liebenswürdig, der Liebling seines Vaters wie seiner Mutter und angebetet vom ganzen Volke. Man bot dem jungen Prinzen ländliche Erfrischungen an, die er auch annahm; dann begann er die Viehhöfe und alle Winkel zu durchstreifen. Als er so von Ort zu Ort ging, kam er in einen finstern Gang, an dessen Ende

er eine verschlossene Thür erblickte. Aus Neugier sah er durch das Schlüsselloch. Aber wie wurde ihm, als er die schöne und reich gekleidete Prinzessin gewahrte, welche er bei ihrem edlen und bescheidenen Wesen für eine Gottheit hielt. Die Heftigkeit des Gefühls, das er in diesem Augenblick empfand, hätte ihn dazu gebracht, die Thür einzuschlagen, hielt ihn die Achtung, die ihm diese reizende Dame einflößte, nicht davon ab.

Er kam mit Mühe aus dem kleinen finstern Gang wieder heraus und erkundigte sich nach der Dame, die in jenem kleinen Zimmer wohnte. Man antwortete ihm, es sei eine Küchenmagd, die man wegen des Felles, worin sie sich kleidete, Eselshaut nenne; sie sei so schmutzig, daß Niemand sie ansähe noch mit ihr spräche, und daß man sie nur aus Mitleid aufgenommen habe zum Hüten der Schafe und Truthühner.

Der Prinz war von dieser Auskunft wenig befriedigt; er sah wol, daß die geringen Leute nicht mehr wüßten und daß alle weitern Fragen unnütz wären. Ueber alle Maßen verliebt kehrte er in den Pallast seines Vaters zurück und hatte immerfort das schöne Bild der Gottheit vor Augen, die er durch das Schlüsselloch gesehen. Er bereuete, nicht an die Thür geklopft zu haben, und versprach sich selbst, es ein andermal zu thun. Aber seine heiße Liebe verursachte eine solche Aufregung des Blutes, daß er noch in derselben Nacht ein heftiges Fieber bekam, wodurch er seinem Ende nahe war.

Die Königin, seine Mutter, deren einziges Kind er war, gerieth in Verzweiflung, weil kein Mittel helfen wollte. Sie versprach den Aerzten die größten Belohnungen, jedoch vergebens; sie wendeten ihre ganzen Künste an, aber nichts stellte den Prinzen wieder her. Endlich erriethen sie, daß ein tödtlicher Kummer das Uebel verursachte; sie benachrichtigten die Königin davon, die voller Zärtlichkeit für ihren Sohn ihn beschwor, ihr die Ursache seiner Krankheit zu entdecken. Der König, sein Vater, würde sogar vom Throne steigen und ihm seine Krone geben, wenn er sie zu haben wünsche; oder wenn er irgend eine Prinzessin heirathen möchte, mit deren Vater man auch im Kriege wäre, und über den man gerechte Ursache hätte, sich zu beklagen, so würde man

doch Alles aufbieten, um das zu erlangen, was er wünsche; sie flehte ihn an, nicht zu sterben, weil davon ihr Leben abhinge.

Die Königin vollendete die rührende Rede nicht, ohne das Gesicht des Prinzen mit einem Strom von Thränen zu benetzen. „Liebe Mutter," sagte endlich der Prinz mit schwacher Stimme, „ich bin nicht so entartet, um die Krone meines Vaters zu wünschen, der Himmel wolle, daß er noch lange Jahre lebe und ich immer der treueste und ehrfurchtsvollste seiner Unterthanen sei! Was die Prinzessinnen betrifft, die du mir anbietest, so habe ich noch nicht an's Heirathen gedacht, aber sei versichert, daß ich deinem Willen gehorchen werde, so schwer es mir auch wird."

„Ach, mein Sohn," erwiderte die Königin, „kein Opfer ist uns zu groß, um dein Leben zu retten; aber, mein lieber Sohn, rette das meinige und das des Königs, deines Vaters, indem du uns deine Wünsche offenbarest; sei versichert, daß sie dir gewähret werden."

„Nun wol, liebe Mutter," antwortete er, „weil ich dir denn meine Gedanken offenbaren soll, will ich dir gehorchen; denn ich würde mir ein Verbrechen daraus machen, zwei mir so theure Häupter in Gefahr zu setzen. Ja, liebe Mutter, ich wünsche, daß Eselshaut mir einen Kuchen backe und daß man ihn mir bringe, sobald er fertig ist." Die Königin, über diesen sonderbaren Namen erstaunt, fragte, wer diese Eselshaut wäre. „Frau Königin," erwiderte einer der Offiziere, der zufällig das Mädchen gesehen hatte, „es ist das häßlichste Thier nach dem Wolfe, ein schmutziges Mädchen, das auf eurem Meierhofe wohnt und die Truthühner hütet."

„Es thut nichts," sagte die Königin; „mein Sohn hat vielleicht bei seiner Rückkehr von der Jagd von ihrem Backwerk gegessen; es wird eine Krankenlaune sein; mit einem Wort, Eselshaut soll ihm schnell einen Kuchen backen." Man lief zur Meierei und brachte an Eselshaut den Befehl, für den Prinzen einen Kuchen zu backen.

Einige Schriftsteller versichern, daß Eselshaut den Prinzen durch das Schlüsselloch gesehen und dann aus ihrem kleinen Fenster geschaut habe, wo sie den jungen und schönen Prinzen wieder

erblickte, der ihr so gefiel, daß sie oft an ihn dachte und bei dem Gedanken an ihn seufzte. Wie es auch sei, ob ihn Eselshaut gesehen oder nur viel zu seinem Lobe gehört hatte, sie war entzückt, ein Mittel gefunden zu haben, sich zu erkennen zu geben; sie schloß sich in ihre Kammer ein, warf ihre häßliche Eselshaut ab, wusch sich das Gesicht und die Hände, flocht ihr blondes Haar, zog ein schönes Mieder von glänzendem Silber an, einen eben solchen Rock, und begann den gewünschten Kuchen zu bereiten. Sie nahm das feinste Mehl, Eier und sehr frische Butter. Indem sie damit beschäftigt war, fiel, aus Absicht oder zufällig, ein Ring von ihrem Finger in den Teig, wurde darin gebacken und sobald der Kuchen fertig war, wickelte sie sich in ihre abscheuliche Haut und gab ihn dem Offizier, den sie nach dem Befinden des Prinzen fragte; aber der Mann würdigte sie keiner Antwort und brachte schnell den Kuchen zum Prinzen.

Der Prinz nahm ihn hastig aus den Händen des Mannes und verzehrte ihn mit solcher Schnelligkeit, daß die anwesenden Aerzte seinen Ungestüm für kein gutes Zeichen hielten. Wirklich erstickte der Prinz beinah an dem Ringe, den er in einem Stück Kuchen fand. Aber er zog ihn geschickt aus dem Munde und sein Appetit verminderte sich, als er den feinen Smaragd betrachtete, der in einen goldnen Ring gefaßt war, und nur an den niedlichsten kleinen Finger der Welt passen konnte.

Er küßte den Ring tausendmal, legte ihn unter sein Kopfkissen und zog ihn jeden Augenblick, wenn er sich unbemerkt glaubte, wieder hervor. Die Mühe, welche er sich gab, um auszugrübeln, wie er Diejenige sehen könne, der der Ring gehörte, da er nicht glaubte, daß man Eselshaut kommen lassen würde, wenn er seinen Wunsch ausspräche, zumal er nicht zu sagen wagte, was er durch's Schlüsselloch gesehen, aus Furcht, man würde ihn als einen Träumer verlachen — diese Mühe quälte ihn so, daß das Fieber heftiger wurde, und die Aerzte, welche nicht mehr zu rathen wußten, der Königin erklärten, der Prinz sei liebeskrank.

Die Königin eilte mit ihrem Gemahl zu ihrem trostlosen Sohne. „Mein Sohn, mein lieber Sohn", rief der betrübte Monarch, „nenne uns die Dame, die du liebst; wir schwören, sie

p. 90.



„Zeige mir deine Hand," sagte er zitternd und mit einem Seufzer.

dir zu geben, wäre sie auch die niedrigste Dienerin.“ Die Königin umarmte ihn und bestätigte den Schwur des Königs.

Der Prinz, gerührt von den Thränen und Liebkosungen seiner Eltern, sprach: „Liebe Eltern, ich werde keine Verbindung schließen, die euch mißfällt; und zum Beweise (hierbei zog er den Smaragd unter seinem Kopfkissen hervor) werde ich diejenige heirathen, welcher dieser Ring paßt, wer sie auch sei. Eine Bäuerin hat sicherlich nicht solche niedlichen Finger.“ Der König und die Königin nahmen den Ring, betrachteten ihn neugierig und waren derselben Ansicht, daß der Ring nur einer vornehmen Dame passen könne. Nun umarmte der König seinen Sohn und beschwor ihn, gesund zu werden; darauf entfernte er sich und ließ durch Trommeln, Pfeifen und Trompeten in der ganzen Stadt bekannt machen und durch seine Herolde ausrufen, daß alle jungen Mädchen auf das Schloß kommen und einen Ring aufstecken sollten; diejenige, der er passe, solle den Thronerben heirathen.

Die Prinzessinnen kamen zuerst, dann die Herzoginnen, die Gräfinnen und Baroninnen, aber sie mochten die Finger noch so dünn machen, keine konnte den Ring anstecken. Dann kamen die Arbeiterinnen, die Alle, so hübsch sie auch waren, zu dicke Finger hatten. Der Prinz, der sich besser befand, machte selbst den Versuch. Endlich kamen die Kammermädchen, denen es nicht besser gelang. Jede hatte den Ring ohne Erfolg versucht, als der Prinz nach den Köchinnen, Hausmädchen und Schäferinnen verlangte; man brachte sie Alle herbei, aber ihren großen, rothen und dicken Fingern ging der Ring nur bis über den Nagel.

„Hat man nicht jene Eselshaut kommen lassen, die mir neulich den Kuchen gebacken hat?“ fragte der Prinz. Alle fingen an zu lachen und verneinten es, weil sie zu schmutzig wäre. „Man hole sie auf der Stelle,“ sprach der König, „damit man nicht sagen soll, daß ich irgend eine ausnähme.“ Man führte das Truthühnermädchen mit Lachen und Spott herbei.

Die Prinzessin, welche die Trommeln und das Rufen der Herolde gehört hatte, ahnte wol, daß ihr Ring den Lärm verursachte; sie liebte den Prinzen, und da die wahre Liebe zaghaft und ohne Eitelkeit ist, war sie in fortwährender Furcht, daß

irgend eine Dame einen so dünnen Finger haben könne als sie selbst. Ihre Freude war daher sehr groß, als man an ihre Thür klopfte, um sie zu holen. Als sie vorher vernommen hatte, daß man einen Finger suche, auf den ihr Ring passe, hatte sie ihr Haar sorgfältig geflochten, und ihr silbernes Mieder und den mit Silberspitzen und Smaragden besetzten Rock angezogen. Sobald sie nun das Klopfen hörte, und sie zum Prinzen geholt werden sollte, nahm sie schnell ihre Eselshaut um und öffnete die Thür. Die Leute spotteten über sie und sagten, der König schicke nach ihr, damit sie seinen Sohn heirathen solle; dann führten sie sie lachend zum Prinzen, der, selbst erstaunt über den Anzug des Mädchens, nicht glauben konnte, daß es dieselbe sei, die er so prächtig und so schön gesehen hatte. Traurig und beschämt, sich so sehr getäuscht zu haben, redete er sie an: „Bist du es, die in dem dunklen Gange auf dem dritten Viehhofe der Meierei wohnt?"

„Ja, gnädiger Herr," antwortete sie.

„Zeige mir deine Hand," sagte er zitternd und mit einem Seufzer. Aber wie war er überrascht und mit ihm der König und die Königin so wie alle Kammerherrn und Hofleute, als unter dieser schwarzen und schmutzigen Eselshaut eine kleine zarte, weiße und rosige Hand hervorkam, an deren niedlichsten kleinen Finger von der Welt der Ring paßte! Durch eine kleine Bewegung der Prinzessin fiel die Eselshaut zur Erde. Da stand sie in einer so hinreißenden Schönheit, daß der Prinz, so schwach er auch noch war, zu ihren Füßen fiel und sie mit einem Feuer umarmte, das sie erröthen ließ; aber man bemerkte es fast nicht, weil auch der König und die Königin sie mit aller Macht umarmten und dringend fragten, ob sie wol ihren Sohn heirathen wollte.

Die Prinzessin, beschämt über die Liebe und die Schmeicheleien, welche der schöne junge Prinz ihr bezeigte, wollte eben dafür danken, als die Decke des Saales sich öffnete und die Fliederfee in einem Wagen aus Zweigen und Blüthen ihres Namens erschien, und mit unendlicher Anmuth die Geschichte der Prinzessin erzählte. Der König und die Königin, entzückt, in Eselshaut eine große Prinzessin zu sehen, verdoppelten ihre Liebkosungen; der

Prinz aber war noch mehr für sie eingenommen durch die Tugend der Prinzessin, und seine Liebe wuchs mächtig.

Die Ungeduld des Prinzen, die schöne Prinzessin zu heirathen, war so groß, daß er sich kaum die Zeit nahm, die schicklichen Vorbereitungen zu der erhabenen Hochzeitfeier zu treffen. Der König und die Königin, sehr entzückt von ihrer Schwiegertochter, liebkosten und umarmten sie unaufhörlich. Da sie erklärt hatte, den Prinzen nicht ohne die Einwilligung ihres Vaters heirathen zu können, war er der erste, dem man eine Einladung schickte, ohne ihm jedoch zu sagen, wer die Braut wäre. Die Fliederfee, die mit Recht Alles anordnete, hatte es wegen der Folgen so verlangt. Es kamen Könige aus allen Ländern, einige in Tragesesseln, andere in Wagen, die entferntesten auf Elephanten, Tigern und Adlern reitend; aber der prächtigste und der mächtigste war der Vater der Prinzessin, der glücklicherweise seine unwürdige Liebe vergessen und eine sehr schöne Königin-Wittwe geheirathet hatte, von der er aber keine Kinder bekam. Die Prinzessin eilte ihm entgegen; er erkannte sie sogleich und umarmte sie mit großer Zärtlichkeit, ehe sie Zeit hatte, sich zu seinen Füßen zu werfen. Der König und die Königin stellten ihm ihren Sohn vor, den er mit Freundlichkeit überhäufte. Die Hochzeit wurde mit aller erdenklichen Pracht gefeiert. Die jungen Gatten, wenig zugänglich für solchen Glanz, sahen nur sich. Der König, Vater des Prinzen, ließ seinen Sohn noch denselben Tag krönen, und indem er ihm die Hand küßte, setzte er ihn auf seinen Thron, ungeachtet des Widerstandes dieses gutgearteten Sohnes, der nun aber gehorchen mußte. Die Festlichkeiten dieser berühmten Hochzeit dauerten beinahe drei Monate, aber die Liebe der beiden Gatten würde noch dauern, so groß war sie, wenn sie nicht hundert Jahr nachher gestorben wären.

Moral.

Mancher wird dies schwerlich glauben,
Dadurch sein Verdienst ihm rauben;
Doch so lang' es Kinder giebt,
Ist dies Mährchen auch beliebt.

Blick aber war noch mehr für sie eingenommen durch die Anmut der Prinzessin, und seine Liebe wurde mächtig.

Die Ungeduld des Prinzen, die schöne Prinzessin zu heirathen, war so groß, daß er sich kaum die Zeit nahm, die schicklichen Vorbereitungen zu der erhabenen Hochzeitfeier zu treffen. Der König und die Königin, sehr entzückt von ihrer Schwiegertochter, liebkosten und umarmten sie unaufhörlich. Da sie erklärt hatte, den Prinzen nicht ohne die Einwilligung ihres Vaters heirathen zu können, war er der erste, dem man eine Einladung schickte, ohne ihm jedoch zu sagen, wer die Braut wäre. Die Fliederfee, die mit Weisheit Alles anordnete, hatte es wegen der Folgen so verlangt. Es kamen Könige aus allen Ländern, einige in Tragsesseln, andere in Wagen, die entferntesten auf Elephanten, Tigern und Adlern reitend; aber der prächtigste und der mächtigste war der Vater der Prinzessin, der glücklicherweise seine unmäßige Liebe vergessen und eine sehr schöne Königin-Wittwe geheirathet hatte, von der er aber keine Kinder bekam. Die Prinzessin eilte ihm entgegen; er erkannte sie sogleich und umarmte sie mit großer Zärtlichkeit, ehe sie Zeit hatte, sich zu seinen Füßen zu werfen. Der König und die Königin stellten ihm ihren Sohn vor, den er mit Freundlichkeit überhäufte. Die Hochzeit wurde mit aller erdenklichen Pracht gefeiert. Die jungen Gatten, wenig zugänglich für solchen Glanz, sahen nur sich. Der König, Vater des Prinzen, ließ seinen Sohn noch denselben Tag krönen, und indem er ihm die Hand küßte, setzte er ihn auf seinen Thron, ungeachtet des Widerstandes dieses gutgearteten Sohnes, der nun aber gehorchen mußte. Die Festlichkeiten dieser berühmten Hochzeit dauerten beinahe drei Monate, aber die Liebe der beiden Gatten würde noch dauern, so groß war sie, wenn sie nicht hundert Jahr nachher gestorben wären.

Moral.

Mancher wird dies schwerlich glauben,
Dadurch sein Vertrauen ihm rauben;
Doch so lang' es Kinder giebt,
Ist dies Märchen auch beliebt.

Mährchen von Madame d'Aulnoy.

schenke wieder zurück, die er ihr von Seiten des Königs hatte überreichen sollen; denn sie war sehr vernünftig und wußte wol, daß junge Mädchen von unverheiratheten Männern nichts nehmen müssen; darum hatte sie die Annahme der kostbaren Diamanten, welche ihr der König schickte, verweigert. Als der Gesandte an den Hof seines Herrn zurückkam, wo er mit Ungeduld erwartet wurde, war Alles betrübt, daß er die Schöne mit dem goldnen Haar nicht mit brachte, und der König so voll Kummer, daß man ihn gar nicht zu trösten vermochte.

Am Hofe befand sich ein junger Mann, so schön wie die Sonne, der schönste im ganzen Reich; wegen seiner Anmuth und seines Verstandes nannte man ihn Artig. Jedermann liebte ihn, die Neidischen ausgenommen, die ärgerlich waren, daß der König ihm Gutes that.

Artig befand sich unter Denen, die von der Rückkehr des Gesandten sprachen und darüber, daß er nichts ausgerichtet habe. Ohne sich dabei etwas zu denken, sagte er: „Wenn der König mich zu der Schönen mit dem Goldhaar geschickt hätte, so bin ich sicher, daß sie mit mir gekommen wäre.“ Sogleich gingen diese schlechten Leute zum Könige und sprachen: „Majestät, wißt ihr wol, was Artig meint? wenn ihr ihn zu der Schönen mit dem Goldhaar geschickt hättet, würde er sie hergeführt haben. Sehet seine Bosheit, er behauptet, schöner zu sein als ihr, auch würde sie ihm aus Liebe überall folgen.“ Bei diesem Bericht gerieth der König in einen so furchtbaren Zorn, daß er außer sich war. „Aha,“ sagte er, „dieser kleine Mensch macht sich über mein Unglück lustig und bildet sich mehr ein als ich. Man sperre ihn sogleich in den großen Thurm, wo er Hungers sterben soll.“ Die Wachen des Königs gingen zu Artig, welcher nicht mehr an das dachte, was er gesagt hatte, schleppten ihn in das Gefängniß und thaten ihm allerlei Leides. Der arme Jüngling hatte nur ein wenig Stroh, um darauf zu schlafen, und würde gestorben sein ohne einen kleinen Brunnen, der auf dem Boden des Thurmes floß, und woraus er trank, um sich zu erquicken; denn der Hunger hatte ihn fast verzehrt.

Eines Tages, als er schon ganz matt war, sagte er seufzend:

„Worüber zürnt der König? Er hat keinen treueren Unterthan als mich, ich habe ihn niemals beleidigt.“ Der König, welcher zufällig bei dem Thurm vorbeiging, hörte die Stimme desjenigen, den er so geliebt hatte; er stand still, um zu horchen. Bei seinen Klagen kamen ihm die Thränen in die Augen, er ließ die Thür des Thurmes öffnen und rief ihn. Artig trat ganz traurig hervor, warf sich vor ihm auf die Knie und küßte seine Füße. „Was habe ich euch gethan, Majestät“ sagte er, „daß ihr mich so hart behandelt?“

„Du hast dich über mich und meinen Gesandten lustig gemacht,“ entgegnete der König. „Du hast gesagt, wenn ich dich zu der Schönen mit dem goldnen Haar geschickt hätte, würdest du sie mitgebracht haben.“ „Es ist wahr, Majestät,“ antwortete Artig, „ich würde ihr eure großen Eigenschaften so genau beschrieben haben, daß sie sich nicht hätte weigern können, und damit habe ich doch nichts gewollt, was euch hätte unangenehm sein können.“ Der König fand wirklich, daß er nicht unrecht habe; er war auf Diejenigen böse, die ihm von seinem Günstlinge Uebles berichtet hatten, nahm ihn mit und bereuete den Kummer, den er ihm gemacht.

Nachdem er ihm ein vortreffliches Abendbrot gegeben hatte, rief er ihn in sein Kabinet und sagte zu ihm: „Artig, ich liebe die Schöne mit dem Goldhaar immer noch, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, damit sie mich heirathet. Ich habe Lust, dich hinzuschicken, um zu sehen, ob es dir gelingt.“ Artig erwiderte, er sei bereit, ihm in allen Dingen zu gehorchen und werde am andern Morgen abreisen. „Nun,“ sagte der König, „so will ich dir ein großes Gefolge mitgeben.“ „Das ist nicht nöthig,“ antwortete jener, „ich brauche nur ein gutes Schwert und einige Briefe von euch.“ Der König umarmte ihn, denn er war entzückt, ihn so schnell bereit zu sehen.

Es war an einem Montag früh, wo er vom Könige und von seinen Freunden Abschied nahm und ganz allein, ohne Glanz und ohne Pracht, seine Sendung antrat. Er dachte nur an die Mittel, wie er die Schöne mit dem goldnen Haar bewegen könnte, den König zu heirathen; er hatte ein Schreibzeug in seiner Tasche

und wenn ihm irgend ein schöner Gedanke einfiel, den er in seiner Rede anbringen könnte, stieg er vom Pferde, setzte sich unter Bäume und schrieb ihn auf, um ihn nicht zu vergessen. Eines Morgens, wo er seit Tagesanbruch unterwegs war, kam ihm ein hübscher Gedanke bei, als er gerade über eine große Wiese ritt. Er stieg ab und setzte sich unter Weiden und Pappeln, die an einem kleinen Flusse standen, der die Wiese entlang floß. Nachdem er geschrieben hatte, sah er sich nach allen Seiten um, entzückt über den schönen Ort. Da erblickte er im Grase einen schönen Goldkarpfen, der schnappte und war ganz matt, denn er hatte kleine Mücken fangen wollen und war dabei so hoch aus dem Wasser gesprungen, daß er auf's Gras geschnellt wurde, und nun dem Tode nahe war. Artig hatte Mitleid mit ihm, nahm ihn und legte ihn leise wieder in den Fluß. Sobald der Gevatter Karpfen das frische Wasser fühlte, freute er sich und ging auf den Grund, dann kam er ganz fröhlich wieder an das Ufer des Flusses und sprach zu Artig: „Ich danke dir für die Gefälligkeit, die du mir erwiesen hast; ohne dich wäre ich gestorben, du hast mich gerettet und ich werde es dir gedenken.“ Nach dieser kleinen Dankrede tauchte er unter und ließ Artig sehr erstaunt über den Verstand und die große Höflichkeit des Karpfen allein.

An einem andern Tage, wo er seine Reise fortsetzte, sah er einen Raben in peinlicher Verlegenheit. Der arme Vogel wurde von einem großen Adler verfolgt, und war nahe daran, von ihm gefangen und ohne Weiteres verschlungen zu werden, wenn Artig nicht Mitleid mit dem Vogel gehabt hätte. Er zielte auf den Adler und schoß ihm, plautz! einen Pfeil in den Leib, der ihm durch und durch flog, so daß er todt nieder fiel. Der Rabe aber setzte sich entzückt auf einen Baum, und sprach: „Artig, du bist sehr großmüthig, daß du mir beigestanden hast, der ich doch nur ein elender Rabe bin; aber ich bin nicht undankbar und werde es dir vergelten.“

Artig bewunderte den Verstand des Raben und setzte seinen Weg fort. Einst, als er so früh in einen Wald kam, daß er kaum den Weg sehen konnte, hörte er einen Uhu kläglich schreien. Er suchte überall und fand ihn endlich gefangen durch große Netze, von

Vogelstellern in der Nacht aufgestellt, sogleich zog er sein Messer heraus und schnitt die Schnüre los. Der Uhu flog frei auf, senkte aber wieder schnell die Flügel und sprach zu Artig: „Ich wäre gefangen, ja getödtet ohne deine Hülfe; ich habe ein dankbares Herz und werde es dir vergelten."

Dies sind die drei vorzüglichsten Abentheuer, welche Artig auf seiner Reise hatte; er beeilte sich sehr und begab sich sogleich in den Pallast der Prinzessin mit dem Goldhaar. Hier war Alles wunderschön: man sah Diamanten, wie Steine aufgehäuft, schöne Kleider, Silber und Gold, kurz die wundervollsten Dinge; und er dachte bei sich selbst, wenn sie das Alles verlassen sollte, um zu dem Könige, seinem Herrn, zu kommen, müßte er seine Sache mit vielem Glücke ausführen. Darauf zog er ein Kleid von Goldstoff an, steckte rothe und weiße Federn auf, kämmte und puderte sich und wusch sich das Gesicht; dann band er eine reichgestickte Schärpe um seinen Hals, woran ein Körbchen mit einem kleinen Hunde befestigt war, den er unterwegs gekauft hatte. Artig war so hübsch, so liebenswürdig und that Alles mit solcher Anmuth, daß, als er an die Thür des Pallastes kam, ihm die Wachen eine große Verbeugung machten, und man schnell die Schöne mit dem goldnen Haar benachrichtigte, daß Artig, der Gesandte des Königs, ihres nächsten Nachbars, ihr seine Aufwartung zu machen wünschte. Als sie den Namen Artig hörte, sagte die Prinzessin zu ihren Kammerfrauen: „Gebt mir mein Staatskleid von gesticktem blauen Atlas; flechtet meine blonden Haare auf und windet mir Kränze von frischen Blumen darein, denn er soll überall erzählen, daß ich wirklich die Schöne mit dem Goldhaar bin."

Man führte Artig in den Audienzsaal; er war außer sich vor Bewunderung, doch faßte er Muth, hielt seine Rede vortrefflich und bat die Prinzessin, ihm nicht den Schmerz zu bereiten, ihn allein ohne sie zurückkehren zu lassen. „Lieber Artig," erwiderte sie, „alle Gründe, die ihr mir gesagt habt, sind sehr gut und ich würde euch lieber als einem Andern den Gefallen thun; aber ihr müßt wissen, daß ich vor einem Monat, als ich mit allen meinen Damen am Flusse spazieren ging und man mir das Mahl auftrug,

einen Ring vom Finger zog, der unglücklicherweise in den Fluß fiel. Ich liebte ihn mehr als mein Königreich; urtheilt selbst, von welchem Kummer dieser Verlust begleitet war. Ich habe den Schwur gethan, keinen Heirathsantrag anzuhören, wenn mir nicht der Gesandte, der mir den Gemahl vorschlägt, meinen Ring wiederbringt. Sehet jetzt, was ihr thun könnt, denn wenn ihr auch vierzehn Tage und vierzehn Nächte sprecht, werdet ihr mich nicht bewegen, meinen Sinn zu ändern."

Artig war sehr erstaunt über eine solche Antwort, machte ihr eine tiefe Verbeugung und bat sie, den kleinen Hund, die Schärpe und den Korb anzunehmen; aber sie entgegnete ihm, daß sie keine Geschenke wollte, und er möge bedenken, was sie ihm so eben gesagt habe.

Als er nach Hause gekommen war, legte er sich ohne Abendbrot nieder, auch sein kleiner Hund, Namens Cabriol, wollte nicht zu Abend essen; er legte sich neben ihn. Die ganze Nacht hörte Artig nicht auf zu seufzen. „Wo soll ich den Ring finden, der vor einem Monat in einen großen Fluß gefallen ist!" rief er; „es wäre Thorheit, dies zu unternehmen. Die Prinzessin hat es nur gesagt, um mir den Gehorsam unmöglich zu machen." Er seufzte und betrübte sich sehr. Cabriol, der es hörte, sagte zu ihm: „Mein guter Herr, ich bitte euch, verzweifelt nicht an eurem Glück; ihr seid zu liebenswürdig, um nicht glücklich zu sein; gehen wir, sobald es Tag ist, an das Ufer des Flusses." Artig streichelte ihn und antwortete nicht; aber er schlief in tiefer Betrübniß ein.

Als der Tag erschien, sprang Cabriol so viel hin und her, bis sein Herr erwachte. Dann sprach er: „Mein Herr, kleidet euch an und laßt uns gehen." Artig willigte ein; er stand auf, kleidete sich an, ging in den Garten hinab und kam aus demselben, ohne daß er es bemerkte, an das Ufer des Flusses, wo er den Hut in das Gesicht gedrückt und mit gekreuzten Armen auf und ab ging und nur an seine Abreise dachte, als er plötzlich rufen hörte: Artig, Artig! Er sah sich überall um und bemerkte niemand; er glaubte zu träumen und setzte seinen Spaziergang fort; aber es rief wieder: Artig, Artig! „Wer ruft mich?" fragte

er Cabriol, der sehr klein war und aufmerksam in's Wasser sah. Dieser erwiderte: „Ich müßte mich sehr täuschen, wenn dies nicht ein Goldkarpfen ist, den ich hier erblicke.“ Sogleich erschien der große Karpfen und sagte zu Artig: „Ihr habt mir auf der Wiese das Leben gerettet, wo ich ohne euch umgekommen wäre und ich habe euch Dankbarkeit versprochen. Da, lieber Artig, ist der Ring der Schönen mit dem Goldhaar.“

Artig kehrte sogleich nach dem Pallast zurück; man meldete der Prinzessin, daß er sie zu sprechen wünsche. Darauf ließ sie ihn eintreten; er überreichte ihren Ring und sprach zu ihr: „Prinzessin, euer Befehl ist erfüllt; ist es euch nun gefällig, den König, meinen Herrn, zum Gemahl anzunehmen?“ Als sie ihren Ring unversehrt wieder erhielt, war sie so erstaunt, daß sie zu träumen glaubte. „Wahrlich, mein freundlicher Artig,“ erwiderte sie, „ihr müßt durch irgend eine Fee begünstigt sein, denn auf natürliche Art ist es nicht möglich.“ „Prinzessin,“ antwortete er, „ich kenne keine; ich wünsche nur, euch zu gehorchen.“ „Da ihr einen so guten Willen habt,“ fuhr sie fort, „müßt ihr mir noch einen andern Dienst erweisen, ohne welchen ich mich nie verheirathen werde. Ein Prinz, Namens Galgenfürst, der nicht weit von hier wohnt, hegt die Absicht, mich zu heirathen. Er hat mir seinen Plan mit schrecklichen Drohungen mittheilen lassen und versichert, daß er mein Königreich verwüsten werde, wenn ich mich weigerte; aber sagt selbst, ob ich seine Hand annehmen konnte: er ist ein Riese, größer als jener hohe Thurm, und ißt einen Menschen, wie ein Affe eine Kastanie ißt. Wenn er auf's Land geht, hat er kleine Kanonen in seinen Taschen, deren er sich statt der Pistolen bedient; und wenn er recht laut spricht, werden diejenigen taub, die in seiner Nähe sind. Ich ließ ihm sagen, daß ich mich nicht verheirathen wolle, und daß er mich entschuldigen möge; indessen hört er nicht auf, mich zu verfolgen, und tödtet alle meine Unterthanen. Vor allen Dingen müßt ihr euch mit ihm schlagen und mir seinen Kopf bringen.“

Artig, ein wenig bestürzt über diesen Vorschlag, überlegte einige Zeit; dann sprach er: „Nun wol, Prinzessin, ich werde mit Galgenfürst kämpfen; zwar glaube ich, er wird mich überwin-

p. 106.



Als er nach der Stadt kam, folgten ihm alle Leute.

den, aber ich werde als tapfrer Mann sterben." Die Prinzessin war sehr erstaunt und sagte tausend Dinge, um ihn von diesem Unternehmen abzubringen. Es nützte nichts. Er ging nach Hause, um seine Waffen zu holen und alles Andere, was er noch nöthig hatte, legte den kleinen Cabriol in seinen Korb, stieg auf sein schönes Pferd und ritt in Galgenfürst's Land. Alle, denen er begegnete, fragte er nach ihm; jeder nannte ihn einen wahren Teufel, dem man nicht zu nahen wage. Je öfter er das hörte, je mehr Furcht bekam er. Cabriol beruhigte ihn und sprach: „Lieber Herr, während ihr kämpft, werde ich ihm in die Beine beißen; er wird sich bücken, um mich fortzujagen und dann könnt ihr ihn leicht tödten." Artig bewunderte den Verstand des kleinen Hundes, aber er wußte nur zu wol, daß dessen Hülfe nicht ausreichen könnte.

Endlich kam er an Galgenfürst's Schloß, alle Wege waren mit Knochen und Gerippen von Menschen bedeckt, die er gegessen oder zerrissen hatte. Es dauerte nicht lange, so sah er ihn durch ein Gehölz kommen; sein Kopf ragte über die höchsten Bäume hervor und er sang mit schrecklicher Stimme:

Nach kleinen Mädchen, kleinen Knaben
Will ich die ganze Welt umtraben;
Ich muß sie alle, alle haben,
Und dann an ihrem Blut mich laben.

Sogleich fing Artig an nach derselben Melodie zu singen:

Komm, den Artig siehst du hier,
Er will kämpfen jetzt mit dir.
Ist er gleich nicht mächtig groß,
Geht er doch muthig auf dich los.

Als Galgenfürst diese Worte hörte, sah er sich überall um, und erblickte endlich Artig mit dem Schwert in der Hand, der ihm zwei oder drei Beleidigungen sagte, um ihn zu reizen; so viel war nicht nöthig, um ihn in einen furchtbaren Zorn zu versetzen. Er nahm seine eiserne Keule und würde den hübschen Artig mit dem ersten Schlage zerschmettert haben, wenn sich nicht ein Rabe

auf seinen Kopf gesetzt und ihm in die Augen gepickt hätte, so daß diese ausliefen. Das Blut floß ihm über das Gesicht, er war wie ein Verzweifelter und schlug nach allen Seiten. Artig wich ihm aus, und brachte ihm solche Degenstöße bei, daß sie bis an's Stichblatt gingen, ihm tausend Wunden machten, und er so viel Blut verlor, daß er matt zur Erde fiel. Sogleich schnitt ihm Artig den Kopf ab, sehr erfreut über sein Glück, und der Rabe, der sich auf einen Baum gesetzt hatte, rief ihm zu: „Ich habe den Dienst nicht vergessen, den ihr mir geleistet, als ihr den Adler tödtetet, der mich verfolgte; ich versprach euch, meine Schuld abzutragen und ich glaube, es heute gethan zu haben.“ — „O, ich verdanke euch Alles, Herr Rabe,“ erwiderte Artig, „und bleibe euer Schuldner.“ Dann stieg er sogleich auf's Pferd, mit Galgenfürst's furchtbarem Kopfe beladen.

Als er nach der Stadt kam, folgten ihm alle Leute und riefen: „Da ist der tapfre Artig, der das Ungeheuer getödtet hat!“ so daß die Prinzessin, die den Lärm hörte und zitterte, daß man ihr Artig's Tod melden würde, gar nicht zu fragen wagte, was ihm begegnet sei. Indessen sah sie Artig mit dem Haupte des Riesen eintreten, das ihr noch Angst einflößte, obgleich sie nichts mehr von ihm zu fürchten hatte. „Prinzessin,“ nahm er das Wort, „euer Feind ist todt, ich hoffe, daß ihr nun den König, meinen Herrn, nicht mehr ausschlagen werdet.“

„Ach, dennoch,“ entgegnete die Prinzessin, „werde ich ihn ausschlagen, wenn es euch nicht möglich ist, mir vor meiner Abreise Wasser aus der Nebelgrotte zu bringen. Es ist hier in der Nähe eine tiefe Grotte, die wol sechs Meilen im Umfange hat, am Eingang liegen zwei Drachen, die den Eintritt verwehren, sie haben feurige Augen und Rachen; dann, wenn man in der Grotte ist, kommt man an ein großes Loch, in welches man hinabsteigen muß; es ist voller Kröten, Nattern und Schlangen. In der Tiefe des Lochs befindet sich ein kleiner Keller, worin der Brunnen der Schönheit und der Gesundheit fließt; von diesem Wasser muß ich durchaus haben; Alles, was man damit wäscht, wird wunderschön; ist man schön, so bleibt man es immer, ist man häßlich, so wird man schön; wenn man jung ist, so bleibt man es; wenn man

alt ist, wird man jung. Ihr könnt wol denken, Artig, daß ich nicht mein Reich verlassen werde, ohne von diesem Wasser mitzunehmen.“ „Prinzessin,“ sprach er zu ihr, „ihr seid so schön, daß dieses Wasser euch ganz unnütz ist, aber ich bin ein unglücklicher Gesandter, dessen Tod ihr wollt; ich will holen, was ihr zu haben wünscht, mit der Ueberzeugung, nicht zurückzukehren.“ Die Schöne mit dem Goldhaar bestand auf ihren Willen und Artig ging mit dem kleinen Hund fort, um das Wasser der Schönheit aus der Nebelgrotte zu holen.

Er kam an einen hohen Berg, wo er sich niedersetzte, um ein wenig zu ruhen; sein Pferd ließ er grasen und Cabriol nach Fliegen laufen. Da er wußte, daß die Nebelgrotte nicht weit davon lag, blickte er um sich, ob er sie nicht sähe; endlich entdeckte er einen häßlichen Felsen, so schwarz wie Tinte, aus dem ein starker Rauch aufstieg, und nach Verlauf eines Augenblicks einen der Drachen, der Feuer aus dem Rachen spie. Er hatte einen grüngelben Leib, Krallen und einen langen Schwanz, der mehr als hundert Kreise machte. Cabriol sah es auch und wußte nicht, wohin er sich aus Furcht verstecken sollte.

Artig, entschlossen zu sterben, zog sein Schwert und stieg hinab mit einem Fläschchen, das die Schöne mit dem Goldhaar ihm gegeben hatte, um es mit dem Schönheitswasser zu füllen. Darauf sagte er zu seinem kleinen Hunde Cabriol: „Es ist um mich geschehen; ich werde das Wasser, das von den Drachen bewacht wird, niemals bekommen; wenn ich todt bin, fülle das Fläschchen mit meinem Blute und trage es zur Prinzessin, damit sie sieht, was ich für sie gethan habe; dann geh' zu dem Könige, meinem Herrn, und erzähle ihm mein Unglück“. Als er so redete, hörte er seinen Namen rufen: Artig, Artig! Er fragte: „Wer ruft mich?“ und erblickte in dem Loche eines alten Baumes einen Uhu, der zu ihm sprach: „Ihr habt mich aus dem Netz des Jägers gezogen, worin ich gefangen war; ihr rettetet mir das Leben und ich versprach, es euch zu vergelten; jetzt ist es Zeit. Gebt mir euer Fläschchen, ich weiß alle Wege in der Nebelgrott[e] und werde euch das Wasser der Schönheit holen.“ Artig reicht[e] ihm schnell sein Fläschchen und der Uhu flog ohne Widerstand i[n]

die Grotte. In weniger als einer Viertelstunde brachte er die gut zugepfropfte Flasche zurück. Artig war erfreut, dankte ihm von ganzem Herzen, und indem er den Berg wieder hinaufstieg, schlug er sehr fröhlich den Weg nach der Stadt ein. Er ging geradezu nach dem Pallast und überreichte das Fläschchen der Schönen mit dem goldnen Haar, welche nun nichts mehr zu erinnern hatte; sie dankte Artig und gab Befehl, alles zur Abreise vorzubereiten. Dann machte sie sich mit ihm auf die Reise. Manchmal sagte sie zu ihm: „Wenn ihr gewollt hättet, würde ich euch zum Könige gemacht haben, und wir hätten mein Reich nicht verlassen.“ Aber er antwortete immer: „Ich wollte meinem Herrn nicht einen solchen Schmerz bereiten, obgleich ich euch schöner als die Sonne finde.“

Endlich kamen sie in der Hauptstadt des Königs an, welcher, da er wußte, daß die Schöne mit dem goldnen Haar käme, ihr entgegenging und ihr die schönsten Geschenke von der Welt machte. Bei der Hochzeit fanden so viel Lustbarkeiten statt, daß man von nichts Anderem sprach; aber die Schöne mit dem Goldhaar, welche Artig im Grunde ihres Herzens liebte, war nur froh, wenn sie ihn sah und lobte ihn fortwährend. „Ich wäre nicht ohne Artig gekommen,“ sagte sie zum König; „er hat unmögliche Dinge in meinem Dienste möglich gemacht, ihr müßt ihm verpflichtet sein; er hat mir das Wasser der Schönheit gebracht, und niemals werde ich nun altern sondern immer schön bleiben.

Die Neider, welche die Königin sprechen hörten, sprachen zum König: „Ihr seid nicht eifersüchtig und habt doch Ursache es zu sein; die Königin liebt Artig so sehr, daß sie darüber den Appetit verliert und nur von ihm spricht.“ „Wirklich?“ meinte der König, „so werft ihn in den Thurm, mit Ketten an Händen und Füßen.“ Man ergriff Artig und zum Lohn, daß er dem König so treu gedient hatte, schleppte man ihn in den Thurm, nachdem man ihn mit Ketten beladen. Er sah nur den Kerkermeister, der ihm ein Stück Brod und Wasser in einem irdenen Napf durch ein Loch hinein schob; doch sein kleiner Hund verließ ihn nicht, tröstete ihn und brachte ihm alle Neuigkeiten zu.

Als die Schöne mit dem goldnen Haar seine Ungnade erfuhr, warf sie sich dem Könige zu Füßen, und, aufgelöst in Thränen, bat

sie ihn, Artig aus dem Gefängnisse zu befreien. Aber je mehr sie bat, desto böser wurde er, da er dachte, daß die Königin nicht so für Artig bitten würde, wenn sie ihn nicht liebte. Darum wollte er es nicht thun; die Königin sprach nicht mehr davon, doch war sie sehr traurig.

Der König glaubte, sie könne ihn vielleicht nicht schön genug finden, und hatte Lust, sich das Gesicht mit dem Wasser der Schönheit zu waschen, damit die Königin ihn mehr als jetzt lieben sollte. Das Wasser befand sich in der Flasche auf dem Kaminsims in dem Zimmer der Königin; sie hatte es dahin gestellt, um es öfter anzusehen. Aber eine ihrer Kammerfrauen, die eine Spinne tödten wollte, warf zum Unglück die Flasche auf die Erde; sie zerbrach und alles Wasser war verloren. Schnell wischte sie es auf; sie wußte nicht, was sie thun sollte. Da fiel ihr ein, daß sie in dem Zimmer des Königs eine ganz gleiche Flasche, mit klarem Wasser gefüllt, gesehen habe; sie nahm unvermerkt die Flasche ohne etwas zu sagen und stellte sie auf den Kamin der Königin.

Das Wasser in dem Zimmer des Königs diente aber dazu, die Prinzen und vornehmen Herrn zu tödten, wenn sie ein Verbrechen begangen hatten; statt sie hinzurichten oder aufzuhängen, wusch man ihnen das Gesicht mit diesem Wasser, dann schliefen sie ein, ohne wieder zu erwachen. Eines Abends also nahm der König das Fläschchen und wusch sich das Gesicht; darauf schlief er ein und starb. Der kleine Hund Cabriol erfuhr es zuerst, und ging sogleich zu Artig, um es ihm mitzutheilen. Dieser sagte ihm, er möchte zu der Schönen mit dem Goldhaar gehen und sie an den armen Gefangenen erinnern.

Cabriol schlich unbemerkt durch das Gedränge, denn es war ein großer Auflauf auf dem Hofe, wegen des Tode des Königs. Er sprach zur Königin: „Frau Königin, vergeßt nicht den armen Artig.“ Sie erinnerte sich sogleich der Leiden, die er ihretwegen ertragen hatte, und seiner großen Treue. Dann ging sie, ohne Jemand etwas zu sagen, geraden Weges nach dem Thurm, wo sie selbst die Ketten von Artig's Händen und Füßen nahm, setzte ihm eine goldne Krone auf den Kopf, hing ihm den Königs-

mantel über die Schultern und sagte zu ihm: „Kommt, liebenswürdiger Artig, ich mache euch zum König und erwähle euch zu meinem Gemahl.“ Er warf sich zu ihren Füßen und dankte ihr. Alle waren erfreut, ihn zum Herrn zu haben; es wurde das schönste Hochzeitsfest von der Welt gefeiert und die Schöne mit dem Goldhaar lebte lange mit dem schönen Artig, beide glücklich und zufrieden.

Moral.

Siehst du Bedrängte, liebes Kind,
Hilf ihnen, wenn du kannst, geschwind,
Denn das ist eine theure Pflicht,
Die nur der arge Leichtsinn bricht.
Wenn du recht mild und gütig bist,
Auch gegen Thiere wie ein Christ,
So machst du selber Glück und Ruhm
Zu deinem schönsten Eigenthum.

Der goldene Zweig.

Es war einmal ein König, dessen rauhe und mürrische Gemüthsart eher Furcht als Liebe einflößte. Er ließ sich selten sehen, und bei dem geringsten Argwohn tödtete er seine Unterthanen. Man nannte ihn König Braun, weil er immer die Augenbraunen runzelte. Der König Braun hatte einen Sohn, der ihm gar nicht ähnlich sah. Nichts kam seinem Verstande, seiner Sanftmuth, seiner Freigebigkeit und seinen Fähigkeiten gleich, aber er hatte krumme Beine, einen Buckel, der höher war als sein Kopf, schielende Augen und einen schiefen Mund; kurz, er war ein kleines Ungeheuer und niemals war eine so schöne Seele in einem so häßlichen Körper eingeschlossen. Indessen, sonderbarerweise, liebten ihn Alle, denen er gefallen wollte, bis zur Narrheit; denn sein Verstand war so über Alles erhaben, daß man ihm nicht mit Gleichgültigkeit zuhören konnte. Die Königin, seine Mutter, befahl, ihn Krummhals zu nennen. Der König Braun, der mehr an den Ruhm als an die Zufriedenheit seines Sohnes dachte, warf die Augen auf die Tochter eines mächtigen, benachbarten Königs, dessen Staaten, mit den seinigen vereinigt, ihn zum gefürchtetsten Herrscher der ganzen Erde machen konnten. Er dachte, die Prinzessin passe sehr für den Prinzen Krummhals, weil sie ihm nicht seine Mißgestalt und Häßlichkeit vorwerfen könnte, denn sie war wenigstens eben so häßlich und ungestaltet als er. Man nannte sie Dickstrunk. Sie war durch ihren Verstand das liebenswürdigste Wesen von der Welt; es schien, der Himmel wollte sie für das Unrecht entschädigen, was die Natur ihr gethan.

Der König Braun hatte das Bildniß der Prinzessin Dickstrunk gewünscht und erhalten; er ließ es in einem großen

Saal unter einen Thronhimmel aufstellen und den Prinzen Krummhals holen, dem er befahl, dies Bild mit Zärtlichkeit anzusehen, weil es dasjenige der Prinzessin wäre, die er ihm zur Gemahlin bestimmt hätte. Krummhals warf die Augen darauf und wendete sie sogleich mit einer verächtlichen Miene ab, die seinen Vater beleidigte. „Bist du nicht zufrieden?" fragte er mit herbem und ärgerlichem Ton. „Nein, gnädiger Herr, ich werde niemals damit zufrieden sein, einen Krüppel zu heirathen." „Es steht dir wol an," sprach der König Braun, „Mängel bei dieser Prinzessin zu finden, da du selbst ein Ungeheuer bist, das Furcht einflößt." „Aus diesem Grunde eben," fügte der Prinz hinzu, „will ich mich nicht mit einem andern Ungeheuer verbinden. Ich habe Kummer genug um mich allein, wie vielmehr mit einer solchen Gefährtin." „Du fürchtest, das Geschlecht der Mißgeburten fortzupflanzen," antwortete der König mit beleidigter Miene, „aber deine Furcht ist vergebens; es ist genug, ich befehle es und werde mir Gehorsam verschaffen." Krummhals erwiderte nichts; er machte eine tiefe Verbeugung und zog sich zurück.

Der König Braun war nicht daran gewöhnt, den kleinsten Widerstand zu finden; bei der Weigerung seines Sohnes gerieth er in einen fürchterlichen Zorn. Er ließ ihn in einen Thurm einsperren, der ausdrücklich für die aufrührerischen Prinzen erbaut war.

Der König Braun, überzeugt, daß Krummhals bald seines Gefängnisses überdrüssig werden würde, handelte so, als ob er eingewilligt hätte, Dickstrunk zu heirathen. Er schickte Gesandte zu dem benachbarten Könige, die um seine Tochter werben mußten, welcher er ein vollkommenes Glück versprach. Dickstrunk's Vater war entzückt, eine so vortheilhafte Gelegenheit zu ihrer Verheirathung zu finden, denn nicht Jeder ist geneigt, sich einen Krüppel aufzuladen. Er nahm den Antrag des Königs Braun an, obgleich, die Wahrheit zu sagen, das Bild des Prinzen Krummhals, das man ihm gebracht hatte, ihm nicht sehr reizend schien. Er ließ es seinerseits in einer prächtigen Gallerie aufstellen, wohin man Dickstrunk brachte. Als sie es

erblickte, schlug sie die Augen nieder und fing an zu weinen. Ihr Vater, aufgebracht über den Widerwillen, den sie zeigte, nahm einen Spiegel und hielt ihn ihr vor. „Du weinst, meine Tochter," sagte er zu ihr; „ach, betrachte dich selbst und gestehe hernach, daß es dir nicht erlaubt ist zu weinen." „Wenn ich gern heirathen wollte, mein Vater," entgegnete sie ihm, „würde ich Unrecht thun, so wählerisch zu sein; ich werde mich über mein Unglück trösten, wenn ich es allein leide, aber ich will mit niemand den Verdruß theilen, mich täglich sehen zu müssen. Wenn ich auch mein ganzes Leben die unglückliche Prinzessin Dickstrunk bleibe, so werde ich mich doch nicht beklagen." So schlagend auch ihre Gründe waren, der König hörte sie nicht; sie mußte mit den Gesandten abreisen, die um sie geworben hatten.

Während sie ihre Reise in einer Sänfte machte, worin sie sich wie ein wahrer Dickstrunk ausnahm, müssen wir in den Thurm zurückkehren und sehen, was der Prinz macht. Keine seiner Wachen wagte, mit ihm zu sprechen; es war der Befehl ertheilt worden, sich nicht um ihn zu bekümmern, ihm fast nichts zu essen zu geben und ihn durch jede möglichst schlechte Behandlung zu ermüden. Der König Braun wußte sich Gehorsam zu verschaffen, wenn nicht aus Liebe, wenigstens aus Furcht, aber die Zuneigung, die man zu dem Prinzen hatte, war Ursache, daß man seine Qualen so viel als möglich linderte.

Einst, als er in einer langen Gallerie auf und niederging und an sein Schicksal dachte, das ihn so häßlich und zurückstoßend geschaffen hatte und ihm nun eine noch häßlichere Prinzessin zuführte, warf er einen Blick auf die Fenster, die er mit so lebhaften Farben und so ausdrucksvollen Bildern bemalt fand, daß, da er eine besondere Vorliebe für schöne Malereien besaß, er diese mit Lebhaftigkeit betrachtete. Aber er verstand nichts davon, es waren Geschichten, die sich vor mehren Jahrhunderten zugetragen hatten. Was ihn in Erstaunen setzte, war ein Mann, der ihm so sehr glich, als ob es sein eignes Bildniß wäre. Noch viele andere Dinge fielen ihm auf, und auf den meisten Fensterscheiben sah er immer wieder sein Bild. „Durch welchen Zufall," sagte er, „malte man hier diese Person, ehe ich geboren war; und

durch welchen verhängnißvollen Einfall hat sich der Maler belustigt, einen Mann hinzustellen, wie mich?" Auf denselben Fensterscheiben bemerkte er ein schönes Mädchen mit so regelmäßigen Zügen und so geistreichem Gesicht, daß er die Augen nicht von ihr wenden konnte. Kurz, es waren tausend verschiedene Gegenstände da, und Alles war so gut ausgedrückt, daß er in Wirklichkeit zu sehen glaubte, was doch nur durch Farbenmischung dargestellt war.

Er verließ die Gallerie erst, als es nicht mehr hell genug war, um die Bilder zu unterscheiden. In sein Zimmer zurückgekehrt, nahm er eine alte Schrift, die ihm zuerst in die Hand fiel; die Blätter waren von Pergament, ringsum bemalt, und der goldne Deckel mit blauem Schmelz ausgelegt, der Schriftzüge bildete. Er war erstaunt, dieselben Dinge darin zu finden wie auf den Fensterscheiben der Gallerie; er versuchte, zu lesen, was darin geschrieben war, aber es gelang ihm nicht. Plötzlich sah er, daß auf einem der Blätter, auf welchem Musikanten abgebildet waren, diese anfingen zu singen, und daß auf einem andern Blatt, worauf sich Karten= und Würfelspiele befanden, die Karten und die Würfel hin und herflogen. Er wendete das Pergament um und erblickte einen Ball, wo man tanzte; alle Damen waren geschmückt und von wunderbarer Schönheit; er drehte noch ein Blatt um und roch den Duft eines köstlichen Mahles: es waren kleine Gestalten, welche aßen; die größte war keinen Daum lang. Die eine wendete sich sogar zu dem Prinzen: „Auf deine Gesundheit, Krummhals," rief sie, „denke daran, uns unsere Königin wieder zu geben. Wenn du es thust, wird es dir wohl gehen, wo nicht, so wird es dir übel ergehen."

Bei diesen Worten wurde der Prinz von so heftiger Furcht ergriffen, denn er zitterte schon einige Zeit, daß er das Buch auf die eine Seite fallen ließ und selbst wie todt auf die andere fiel. Bei dem Lärm seines Falles kamen seine Wachen herbei. Sie liebten ihn sehr und versäumten nichts, um ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Als er im Stande war zu sprechen, fragten sie ihn, was ihm begegnet sei; er antwortete, daß man ihm so wenig zu essen gäbe, daß er es nicht mehr aushalten könne, und,

den Kopf voller Einbildungen, hätte er so wunderbare Dinge in diesem Buche zu hören und zu sehen geglaubt, daß er sich gefürchtet habe. Seine betrübten Wachen gaben ihm zu essen, trotz aller Verbote des Königs Braun. Als er gegessen hatte, nahm er in ihrer Gegenwart das Buch wieder zur Hand und fand nichts von dem, was er vorher gesehen hatte; dies bestätigte ihm die Täuschung.

Den andern Tag kehrte er in die Gallerie zurück und sah auf den Fenstern wieder dieselben Bilder, welche sich bewegten, auf und niedergingen, Hirsche und Hasen jagten, fischten oder sich kleine Häuser bauten; denn es waren sehr kleine Figuren und sein Bild war überall dabei. Es trug ein Kleid, dem seinigen ähnlich und stieg auf einen Schloßthurm, wo es einen Haken holte. Da er diesmal satt war, hatte er keinen Grund zu glauben, daß es nur Erscheinungen wären. „Dies ist so geheimnißvoll,“ sagte er, „daß ich mehr davon wissen muß. Vielleicht werde ich auf dem Thurm etwas erfahren.“ Er stieg hinauf, klopfte an die Wand und es schien ihm, als ob sie hohl wäre; dann nahm er einen Hammer, schlug die Stelle auf und fand einen sehr schön gearbeiteten goldnen Haken. Noch wußte er nicht, zu welchem Gebrauch er ihm dienen sollte, als er in einem Winkel des Thurmes einen alten Schrank von schlechtem Holz erblickte. Er wollte ihn öffnen, konnte aber kein Schloß finden; von welcher Seite er ihn auch betrachtete, es war unnütze Mühe. Endlich sah er ein kleines Loch, und da er glaubte, daß der Haken darin passen könnte, steckte er ihn hinein; dann zog er mit aller Macht und der Schrank öffnete sich. Aber so häßlich und alt er von außen schien, so schön und prächtig war er im Innern; alle Kasten waren von geschliffenem Bergkrystall, von Bernstein oder von Edelsteinen. Wenn man einen ausgezogen hatte, fand man kleinere an den Seiten, oben, unten und hinten. Sie waren getrennt durch Perlmutter. Zog man an dieser Perlmutter, so öffneten sich die Kasten; jeder war voll der schönsten Waffen von der Welt, voll prächtiger Kronen und wundervoller Bilder. Der Prinz Krummhals war entzückt und zog immer mehr heraus, ohne müde zu werden. Endlich fand er einen kleinen Schlüssel aus einem einzigen Smaragd, womit er ein kleines Thürchen im

Hintergrunde öffnete; er war geblendet von einem glänzenden Karfunkel, aus dem eine große Schachtel gemacht war. Schnell zog er sie aus dem Fach; aber wie wurde ihm, als er sie ganz voll Blut fand und darin eine abgeschnittene Menschenhand, die noch eine Gemäldekapsel hielt. Bei diesem Anblick schauderte Krummhals, sein Haar sträubte sich, seine unsichern Füße hielten ihn kaum aufrecht. Er setzte sich auf die Erde und hielt immer noch die Schachtel, indem er die Augen von einem so fürchterlichen Gegenstande abwendete. Wol hatte er große Lust, sie wieder hinzustellen, wo er sie gefunden, aber er dachte, daß Alles nur mit großem Geheimniß geschehen sein könnte, und erinnerte sich, daß die kleine Gestalt des Buches zu ihm gesagt hatte, je nachdem er handle, würde er es gut oder schlecht haben; er fürchtete eben so sehr die Zukunft wie die Gegenwart. Doch da er sich die Furcht vorwarf, die einer großen Seele unwürdig ist, bezwang er sich selbst; dann heftete er die Augen auf die Hand. „O, unglückliche Hand," sprach er, „kannst du mich nicht durch einige Zeichen von deinem traurigen Schicksal in Kenntniß setzen? Wenn ich im Stande bin, dir zu dienen, so sei von der Großmuth meines Herzens überzeugt." Die Hand schien sich bei diesen Worten zu bewegen und machte ihm mit den Fingern Zeichen, die er eben so gut verstand, als wenn ein kluger Mund zu ihm gesprochen hätte. „Vernimm," sagte die Hand, „daß du Alles für diejenige thun kannst, von der die Grausamkeit eines Eifersüchtigen mich getrennt hat. Du siehst in diesem Bilde die anbetungswürdige Schönheit, die an meinem Unglück Schuld ist; geh' ohne Zögerung in die Gallerie, suche den Ort, wo die Sonne ihre glühendsten Strahlen hinwirft, suche und du wirst meinen Schatz finden." Die Hand hörte auf sich zu bewegen; der Prinz that noch mehre Fragen, worauf sie nicht antwortete. „Wo soll ich dich wieder hinlegen?" fragte er. Sie machte neue Zeichen und er verstand, daß er sie wieder in den Schrank legen sollte, und er that es. Alles wurde wieder eingeschlossen; den Haken hing er an dieselbe Mauer, wo er ihn gefunden hatte, und nachdem er sich ein wenig von allen Wundern erholt, ging er in die Gallerie hinunter.

Bei seiner Ankunft fingen die Fensterscheiben an sonderbar zu klappern; er merkte auf, wo die Sonnenstrahlen hinfielen und sah, daß sich hier das Bildniß eines Jünglings befand, der ein so schönes und vornehmes Aussehen hatte, daß er darüber ganz entzückt war. Als er das Bild fortnahm, fand er eine Tafel von Ebenholz mit goldnen Reifen; er hob sie auf und stand auf einer mit Bildsäulen geschmückten Flur von Porphyr; dann stieg er eine breite Treppe von Achat hinauf, deren Geländer von Gold war, trat dann in einen Saal von Lazurstein und durchschritt zahllose Gemächer. Ueber die Vortrefflichkeit der Bilder und die Pracht der Möbel war er ganz außer sich. Endlich gelangte er in ein kleines Zimmer, dessen Zierrath ganz von Türkisen glänzte, und erblickte hoch auf einem Bett von blauem Flor und Gold eine Dame, die zu schlafen schien. Sie war von unvergleichlicher Schönheit; ihr Haar, schwärzer als Ebenholz, hob noch die Weiße ihres Gesichts. Sie schien unruhig in ihrem Schlummer, ihr Gesicht hatte etwas Niedergeschlagenes und Leidendes.

Der Prinz, der sie zu erwecken fürchtete, näherte sich leise; er hörte sie sprechen und da er sehr aufmerksam war, verstand er die wenigen Worte: „Denkst du, Treuloser, daß ich dich lieben kann, nachdem du mich von Trasimenes getrennt hast? Vor meinen Augen hast du gewagt, eine so theure Hand abzuschneiden! Ach, Trasimenes, soll ich dich niemals wiedersehen!“

Er blieb unbeweglich am Fuß des Bettes stehen, da er nicht wußte, ob er sie aufwecken oder noch länger in einem so traurigen Schlaf lassen sollte. Er begriff, daß Trasimenes ihr Liebhaber war, und daß er dessen Hand in dem Thurme gefunden. In seinem Kopfe wirbelten tausend verwirrte Gedanken über so viel verschiedene Dinge, als er plötzlich eine reizende Musik vernahm. Sie bestand aus Nachtigallen und Zeisigen, deren Gesang so gut in einander paßte, daß er die angenehmsten Stimmen übertraf. Sogleich flog ein Adler von ungewöhnlicher Größe in leisem Fluge herein, und hielt in seinen Krallen einen goldnen mit Kirschen beladnen Zweig, die aus Rubinen gebildet waren. Er heftete seine Augen starr auf die schöne Schläferin, schien ihren Glanz zu erblicken, und, seine großen Flügel entfaltend,

schwebte er zu ihr, bald sich erhebend, bald sich zu ihren Füßen niederlassend.

Nach einigen Augenblicken wendete er sich gegen den Prinzen, näherte sich ihm und legte den goldnen, mit Kirschen besetzten Zweig in seine Hand. Die singenden Vögel ließen ihren Gesang von Neuem erschallen, der die Gewölbe des Pallastes durchdrang. Der Prinz glaubte, die Dame sei bezaubert, näherte sich ihr und kniete nieder, berührte sie mit dem Zweig und sprach: „Schöne, reizende Dame, ich beschwöre dich im Namen des Trasimenes, zum Leben zurückzukehren.“ Die Dame öffnete die Augen, erblickte den Adler und rief: „Bleib, theurer Geliebter, bleib;“ aber der königliche Vogel stieß einen eben so scharfen als schmerzlichen Schrei aus und flog mit seinen kleinen gefiederten Musikanten davon.

Die Dame wendete sich darauf zu Krummhals: „Ich habe mehr auf mein Herz als auf meine Sinne gehört und weiß, daß ich Euch Alles verdanke, und daß ihr mich zum Leben zurückgerufen, welches nun seit zweihundert Jahren in mir schlummerte. Der Zauberer, der mich liebte und mir so viel Leiden verursacht hat, hatte euch zu diesem großen Werke bestimmt; ich habe die Macht euch zu dienen, und was ihr auch wünscht, ich werde die Zauberkraft anwenden, die ich besitze, um euch glücklich zu machen.“ „Schöne Dame,“ antwortete der Prinz, „wenn eure Kenntniß bis zu den Gefühlen des Herzens dringt, so ist es euch leicht zu wissen, daß ungeachtet meiner Häßlichkeit ich weniger zu beklagen bin als ein Anderer.“ „Das ist die Wirkung eures Verstandes,“ fügte die Fee hinzu; „aber macht mir die Freude, mich euch dankbar beweisen zu können. Was wünscht ihr? ich vermag Alles; fodert.“ „Ich wünschte,“ antwortete Krummhals, „euch den schönen Trasimenes zurückzugeben.“ „Ihr seid zu großmüthig,“ erwiderte sie, „meine Angelegenheiten den euren vorzuziehen; diese große Sache wird durch eine andere Person vollendet. Vernehmet, daß sie euch nicht gleichgültig bleiben wird, aber verweigert mir nicht länger das Vergnügen, euch einen Wunsch zu erfüllen. Was wünschet ihr?“ „Schöne Dame,“ entgegnete er Prinz, indem er sich zu ihren Füßen warf, „ihr seht meine

schreckliche Gestalt, man nennt mich aus Spott Krummhals; macht mich weniger fürchterlich." „Geh', Prinz," sagte die Fee zu ihm, indem sie ihn dreimal mit dem goldnen Zweig berührte, „du wirst so vollkommen sein, daß nie ein Mensch, weder vor noch nach dir, dir gleichkommen wird; nenne dich Ohne-Gleichen, du wirst diesen Namen mit Recht tragen."

Der dankbare Prinz umarmte ihre Knie. Sie nöthigte ihn aufzustehen; er spiegelte sich in den Gläsern, die das Zimmer schmückten, und Ohne-Gleichen erkannte Krummhals nicht mehr. Er war um drei Fuß gewachsen, sein Haar fiel in großen Locken auf seine Schultern, seine Miene war voll Größe und Anmuth, er hatte regelmäßige Züge, geistvolle Augen, kurz er war ein würdiges Werk einer wohlthätigen und gefühlvollen Fee. „Ach, warum ist es mir nicht erlaubt, euch euer Loos zu verkünden, euch von den Klippen zu unterrichten, die das Schicksal eurem Weg entgegen stellen wird und euch die Mittel anzugeben, durch welche ihr sie vermeiden könnt! Aber ich würde den erhabenen Genius beleidigen, der euch leitet; gehet Prinz, verlasset den Thurm und vergeßt nicht, daß die Fee Benina immer eure Freundin sein wird." Bei diesen Worten verschwand der Pallast und die Wunder, die der Prinz gesehen hatte; er befand sich in einem dichten Wald, mehr als hundert Meilen von dem Thurm entfernt, in welchen ihn der König Braun hatte werfen lassen.

Wir wollen ihn sich von seinem Erstaunen erholen lassen und uns nach zwei Dingen umsehen: zuerst, was unter den Wachen vorfiel, die sein Vater ihm gegeben hatte, und dann, was der Prinzessin Dickstrunk begegnete. Die armen Wachen, erstaunt, daß der Prinz kein Abendbrot foderte, traten in seine Zimmer, und da sie ihn nicht fanden, suchten sie ihn überall und fürchteten sehr, daß er entflohen wäre. Ihre Mühe war unnütz, sie wollten verzweifeln, denn sie dachten, der grausame König Braun würde sie tödten lassen. Nachdem sie alle Mittel überlegt hatten, ihn zu besänftigen, beschlossen sie, daß einer von ihnen sich in's Bett legen und sich nicht zeigen sollte; sie wollten vorgeben, der Prinz wäre sehr krank und später ein Stück Holz begraben, um sich so aus der Verlegenheit zu ziehen. Dieses Mittel schien ihnen un-

trüglich; auf der Stelle führten sie es aus. Der kleinste von den Wachen, dem man einen großen Höcker gemacht hatte, legte sich in's Bett. Dem Könige ließ man sagen, sein Sohn sei sehr krank; er glaubte, man wolle ihn nur rühren, und ließ von seiner Strenge nichts nach. Das war es gerade, was die ängstlichen Wachen wünschten, und je mehr Diensteifer sie zeigten, je mehr Gleichgültigkeit bewies König Braun.

Was die Prinzessin Dickstrunk betrifft, so kam sie glücklich in einer kleinen Maschine an, die nur Ellenbogen-Länge hatte und in einer Sänfte stand. Der König Braun ging ihr entgegen. Als er sie so ungestaltet sah, in einer Mulde, die Haut schuppig wie ein Stockfisch, die Augenbraunen dicht zusammen gewachsen, die Nase platt und breit, den Mund von einem Ohr zum andern, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Wahrlich, Prinzessin Dickstrunck, ihr seid sehr freundlich, meinen Krummhals auszuschlagen; er ist freilich sehr häßlich, aber ohne zu lügen, weniger als ihr.“ „Herr,“ erwiderte sie ihm, „ich habe nicht Eigenliebe genug, um mich über die unhöflichen Dinge gekränkt zu fühlen, die ihr mir da sagt; glaubt ihr indessen, daß dies ein Mittel sei, um mich zu überreden, euren reizenden Krummhals zu lieben, so erkläre ich euch, ungeachtet meiner elenden Mulde und der Fehler, die ich besitze, daß ich ihn nicht heirathen werde und daß ich den Titel „Prinzessin Dickstrunk“ dem einer Königin Krummhals vorziehe.“

Der König Braun wurde bei dieser Antwort sehr böse. „Ich versichere euch,“ sprach er zu ihr, „daß ich nicht zum Lügner werden will; der König, euer Vater, war euer Herr; ich bin es geworden, seitdem er euch in meine Hand gegeben hat.“ „Es giebt Dinge,“ entgegnete sie, „über die wir selbst zu entscheiden haben: man hat mich gegen meinen Willen hieher gebracht, ich bemerke es euch ausdrücklich, und ich werde euch wie meinen tödtlichsten Feind betrachten, wenn ihr mir Gewalt anthut.“ Der König verließ sie noch erzürnter und gab ihr ein Zimmer in seinem Pallast, und Damen, welche den Befehl hatten, sie zu überreden, daß es das Beste für sie wäre, den Prinzen zu heirathen.

Die Wachen indessen, die den Tod fürchteten, wenn der König



„Geh', Prinz," sagte die Fee zu ihm, indem sie ihn dreimal mit dem goldnen Zweig berührte.

erführe, daß sein Sohn entflohen wäre, eilten, ihm seinen Tod zu melden. Bei dieser Nachricht empfand er einen Schmerz, dessen man ihn unfähig gehalten hätte; er schrie und heulte, und da er Dickstrunk wegen seines Verlustes beschuldigte, so schickte er sie in den Thurm an die Stelle seines lieben Verstorbenen.

Die arme Prinzessin war eben so traurig als erstaunt über ihre Gefangenschaft; sie hatte Muth und sprach, wie es sich gehört, über ein so hartes Verfahren. Sie glaubte, daß man es dem Könige wieder sagen würde, aber niemand wagte, es ihm mitzutheilen. Auch glaubte sie, daß sie ihrem Vater die schlechte Behandlung schreiben könne, die sie erlitt, und daß er zu ihrer Befreiung kommen würde. Ihre Pläne in dieser Hinsicht waren indessen unnütz; man unterschlug die Briefe und gab sie dem König Braun.

Da sie in dieser Hoffnung lebte, war sie nicht allzu betrübt und ging alle Tage in die Gallerie, um die Malereien zu betrachten, womit die Fensterscheiben geschmückt waren; nichts schien ihr außerordentlicher als diese Anzahl verschiedener Dinge, die man darauf abgebildet hatte, und daß sie sich selbst in ihrer Mulde darauf erblickte.

„Seitdem ich in diesem Lande bin," sagte sie, „haben sich die Maler ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, mich zu malen. Giebt es nicht genug lächerliche Gestalten ohne die meinige? Oder wollen sie durch Gegensätze die Schönheit der jungen Schäferin erhöhen, die mir so reizend erscheint?" Sie betrachtete dann das Bild eines Schäfers, das sie nicht genug loben konnte. „Wie sehr ist man zu beklagen, wenn man so von der Natur vernachlässigt ist wie ich, und wie glücklich, wenn man schön ist!" Bei diesen Worten hatte sie Thränen in den Augen; dann sah sie sich in einem Spiegel und wandte sich schnell ab. Aber sehr erstaunt war sie, hinter sich eine kleine alte Frau zu finden, die eine Kappe auf dem Kopfe trug und noch einmal so häßlich war als sie; das Mäntelchen in dem sie schlotterte, hatte mehr als zwanzig Löcher, so war es abgenutzt.

„Prinzessin," sagte die Alte zu ihr, „ihr könnt wählen zwischen der Tugend und der Schönheit; eure Klagen sind so

rührend, daß ich sie erhören will. Wenn ihr schön sein wollt, werdet ihr gefallsüchtig, stolz und sehr verliebt sein; wenn ihr bleiben wollt wie ihr seid, werdet ihr weise, geachtet und sehr demüthig sein." Dickstrunk betrachtete die Frau, die mit ihr sprach und fragte, ob die Schönheit mit der Weisheit unvereinbar wäre. „Nein," entgegnete die gute Frau; „aber was euch betrifft, so ist es bestimmt, daß ihr nur das eine der beiden Güter besitzen könnt." „Nun wol," rief Dickstrunk mit fester Miene, „so ziehe ich meine Häßlichkeit der Schönheit vor." „Was, ihr wollt lieber Alle erschrecken, die euch sehen?" erwiderte die Alte. „Ja, liebe Frau," antwortete die Prinzessin, „ich wähle lieber alles Unglück zusammen, als daß es mir an Tugend fehlt." „Ich hatte vorsätzlich meinen weißgelben Muff mitgebracht," sprach die Fee; „wenn ihr in die gelbe Seite geblasen hättet, wäret ihr dieser wunderschönen Schäferin ähnlich geworden, die euch so reizend erscheint, und ihr wäret von einem Schäfer geliebt worden, dessen Bild mehr als einmal eure Augen auf sich gezogen hat; wenn ihr in die weiße Seite blaset, könnt ihr euch noch in der Tugend befestigen, die ihr so muthig ergreift." „Nun wol, liebe Frau," erwiderte die Prinzessin, „schlagt mir diese Gnade nicht ab, sie wird mich trösten für alle Verachtung, die man mir erzeigt." Die kleine alte Frau gab ihr den Muff der Tugend und der Schönheit; Dickstrunk irrte sich nicht, sie blies in die weiße Seite und dankte der Fee, die sogleich verschwand.

Sie war entzükt über die Wahl, die sie getroffen hatte, und ob sie gleich viel Ursache hatte, die unvergleichliche Schönheit der Schäferin zu beneiden, die auf den Fensterscheiben abgebildet war, bedachte sie doch, um sich zu trösten, daß die Schönheit wie ein Traum vergeht, und daß die Tugend ein ewiger Schatz und eine unveränderliche Schönheit ist, welche länger als das Leben dauert. Sie hoffte immer, daß der König, ihr Vater, sich an die Spitze einer großen Armee stellen würde, um sie aus dem Thurme zu befreien. Mit vieler Ungeduld harrte sie auf den Augenblick seines Erscheinens und starb fast vor Begierde, auf den Thurm zu steigen, um die Hilfe kommen zu sehen, welche sie so sehnlich erwartete. Aber wie so hoch klettern? Sie ging in ihrem Zimmer

langsamer als eine Schildkröte, und wenn sie aufwärts wollte, trugen sie ihre Frauen.

Indessen fand sie ein recht sonderbares Mittel. Sie wußte, daß sich im Thurme eine Uhr befand, nahm deren Gewichte ab und setzte sich an ihre Stelle; als man die Uhr aufzog, wurde sie mit in die Höhe gehoben. Schnell blickte sie aus dem Fenster, welches auf's Feld ging, aber sie sah nichts. Als sie sich gegen die Mauer stützte, die Krummhals aufgeschlagen und schlecht wieder ausgebessert hatte, fielen die Steine heraus und der goldne Haken vor Dickstrunk nieder. Sie untersuchte, wozu er dienen könnte und glaubte, den Schrank damit öffnen zu können, obgleich er kein Schloß hatte. Es gelang ihr; sie war nicht weniger entzückt als der Prinz über alles Schöne und Seltene, das sie sah. Es waren viertausend Schubkästen, alle mit alten und modernen Edelsteinen angefüllt; endlich fand sie das goldne Fach, die Büchse von Karfunkelstein und die Hand, welche im Blute schwamm. Sie schauderte und wollte sie fortwerfen, aber sie vermochte es nicht: eine geheime Macht verhinderte sie daran. „Ach, was soll ich thun?" sagte sie traurig. „Lieber möchte ich sterben, als länger bei dieser abgeschnittenen Hand bleiben." In dem Augenblick hörte sie eine sanfte und angenehme Stimme zu ihr sprechen. „Fasse Muth, Prinzessin, dein Glück hängt von diesem Abenteuer ab." „Ach, was soll ich thun?" antwortete sie zitternd. „Du mußt diese Hand in dein Zimmer nehmen, sie unter deinem Kopfkissen verstecken, und wenn du einen Adler siehst, sie ihm ohne Zögern geben."

So erschrocken die Prinzessin auch war, diese Stimme war so überzeugend, daß sie sogleich gehorchte. Sie brachte die Kasten und die Kostbarkeiten wieder in Ordnung, ohne etwas davon zu nehmen. Ihre Wachen, besorgt, daß auch sie ihnen entschlüpfen könnte, suchten sie, als sie sie nicht in ihrem Zimmer fanden, und waren sehr erstaunt, sie an einem Orte zu treffen, wohin sie nur, wie sie meinten, durch Zauberei gelangt sein könnte. Sie brachte drei Tage zu, ohne etwas zu sehen, auch wagte sie nicht, die schöne Schachtel von Karfunkel zu öffnen, weil sie sich zu sehr vor der abgeschnittenen Hand fürchtete. End-

lich vernahm sie in einer Nacht Geräusch an ihrem Fenster; sie öffnete die Gardine und erblickte im Mondschein einen flatternden Adler. Sie stand auf so gut sie konnte, schleppte sich an's Fenster und öffnete. Der Adler flog herein und machte zum Zeichen der Freude großen Lärm mit seinen Flügeln; sie reichte ihm sogleich die Hand, die er in seine Krallen nahm, und einen Augenblick nachher sah sie ihn nicht mehr. An seiner Stelle stand der schönste junge Mann, den sie jemals erblickt hatte, seine Stirn war mit einem Diadem umgeben, sein Kleid mit Edelsteinen bedeckt. In der Hand hielt er ein Bild. Er nahm zuerst das Wort: „Prinzessin," sagte er zu Dickstrunk, „seit zweihundert Jahren hält mich ein schändlicher Zauberer an diesem Ort gefangen. Wir liebten beide die wunderschöne Fee Benina; ich wurde vorgezogen und er war eifersüchtig. Seine Macht übertraf die meinige, und da er durchaus den Vorzug haben wollte, verbot er mir mit befehlender Miene, sie länger zu sehen. Ein solches Verbot geziemte weder meiner Liebe noch meinem Range; ich drohte ihm, und die Dame, welche ich anbetete, war über das Benehmen des Zauberers so beleidigt, daß sie ihm ihrerseits untersagte, sich ihr jemals wieder zu nähern. Der Grausame beschloß, uns beide dafür zu bestrafen."

„Eines Tages, als ich bei ihr war, entzückt über ihr Bildniß, das sie mir gegeben hatte und das ich betrachtete, dessen Urbild ich jedoch tausendmal schöner fand, erschien er und trennte mit einem Säbelhieb meine Hand von meinem Arm. Die Fee Benina empfand über dieses Ereigniß lebhafteren Schmerz als ich, sie fiel ohnmächtig auf ihr Bett und ich fühlte mich sogleich mit Federn bedeckt, ich war in einen Adler verwandelt. Es war mir erlaubt, alle Tage zu kommen und die Königin zu sehen, ohne mich ihr nähern, noch sie erwecken zu können; aber ich hatte den Trost, sie unaufhörlich zärtliche Seufzer ausstoßen und im Traum von ihrem lieben Trasimenes sprechen zu hören. Auch wußte ich, daß nach Verlauf von zweihundert Jahren ein Prinz erscheinen würde, um Benina zum Lichte zurückzurufen, und daß ich durch eine Prinzessin meine Hand und meine erste Gestalt wieder erhalten müsse. Eine Fee, die an Eurem Ruhme

Theil nimmt, wollte es so; sie hat meine Hand sorgsam in den Schrank des Thurmes eingeschlossen, sie hat mir aber auch die Macht gegeben, Euch heute meine Dankbarkeit zu bezeigen. Nun denket an das, Prinzessin, was Euch am meisten Vergnügen macht, und auf der Stelle werdet Ihr es erhalten!"

„Großer König," erwiderte Dickstrunk nach einigem Stillschweigen, „ich habe Euch nicht sogleich geantwortet, nicht weil ich zögerte, sondern weil ich an so außerordentliche Abenteuer nicht gewöhnt bin; ich bilde mir ein, daß es mehr Traum als Wahrheit ist." „Meine Prinzessin," antwortete Trasimenes, „es ist keine Täuschung, und Ihr werdet es erfahren, wenn Ihr mir sagen wollt, welche Gabe Ihr zu besitzen wünschet." „Wenn ich alle haben wollte, die ich zur Vollkommenheit brauche," antwortete sie, „so wäre Eure ganze Macht nicht hinreichend, mich zu befriedigen; macht meine Seele eben so schön als mein Körper häßlich und ungestaltet ist." „Ach, Prinzessin," rief der König Trasimenes, „Ihr entzückt mich durch eine so wichtige und erhabene Wahl; darum soll Euer Körper eben so schön werden als Eure Seele und Euer Geist." Dann berührte er die Prinzessin mit dem Bildniß der Fee; sie hörte es in allen ihren Gliedern knacken; diese verlängerten sich und renkten wieder ein; bald war sie gerade, hatte ein Gesicht weißer als Milch, ganz regelmäßige Züge, bescheidene und majestätische Mienen und eine feine und angenehme Gesichtsbildung. „Welches Wunder," rief sie aus, „bin ich das wirklich?" „Ja, Prinzessin," erwiderte Trasimenes, „Ihr seid es wirklich; die weise und tugendhafte Wahl, die Ihr getroffen, hat die glückliche Veränderung hervorgebracht. Welches Vergnügen für mich, das, was ich Euch verdanke, so lohnen zu können! Aber legt nun für immer den Namen Dickstrunk ab; nennt Euch Brillante, wie Ihr es durch Euren Glanz und Eure Reize verdient." In demselben Augenblick verschwand er, und die Prinzessin, ohne zu wissen, in welchem Wagen sie dahingekommen war, befand sich am Ufer eines kleinen Flusses, an einem höchst angenehmen, von Bäumen beschatteten Ort.

Noch hatte sie sich nicht gesehn; das Wasser dieses Flusses spiegelte so klar, daß sie sich mit außerordentlichem Erstaunen

als dieselbe Schäferin erkannte, deren Bild sie einst auf den Fensterscheiben der Gallerie bewundert hatte. Wirklich trug sie, wie diese, ein weißes, mit ächten Kanten besetztes Kleid, das sauberste, das man je an einer Schäferin gesehen hatte; ihr Gürtel war von kleinen Rosen und Jasmin, ihr Haar mit Blumen geschmückt. Neben sich fand sie einen reich gemalten und vergoldeten Schäferstab und eine Lämmerheerde, die längs des Flusses weidete und auf ihre Stimme hörte; sogar der Schäferhund fehlte nicht; er schien sie zu kennen und bezeigte große Freude.

Welche Betrachtungen stellte sie nicht über diese neuen Wunder an! Als das häßlichste Geschöpf geboren, hatte sie bis jetzt doch als Prinzessin gelebt. Nun war sie schöner als das Tagesgestirn, aber nur eine Schäferin, und der Verlust ihres Ranges war ihr schmerzlich.

Diese verschiedenen Gedanken bewegten sie, bis sie einschlief. Wie ich bereits erzählte, hatte sie die ganze Nacht gewacht; dies und die Reise, die sie, ohne es zu bemerken, hundert Meilen weit zurückgelegt, hatten sie doch ein wenig müde gemacht. Ihre Lämmer und ihren Hund versammelte sie um sich; sie schienen sie zu bewachen und ihr die Sorgfalt zu widmen, die sie ihr schuldig waren. Die Sonne konnte sie nicht stören, obgleich sie hell schien, doch die dichten Bäume schützten sie und das frische feine Gras, auf dem sie lag, erschien stolz über eine so schöne Last. Die Vögel sangen lieblich und die Winde hielten ihren Athem zurück, aus Furcht, sie zu erwecken. Ein Schäfer, den die Sonnenhitze ermüdet hatte, und der von fern diesen Ort bemerkte, eilte dorthin. Wie er hier die junge Brillante erblickte, war er so überrascht, daß er ohne den Baum, an dem er stand, zur Erde gefallen sein würde. Wirklich erkannte er sie als dieselbe Person, deren Schönheit er so sehr auf den Fensterscheiben der Gallerie und in dem Buche von Pergament bewundert hatte; denn der Leser ahnt wol, daß dieser Schäfer Niemand anders als der Prinz Ohne-Gleichen war. Eine unbekannte Macht hatte ihn in dieser Gegend zurückgehalten, und er war von Jedermann bewundert worden, der ihn sah. Seine Geschicklichkeit in allen Dingen, sein hübsches Ge-

sicht und sein Verstand zeichneten ihn unter den Schäfern nicht weniger aus, als sein Rang ihn anderswo erhoben hätte.

Er heftete seine Augen mit einer Aufmerksamkeit und einem Vergnügen auf Brillante, wie er es bis jetzt noch nie empfunden hatte. Dann kniete er neben sie nieder, betrachtete die Fülle von Schönheiten, die sie ganz vollkommen machten, und sein Herz zollte ihr zuerst die Theilnahme, die kein Anderer ihr zu verweigern wagen könnte. Während er in tiefes Nachdenken versunken war, erwachte Brillante, und da sie Ohne-Gleichen in einem sehr reizenden Hirtenkleide neben sich sah, betrachtete sie ihn und erinnerte sich sogleich seiner Züge, weil ihr sein Bild im Thurme noch vorschwebte. „Liebenswürdige Schäferin," sprach er zu ihr, „welch' glückliches Schicksal führt Dich hieher? Du kommst ohne Zweifel, um unsere Huldigungen und unsere Gelübde anzunehmen. Ach, ich fühle schon, daß ich der Eifrigste sein werde, der sie Dir darbringt." „Mein Schäfer," erwiderte sie, „ich verlange die Ehre nicht, die mir nicht gebührt; ich will nur eine einfache Schäferin bleiben, ich liebe meine Heerde und meinen Hund; die Einsamkeit hat Reize für mich und ich suche nur sie!" „Wie, junge Schäferin, als Du an diesen Ort kamst, hattest Du die Absicht, Dich allen Blicken zu verbergen?" „Ist es möglich," fuhr er fort, „solchen Schmerz willst Du uns zufügen? Wenigstens nimm mich aus, weil ich Dir zuerst meine Dienste angeboten habe." „Nein," entgegnete Brillante, „ich will Euch nicht öfter sehen als die Andern, obgleich ich schon eine besondere Achtung für Euch fühle; aber nennt mir irgend eine ältliche Schäferin, zu der ich mich begeben kann. Denn da ich hier unbekannt bin und in meinem Alter nicht allein wohnen will, würde ich mich freuen, wenn sie mich unter ihren Schutz nähme." Ohne-Gleichen führte sie in eine reinliche Hütte, welche in ihrer Einfachheit tausend Annehmlichkeiten bot. Darin wohnte eine alte Frau, die selten ausging, weil sie fast nicht mehr gehen konnte. „Sehet, gute Mutter," redete Ohne-Gleichen sie an, indem er ihr Brillante vorstellte, „hier ist ein unvergleichliches Mädchen, deren bloße Gegenwart Euch verjüngen wird." Die Alte umarmte sie und sagte mit freundlicher Miene, daß sie willkommen wäre,

daß es ihr nur Kummer mache, sie so schlecht aufnehmen zu müssen, aber wenigstens sollte sie in ihrem Herzen gut wohnen. „Ich glaubte hier nicht einen so freundlichen Empfang und so viel Herzlichkeit zu finden," meinte Brillante, „ich versichere Euch, gute Mutter, daß ich entzückt bin, bei Euch zu sein." „Nennt mir Euren Namen," fuhr sie fort, indem sie sich an den Schäfer wendete, „damit ich weiß, wem ich für diesen Dienst verpflichtet bin." „Ich heiße Ohne=Gleichen." Die Prinzessin nannte ihren Namen Brillante. Die Alte schien entzückt über einen so hübschen Namen.

Die alte Schäferin glaubte, daß Brillante Hunger hätte, bot ihr eine reinliche Satte süße Milch an, mit Schwarzbrot, frische Eier, frische Butter und Sahnenkäse. Ohne=Gleichen ging schnell in seine Hütte und brachte Erdbeeren, Haselnüsse, Kirschen und andere Früchte, alle mit Blumen umgeben; um länger bei Brillante bleiben zu können, bat er sie um Erlaubniß, mit ihr essen zu dürfen. Sie sah ihn mit großem Vergnügen, und so kalt sie sich auch stellte, fühlte sie wol, daß seine Gegenwart ihr nicht mehr gleichgültig war.

Als er sie verlassen hatte, dachte sie noch lange an ihn und er an sie. Er sah sie alle Tage, führte seine Heerde an den Ort, wo sie die ihrige weiden ließ, und spielte die Flöte und den Dudelsack zu ihrem Tanz. Aber da Brillante sich bemühte, Ohne=Gleichen zu fliehen, so beschloß er eines Tages mit ihr zu sprechen; er nahm ein kleines Lamm, das er mit Bändern und Blumen schmückte und band ihm ein gemaltes Halsband um, so sauber gearbeitet wie ein kleines Meisterstück. Er selbst trug ein Kleid von rosa Taffet, mit englischen Kanten besetzt, einen mit Bändern gezierten Schäferstab und einen Brodsack, so daß sich in diesem Putz kein Schäfer der Welt mit ihm vergleichen konnte. Brillante fand er am Ufer eines Baches, der langsam in das dichte Gehölz floß; ihre Lämmer weideten zerstreut um sie her; die tiefe Traurigkeit der Schäferin erlaubte ihr nicht, ihnen ihre Sorgfalt zu widmen. Ohne=Gleichen redete sie schüchtern an und überreichte ihr das Lämmchen. Aber Brillante entfernte sich. Der verzweiflungsvolle Prinz wollte ihr

p. 127.



Er heftete seine Augen mit einer Aufmerksamkeit und einem Vergnügen auf Brillante.......

folgen, aber sein Schmerz wurde so heftig, daß er besinnungslos an einem Baume niederfiel.

Brillante konnte sich nicht enthalten, den Kopf mehre Male umzuwenden, um zu sehen, ob er ihr folge; sie sah ihn niedersinken, sie liebte ihn und versagte sich dennoch den Trost, ihm beizustehen.

Seitdem sie in diese Gegend gekommen, hatte sie von einem berühmten Zauberer sprechen hören, welcher mit seiner Schwester in einem von ihm erbauten Schlosse an der Grenze der Insel wohnte; man sprach nur von seiner Macht, und ohne ihrer gütigen Wirthin etwas zu sagen, machte sie sich auf den Weg. Weder Tag noch Nacht ruhte sie, so groß war ihr Verlangen, nach dem Schlosse zu kommen, um von ihrer Liebe zu genesen.

Sie setzte ihren Weg zum Schlosse fort, kam endlich daselbst an und ging ohne Hinderniß hinein. Sie durchschritt mehre große Höfe, wo Gras und Disteln so hoch wuchsen, als ob man seit hundert Jahren nicht darin gegangen wäre. Sie bog Alles mit den Händen zurück und zerkratzte sich an mehren Stellen; dann gelangte sie in einen Saal, wo das Licht nur durch ein kleines Loch schien; er war mit Fledermaus-Flügeln tapezirt. An der Decke hingen zwölf Katzen, die als Kronenleuchter dienten und ein schreckliches Miauen erhoben; und auf einem langen Tische waren zwölf große Mäuse mit dem Schwanze befestigt, welche jede ein Stück Speck vor sich hatte, das sie nicht erreichen konnte, so daß die Katzen die Mäuse sahen, ohne sie essen zu können, die Mäuse aber die Katzen fürchteten und beim Anblick des schönen Stückes Speck vor Hunger in Verzweiflung geriethen.

Die Prinzessin betrachtete eben die Qual der armen Thiere, als sie den Zauberer in einem langen schwarzen Kleide hereintreten sah; auf seinem Kopf saß ein Crocodil als Mütze; einen so entsetzlichen Kopfputz hat es nie gegeben. Der Greis trug eine Brille und hatte eine Peitsche von zwanzig langen, lebendigen Schlangen in der Hand. O, wie fürchtete sich die Prinzessin, wie vermißte sie in diesem Augenblick ihren Schäfer, ihre Heerde und ihren Hund! Sie wollte fliehen und lief, ohne diesem schrecklichen Manne ein Wort zu sagen, nach der Thür; aber sie war plötzlich mit Spinnenweben bedeckt. Sie nahm eine fort und fand

eine andere, die sie auch wegnahm und auf welche eine dritte folgte; sie hob auch diese auf; es erschien eine neue, die vor einer andern hing, kurz die häßlichen Spinnenweben waren zahllos. Die arme Prinzessin konnte nicht weiter vor Müdigkeit; ihre Arme waren nicht stark genug, um alle Gewebe zu halten. Eben wollte sie sich auf die Erde setzen, um sich ein wenig auszuruhen, als sie lange Stacheln fühlte, welche sie stachen. Schnell stand sie auf und versuchte noch einmal durch die Thür zu gehen, aber immer erschien eine Spinnenwebe nach der andern. Der böse Greis blickte sie an und schlug ein Gelächter auf zum Ersticken. Endlich rief er sie und sagte: „Du wirst Dein ganzes Leben darin zubringen, ohne daß es Dir gelingt; Du bist jung und schöner als Alles, was ich bis jetzt gesehen habe; wenn Du willst, werde ich Dich heirathen. Ich gebe Dir die zwölf Katzen, die Du an der Decke siehst, mit denen Du machen kannst, was Du willst, und die zwölf Mäuse auf dem Tisch sollen auch Dein sein. Die Katzen sind Prinzen und die Mäuse Prinzessinnen. Die Schelminnen hatten zu verschiedener Zeit die Ehre, mir zu gefallen, denn ich bin immer liebenswürdig und artig gewesen; keine von ihnen wollte mich lieben. Diese Prinzen waren meine glücklichen Nebenbuhler. Die Eifersucht packte mich und ich fand ein Mittel, sie hieher zu locken. Sobald ich sie hatte, verwandelte ich sie in Katzen und Mäuse. Es ist spaßhaft, daß sie sich jetzt ebenso sehr hassen, als sie sich geliebt haben; eine vollständigere Rache wird man so leicht nicht finden können."

„Ach, Herr," rief Brillante, „mache mich zur Maus, ich verdiene es nicht weniger als diese armen Prinzessinnen." „Wie," sagte der Zauberer, „kleine Schäferin, Du willst mich also auch nicht lieben?" „Ich habe beschlossen, niemals zu lieben," antwortete sie. „O, Du bist einfältig," fuhr er fort, „ich werde Dich vortrefflich speisen, Dir Geschichten erzählen und die schönsten Kleider von der Welt geben; Du wirst nur in Kutschen und Sänften fahren und Madame genannt werden." „Ich habe beschlossen, niemals zu lieben," wiederholte die Prinzessin. „Nimm Dich in Acht," schrie der Zauberer zornig, „Du wirst es lange bereuen." „Es thut nichts," entgegnete Brillante, „ich habe

mir vorgenommen, niemals zu lieben." „Nun wol, fühlloses Geschöpf," sagte er, indem er sie berührte, „weil Du nicht lieben willst, sollst Du ein besonderes Wesen werden. Du sollst in der Zukunft weder Fisch noch Fleisch sein, Du sollst weder Blut noch Knochen haben, Du sollst grün sein, weil Du noch in frischer Jugend bist, Du sollst leichtfüßig und munter sein und auf den Wiesen leben wie bisher, man wird Dich Heuschrecke nennen." In demselben Augenblick wurde die Prinzessin Brillante die niedlichste Heuschrecke von der Welt, und, ihrer Freiheit froh, hüpfte sie schnell in den Garten.

Als Ohne-Gleichen zur Besinnung kam, begab er sich zu der alten Schäferin, bei welcher Brillante wohnte; hier erfuhr er, daß sie am vorigen Abend nicht zurückgekommen sei. Er wollte vor Unruhe sterben, entfernte sich, von tausend verschiedenen Gedanken gequält, und setzte sich traurig an das Ufer des Flusses. Hundertmal war er Willens, sich hineinzustürzen und das Ende seines Lebens und seines Unglücks zu suchen.

Da wurde er von einer alten Frau angeredet, die eine Halskrause, eine Kontusche, ein Gestell unter ihrem weißen Haar und eine sammetne Kappe trug, und deren Alter etwas Ehrwürdiges hatte. „Mein Sohn," sprach sie zu ihm, „Du bringst so bittere Seufzer hervor; ich bitte Dich, mir die Ursache Deines Kummers zu entdecken." „Ach, gute Mutter," antwortete Ohne-Gleichen, „ich beweine die Entfernung einer liebenswürdigen Schäferin, die mich flieht; ich will sie aber auf der ganzen Erde suchen, bis ich sie gefunden habe" „Geh' nach jener Seite, mein Kind," sagte sie, und zeigte ihm den Weg nach dem Schlosse, wo die arme Brillante in eine Heuschrecke verwandelt worden war. „Ich habe eine Ahnung, daß Du sie dort bald finden wirst." Ohne-Gleichen dankte ihr und ging.

Der Prinz hatte kein Abenteuer auf dem Wege, das ihn hätte zurückhalten können, aber als er in den Wald kam, der das Schloß des Zauberers und seiner Schwester umgab, glaubte er, seine Schäferin zu sehen; er folgte ihr schnell, sie entfernte sich. Die Erscheinung floh immer weiter und bei dieser Bewegung verging der Tag. Als die Nacht gekommen war, sah er viel Licht

im Schloß, und da er sich schmeichelte, daß seine Schäferin darin sei, näherte er sich schnell und trat ohne Hinderniß hinein. Er stieg die Treppe hinauf und fand in einem prächtigen Saal eine große alte Fee von entsetzlicher Magerkeit. Ihre Augen glichen zwei verlöschten Lampen, man sah das Licht durch ihre Wangen scheinen, ihre Arme waren wie Stöcke, ihre Finger spindeldürr, eine schwarze und eingeschrumpfte Haut bedeckte ihr Gerippe; dabei war sie geschminkt, hatte Schönheitspflaster, grüne und rosa Bänder, einen Mantel von Silberstoff, eine diamantne Krone auf dem Kopf und war ganz mit Edelsteinen bedeckt.

„Endlich, Prinz," sagte sie zu ihm, „kommt ihr an einen Ort, wo ich Euch schon lange erwarte. Denkt nicht mehr an Eure kleine Schäferin, eine so unpassende Leidenschaft muß Euch schamroth machen. Ich bin die Königin der Lufterscheinungen; ich will Euch wohl, und kann Euch sehr mächtig machen, wenn Ihr mich liebt." „Euch lieben," rief der Prinz, indem er sie mit zornigem Auge ansah, „Euch lieben, Frau! Nein, ich werde niemals eine Treulosigkeit begehen, und ich fühle, daß selbst, wenn ich den Gegenstand meiner Liebe wechseln wollte, Ihr es doch nie werden würdet. Wählet unter Euren Lufterscheinungen, wer Euch gefällt, liebt die Luft, liebt die Winde, aber laßt die Sterblichen in Ruhe."

Die Fee war stolz und zornig; mit Hilfe ihres Zauberstabs erfüllte sie den Saal mit gräulichen Ungeheuern, gegen die der junge Prinz seine Geschicklichkeit und Tapferkeit anwenden mußte. Einige erschienen mit mehren Köpfen und Armen, andere hatten die Gestalt von einem Stiere oder einer Schlange, mehre waren Löwen mit Menschengesichtern, Sphynxe und fliegende Drachen. Ohne=Gleichen besaß nur seinen Schäferstab und ein kleines Eisen, womit er sich auf seiner Reise bewaffnet hatte. Die große Fee that von Zeit zu Zeit dem Gebalge Einhalt und fragte ihn, ob er sie lieben wollte. Er antwortete immer, daß er seiner Liebe treu bleiben würde. Seiner Festigkeit überdrüssig, ließ sie Brillante holen. „Nun wol," sagte sie, „da ist Eure Geliebte im Hintergrunde jener Gallerie, überlegt, was Ihr thun wollt. Wenn Ihr Euch weigert, mich zu heira=

then, so soll sie vor Euren Augen von Tigern zerrissen werden." „Ach, Frau," rief der Prinz, indem er sich zu ihren Füßen warf, „ich weihe mich gern dem Tode, um meine Geliebte zu retten, verschont ihr Leben, indem ihr das meinige opfert." „Es handelt sich nicht um Deinen Tod, Verräther," erwiderte die Fee; „es handelt sich um Dein Herz und Deine Hand." Während sie sprachen, hörte der Prinz die Stimme der Schäferin, die zu klagen schien. „Willst Du mich zerreißen lassen," rief sie ihm zu; wenn Du mich liebst, so entschließe Dich zu thun, was die Königin Dir befiehlt."

Der arme Prinz schwankte. „Wie, Benina," rief er, „hast Du mich denn trotz aller Deiner Versprechungen verlassen? Komm, o komm uns zu Hilfe!" Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als er in der Luft eine Stimme hörte, die deutlich also sprach:

„Vertraue dem Schicksal, aber sei treu und suche den goldenen Zweig."

Die große Fee, die mit Hilfe so vieler Erscheinungen zu siegen geglaubt hatte, wollte verzweifeln, als sie auf ihrem Wege ein so mächtiges Hinderniß wie den Schutz der Fee Benina fand. „Fliehe aus meinen Augen, unglücklicher, eigensinniger Prinz," rief sie, „weil Dein Herz so voll Flammen ist, sollst Du ein Heimchen sein, ein Freund der Wärme und des Feuers."

Auf der Stelle wurde der schöne und bewunderte Prinz Ohne-Gleichen eine kleine schwarze Grille, die lebendig im ersten Kamin oder Backofen verbrannt wäre, wenn sie sich nicht zu ihrer Beruhigung der freundlichen Stimme erinnert hätte. „Ich muß den goldenen Zweig suchen," sprach der Prinz, „vielleicht kann ich mich damit wieder verwandeln. Ach, wenn ich meine Schäferin dort fände, was würde meinem Glücke fehlen?" Das Heimchen verließ schnell den verhängnißvollen Pallast, und ohne zu wissen, wohin es gehen sollte, empfahl es sich der Sorgfalt der schönen Fee Benina; dann sprang es fort, ohne Reisegepäck und ohne Geräusch, denn ein Heimchen fürchtet weder Diebe noch böse Abenteuer. In der ersten Herberge, die es in einem hohlen Baume aufschlug, fand es eine sehr traurige Heuschrecke,

die nicht sang. Das Heimchen ließ sich nicht einfallen, daß dies eine Person von Verstand und Vernunft sei, und sagte zu ihr: „Wohin, Gevatterin Heuschrecke?" Sie antwortete sogleich: „Und Ihr, Gevatter Heimchen, wohin wollt Ihr?" Diese Antwort überraschte das verliebte Heimchen. „Was, Ihr sprecht!" rief er. „Ihr sprecht ja auch," rief sie. „Denkt Ihr, daß eine Heuschrecke weniger Künste habe als ein Heimchen?" „Ich kann auch sprechen," meinte das Heimchen, „denn ich bin ein Mann." „Aus demselben Grunde," entgegnete die Heuschrecke," kann ich noch mehr sprechen als Ihr, denn ich bin ein Mädchen." „Ihr habt also ein gleiches Schicksal gehabt, wie ich?" sprach das Heimchen. „Ohne Zweifel," sagte die Heuschrecke." „Ich würde erfreut sein," fügte das Heimchen hinzu, „wenn wir länger zusammen sein könnten." „Aber wo geht Ihr denn hin?" fragte die Heuschrecke. „Eine unbekannte Stimme," erwiderte er, „hat mir aus der Luft zugerufen: „Vertraue dem Schicksal und suche den goldenen Zweig!" Mir schien, es konnte dies nur mir gelten, und ohne zu zögern, habe ich mich auf den Weg gemacht, obgleich ich nicht weiß, wohin ich mich wenden soll."

Ihre Unterhaltung wurde durch zwei Mäuse unterbrochen, die schnell gelaufen kamen und sich kopfüber in das Loch stürzten, das sie am Fuße des Brunnens sahen; sie hätten beinahe Gevatter Heimchen und Gevatterin Heuschrecke erdrückt. Diese krochen, so gut sie konnten, in einen kleinen Winkel. „Ach, Prinzessin," sprach die größte Maus, „ich habe Seitenstechen vom Laufen; wie befindet sich Eure Hoheit?" „Ich habe mir meinen Schwanz ausgerissen," erwiderte die jüngere Maus, „denn sonst wäre ich noch auf dem Tische des alten Zauberers. Aber hast du gesehen, wie er uns verfolgt hat? Wie glücklich sind wir, aus seinem höllischen Pallast entkommen zu sein." „Ich fürchte mich vor den Katzen und den Mausefallen, meine Fürstin," fuhr die große Maus fort, „und wünsche auf's eifrigste, bald zu dem goldenen Zweig zu gelangen." „Du kennst also den Weg?" fragte die Mausehoheit. „Natürlich, wie in meinem eigenen Hause," entgegnete die andere. „Der Zweig ist bezaubert: ein einziges Blatt macht auf immer reich, liefert Geld, entzaubert, macht schön und erhält die Jugend.

Wir müssen uns vor Tagesanbruch auf den Weg machen.“ „Wir werden die Ehre haben euch zu begleiten, dieses ehrliche Heimchen und ich, wenn ihr es erlauben wollt, meine Damen,“ sprach darauf die Heuschrecke, „denn wir suchen auch den goldnen Zweig.“ Nun wurden hin und her viel Complimente gemacht, denn auch die Mäuse waren Prinzessinnen, die der böse Zauberer auf dem Tisch befestigt hatte, und was unser Heimchen und die Heuschrecke betrifft, so besaßen sie eine Höflichkeit, die sich nie verleugnete.

Alle erwachten sehr früh und gingen stillschweigend mit einander fort, denn sie fürchteten, wenn Jäger auf dem Anstand sie sprechen hörten, gefangen und in einen Käfig gesteckt zu werden. So kamen sie zum goldenen Zweige. Er wuchs in einem Zaubergarten; statt des Sandes waren die Gänge mit kleinen ächten Perlen besäet; die Rosen waren rothe Diamanten und die Blätter Smaragden, die Granatblumen von Granaten, die Ringelblumen von Topasen, die Narcissen von gelben Brillanten, die Veilchen von Saphiren, die Kornblumen von Türkisen, die Tulpen von Amethyst, Opalen und Diamanten. Kurz, die Menge und Verschiedenheit dieser schönen Blumen strahlte mehr als die Sonne.

Da befand sich, wie ich es schon gesagt habe, der goldene Zweig, derselbe, den der Prinz Ohne-Gleichen von dem Adler bekommen und womit er die Fee Benina berührt hatte, als sie bezaubert war. Er war so groß geworden wie die höchsten Bäume und ganz beladen mit Kirschen von Rubinen. Sobald das Heimchen, die Heuschrecke und die beiden Mäuse sich ihm genähert hatten, nahmen sie ihre natürliche Gestalt wieder an. Welche Freude, welches Entzücken empfand nicht der verliebte Prinz beim Anblick seiner schönen Schäferin! Er warf sich zu ihren Füßen und wollte ihr alles sagen, was er bei einer so angenehmen und unverhofften Ueberraschung fühlte, als die Königin Benina und der König Trasimenes mit außerordentlicher Pracht erschienen; denn Alles entsprach der Herrlichkeit des Gartens. Vier von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Liebesgötter, mit Bogen und Köcher auf der Schulter, hielten mit ihren Pfeilen ein kleines blau und goldnes Zelt, unter welchem zwei reich besetzte Kronen lagen. „Kommt, treue Liebende,“ rief die Königin, die Arme gegen sie ausbreitend,

„kommt, und empfanget aus unsern Händen die Kronen, die eure Tugend, euer Rang und eure Treue verdienen; eure Qualen sollen in Lust verwandelt werden.“ „Prinzessin Brillante,“ fuhr sie fort, „dieser, eurem Herzen so gefährliche Schäfer ist derselbe Prinz, der euch von euren beiderseitigen Vätern zum Gemahl bestimmt war. Er ist nicht im Thurm gestorben; nehmet ihn zum Gemahl, und überlaßt mir die Sorge für eure Ruhe und euer Glück.“ Die Prinzessin warf sich entzückt an Benina's Brust, und durch die Thränen, die aus ihren Augen flossen, gab sie zu erkennen, daß nur das Uebermaß der Freude ihr die Sprache raubte. Ohne-Gleichen hatte sich der großmüthigen Fee zu Füßen geworfen, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hände und sagte ihr tausend verwirrte Dinge. Trasimenes überhäufte ihn mit Liebkosungen und Benina erzählte ihnen mit wenigen Worten, daß sie sie beinahe nie verlassen hätte, denn sie wäre es gewesen, welche Brillanten vorgeschlagen hätte, in den weißgelben Muff zu blasen; sie hatte die Gestalt einer alten Schäferin angenommen, um die Prinzessin bei sich aufzunehmen; und sie hatte auch dem Prinzen gezeigt, wie er seiner Schäferin folgen müsse. „In Wahrheit“ fuhr sie fort „ihr habt Kummer gehabt, den ich euch gern erspart hätte, wenn es auf mich angekommen wäre; aber das Glück der Liebe will erworben sein.“

Man hörte sodann eine sanfte Musik, die von allen Seiten ertönte; die Liebesgötter beeilten sich, die jungen Liebenden zu krönen. Die Trauung erfolgte, und während der Feierlichkeit beschworen die beiden Prinzessinnen, welche eben ihre Mausgestalten abgeworfen hatten, die Fee, durch ihre Macht die unglücklichen Katzen und Mäuse aus dem Pallast des Zauberers zu befreien, die sich dort zu Tode grämten. „Der heutige Tag ist zu feierlich,“ entgegnete sie ihnen, „um euch etwas zu verweigern.“ Darauf rührte sie an dem goldnen Zweig, und Alle, die in dem Schloß gefangen gewesen waren, erschienen, jeder in seiner natürlichen Gestalt, und die Liebenden fanden sich wieder. Die freigebige Fee wollte, daß Alle sich dieses Festes mit Freude erinnern sollten und gab ihnen den Schrank aus dem Thurme, um ihn unter sich zu theilen. Das Geschenk war mehr werth als zehn Königreiche

jener Zeit. Man kann sich ihr Glück und ihre Dankbarkeit leicht vorstellen. Benina und Trasimenes vollendeten ihr Werk durch eine Großmuth, welche Alles übertraf, was sie bis dahin gethan hatten: sie erklärten nämlich, daß der Garten mit dem goldenen Zweige in Zukunft dem König Ohne-Gleichen und der Königin Brillante gehören sollte; hundert andere Könige waren ihm tributpflichtig und hundert Königreiche von ihm abhängig.

Moral.

Die Mädchen wollen gar zu gern
Die flücht'ge Schönheit haben,
Sie scheinet Allen wie ein Stern,
Als herrlichste der Gaben;
Jedoch Brillante wünschte nicht
Der Schönheit schnell verlöschend Licht,
Damit es nie ihr fehle
An Reizen ihrer Seele.

Das gute Mäuschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die sich sehr zärtlich liebten und einander sehr glücklich machten. Ihre Herzen und Gefühle waren immer einig; sie gingen alle Tage auf die Jagd und tödteten Hasen und Hirsche. Sie angelten und fingen Karauschen und Karpfen; auf dem Ball tanzten sie lustig, bei großen Festen aßen sie Braten und Zuckerwerk, im Theater und in der Oper lachten und sangen sie; kurz sie thaten Alles um sich zu belustigen. Ihre Unterthanen folgten dem Beispiel des Königs und der Königin, sie ergötzten sich um die Wette. Daher nannte man ihr Reich auch das Freudenland.

Aber es geschah einmal, daß ein König, der Nachbar des Königs Fröhlich, ganz anders lebte. Er war ein erklärter Feind des Vergnügens, verlangte nur Wunden und Beulen, hatte stets eine saure Miene, einen langen Bart und hohle Augen, war mager und trocken, immer schwarz gekleidet und besaß struppiges und schmieriges Haar. Um ihm zu gefallen, mußte man die Wanderer todtschlagen; er selbst hing die Verbrecher auf und freute sich, ihnen wehe thun zu können. Wenn eine Mutter ihre kleine Tochter oder ihren Knaben sehr liebte, ließ er sie holen und zerbrach ihnen vor ihren Augen die Arme, oder drehte ihnen den Hals um. Man nannte dieses Reich das Thränenland.

Dieser schändliche König hörte von dem Glücke des Königs Fröhlich, wurde eifersüchtig über die Zufriedenheit dieses Fürsten und sammelte ein Heer, um seine Staaten zu verwüsten.

Als Alles bereit war, rückte er auf das Land des Königs Fröhlich los. Bei solchen üblen Nachrichten setzte sich dieser schnell in Vertheidigungsstand; die Königin starb fast vor Furcht

und bat weinend: „Majestät, wir wollen fliehen, recht viel Geld mitnehmen und so weit gehen, als die Erde uns tragen will.“ Der König antwortete: „Pfui, Königin, ich besitze größeren Muth, es ist besser sterben als eine feige Memme zu sein.“ Darauf versammelte er alle seine Soldaten, sagte der Königin zärtlich Lebewohl, stieg auf ein schönes Pferd und ritt fort.

Als sie ihn aus dem Gesicht verloren hatte, fing sie an bitterlich zu weinen, und die Hände ringend rief sie: „Ach, wenn der König im Kriege getödtet wird, bin ich Wittwe und Gefangene, der böse König wird mir dann viel Uebles thun!“ Dieser Gedanke ließ sie weder essen noch schlafen. Er schrieb ihr alle Tage, aber eines Morgens, als sie über die Mauern sah, erblickte sie einen Reiter, der aus allen Kräften dahersprengte. Sie rief ihm zu: „Heda, Bote, welche Nachrichten bringst du mir?“ „Der König ist todt,“ entgegnete er, „die Schlacht verloren, und der böse König wird im Augenblick hier sein.“

Die arme Königin fiel ohnmächtig zu Boden; man trug sie in das Bett, und alle Damen um sie her weinten, die eine über ihren Vater, die andere über ihren Sohn; sie rauften sich die Haare aus, es war jämmerlich mit anzusehen.

Da hörte man plötzlich „Mörder! Diebe!“ rufen.

Es war der böse König, der mit seinen unglücklichen Unterthanen kam; sie tödteten Alles, was ihnen begegnete. Ganz bewaffnet trat er in den Pallast des Königs und ging in das Zimmer der Königin. Als sie ihn kommen sah, fürchtete sie sich so, daß sie in's Bett hineinkroch und die Decke über den Kopf zog. Er rief sie zwei oder dreimal, aber sie antwortete nicht; dann ward er böse und sagte: „Ich glaube, du machst dich über mich lustig? Weißt du, daß ich dich auf der Stelle erwürgen kann?“ Er entdeckte sie bald und riß ihr die Mütze vom Kopfe. Ihr schönes Haar fiel auf die Schultern herab; er wickelte es dreimal um seine Hand und lud sie auf seinen Rücken wie einen Kornsack; so trug er sie fort und stieg auf sein großes, ganz schwarzes Pferd. Sie bat um Mitleid, aber er verspottete sie und sprach: „Schreie, klage immerfort, es belustigt und ergötzt mich nur.“

Er nahm sie mit in sein Land und schwur unaufhörlich unterwegs, daß er sie aufhängen wolle, aber man sagte ihm, daß es Schade wäre, weil sie bald Mutter werden sollte.

Als er das sah, fiel ihm ein, daß, wenn sie eine Tochter bekäme, er diese mit seinem Sohne verheirathen könnte. Um zu wissen, woran er wäre, ließ er eine Fee holen, die in der Nähe seines Reiches wohnte. Als sie kam, bewirthete er sie besser als gewöhnlich, dann führte er sie in einen Thurm, in welchem die arme Königin eine sehr kleine und ärmlich eingerichtete Stube bewohnte. Sie lag auf der Erde, auf einer Matratze, die keinen Dreier werth war, und weinte Tag und Nacht.

Bei ihrem Anblick wurde die Fee gerührt, machte ihr eine Verbeugung und sprach ganz leise, indem sie sie umarmte; „Fasset Muth, Frau Königin, euer Unglück soll aufhören, ich hoffe helfen zu können." Die Konigin, über diese Worte ein wenig getröstet, küßte ihr die Hand und bat sie, Mitleid mit einer armen Fürstin zu haben, die großes Glück genossen und nun so weit davon geschleudert war. Noch sprachen sie zusammen, als der böse König sagte: „Macht nicht so viel Complimente; ich habe euch hiehergeführt, um zu erfahren, ob diese Sclavin Mutter eines Sohnes oder einer Tochter werden wird." Die Fee antwortete: „Sie wird Mutter einer Tochter werden, die die schönste und gebildetste Prinzessin sein wird, die man jemals gesehen." Dann wünschte sie ihr alles mögliche Gute. „Wenn sie nicht schön oder wohlgebildet ist," meinte der böse König, „so hänge ich sie an den Hals ihrer Mutter, und ihre Mutter an einen Baum; davon soll mich nichts zurückhalten." Darauf ging er mit der Fee hinaus und sah die gute Königin, welche bitterlich weinte, nicht einmal an. Zu sich selbst sagte sie: „Ach, was soll ich thun? Wenn ich eine schöne kleine Tochter bekomme, giebt er sie seinem Ungeheuer von Sohne, und wenn sie häßlich ist, hängt er uns beide auf. In welches Elend bin ich gerathen! Kann ich sie nicht irgendwo verstecken, damit er sie gar nicht zu sehen bekommt?" Die Zeit, wo die kleine Prinzessin zur Welt kommen sollte, kam heran, und die Unruhe der Königin nahm zu; sie hatte Niemand, mit dem sie ihre Klagen theilen, und Niemand, der sie trösten konnte. Der

Kerkermeister, welcher sie bewachte, gab ihr den ganzen Tag nur drei in Wasser gekochte Erbsen und ein kleines Stück Schwarzbrot. Davon wurde sie mager wie ein Fisch, so daß sie endlich nur noch Haut und Knochen hatte.

Eines Abends, als sie spann (denn der böse König war sehr geizig und ließ sie Tag und Nacht arbeiten,) sah sie durch ein Loch eine kleine Maus hereinkommen, die sehr niedlich war. Sie redete sie an: „Ach, meine Kleine, was suchst du hier? Ich bekomme den ganzen Tag nur die drei Erbsen; wenn du nicht hungern willst, so geh!“ Die kleine Maus lief hier und dorthin, tanzte und sprang wie ein kleiner Affe, und die Königin sah ihr mit so großem Vergnügen zu, daß sie ihr die einzige Erbse gab, die ihr noch zum Abendbrot blieb. „Da, meine Kleine, iß, ich habe nicht mehr und ich gebe es dir gern.“ Sobald sie das gethan hatte, gewahrte sie auf dem Tisch ein vortreffliches, köstlich gebratenes Rebhuhn und zwei Gläser mit Eingemachtem. „Wahrlich,“ rief sie, „eine Wohlthat ist niemals verloren.“ Nun warf sie der Maus Zuckerwerk hin, welche es knabberte und dann noch lustiger als vor dem Abendbrot umhersprang.

Am andern Morgen brachte der Kerkermeister schon früh die drei Erbsen, die er in eine große Schüssel gelegt hatte, um ihrer zu spotten. Die kleine Maus kam leise heran und aß sie alle drei so wie auch das Brot. Als die Königin zu Mittag essen wollte, fand sie nichts und war sehr böse auf die Maus. „Es ist ein häßliches kleines Thier,“ sagte sie; „wenn sie so fortfährt, werde ich Hungers sterben.“ Als sie jedoch darauf die große leere Schüssel zudecken wollte, fand sie darin allerlei gute Eßwaaren; darüber war sie nun wieder sehr froh und aß davon; als ihr aber beim Essen einfiel, daß der böse König vielleicht in zwei oder drei Tagen ihr Kind tödten würde, stand sie vom Tische auf, um zu weinen. Dann sagte sie, mit zum Himmel gerichteten Blicken: „Wie, ist denn keine Möglichkeit zur Rettung da?“ Als sie das sprach, sah sie die kleine Maus mit langen Strohhalmen spielen; sie nahm auch einige und begann sie zu flechten. „Wenn ich genug Stroh habe,“ meinte sie, „werde ich einen Deckelkorb machen, meine kleine Tochter hineinlegen und aus dem Fenster der ersten barmherzigen Per-

son geben, die Sorge für sie tragen will." Sie arbeitete mit gutem Muth; an Stroh fehlte es ihr nicht, denn die Maus schleppte unablässig neues durch die Stube, wo sie immerfort umhersprang. Zur Essenszeit gab ihr die Königin ihre drei Erbsen und fand dafür hunderterlei Speisen. Darüber sehr erstaunt, grübelte sie ohne Aufhören, wer ihr wol so herrliche Sachen schicken könnte.

Die Königin sah einmal aus dem Fenster, um zu messen, wie lang der Strick sein müßte, woran sie den Korb herablassen wollte. Unten erblickte sie eine kleine alte Frau, die sich auf einen Stock stützte und zu ihr sagte: „Ich kenne euren Kummer, Frau Königin; wenn ihr wollt, werde ich euch dienen." „Ach, liebe Freundin," entgegnete die Königin, „ihr werdet mir ein großes Vergnügen machen! Kommt alle Abend an diesen Thurm, ich werde euch mein armes Kind herablassen; ihr mögt es erziehen, und wenn ich jemals wieder reich werde, will ich euch gut belohnen." „Ich bin nicht eigennützig," antwortete die Alte, „aber ich bin naschhaft, und nichts esse ich so gern als eine gute fette Maus. Wenn ihr eine in eurer Dachkammer findet, so tödtet sie und werft sie mir herab; ich bin nicht undankbar, euer Wickelkind soll sich dafür wohl befinden."

Die Königin hörte ihr zu und fing an zu weinen, ohne zu antworten. Die alte Frau, nachdem sie etwas gewartet hatte, fragte, warum sie weine. „Weil nur eine Maus in mein Zimmer kommt," antwortete sie, „und die ist so niedlich, daß ich mich nicht entschließen kann, sie zu tödten." „Was," sprach die Alte zornig, „ihr habt also eine kleine spitzbübische Maus, welche Alles zernagt, lieber, als euer Kind? Nun wol, Frau Königin, dann ist euch nicht zu helfen. Bleibt in so guter Gesellschaft, ich werde Mäuse auch ohne euch bekommen, ich bekümmere mich nicht mehr darum." Grollend und scheltend ging sie fort.

Obgleich vor der Königin ein gutes Mahl bereit stand und die Maus herumtanzte, erhob sie die Augen doch nicht vom Boden, woran sie sie geheftet hatte, und reich flossen die Thränen von ihren Wangen.

In derselben Nacht gebar sie eine Prinzessin, ein Wunder von Schönheit; statt zu schreien wie andere Kinder, lächelte sie

ihrer lieben Mutter entgegen und reichte ihr ihre kleinen Händchen, als ob sie verständig wäre. Die Königin bedeckte sie mit Küssen und dachte traurig: Arme Kleine, theures Kind, wenn du in die Hände des bösen Königs fällst, so ist es um dich geschehen. Dann legte sie das Kind in den Korb und befestigte einen Zettel auf die Windel, worauf geschrieben stand: „Dieses unglückliche kleine Mädchen heißt Nettchen." Noch einen Augenblick hielt sie es, ohne es anzusehen; dann öffnete sie wieder den Korb und fand es noch schöner, küßte es nochmals und weinte noch mehr, da sie nicht wußte, was sie thun sollte.

Aber da kam die kleine Maus und legte sich zu Nettchen in den Korb. „Ach, mein Thierchen!" sagte die Königin, „wieviel kostet es mich, dir das Leben zu retten! Vielleicht werde ich mein liebes Nettchen verlieren! Eine Andere hätte dich getödtet und dich der alten Naschkatze gegeben; ich habe es nicht thun können." Die Maus antwortete: „Bereuet es nicht, Frau Königin, ich bin eurer Freundschaft nicht so unwürdig als ihr denkt." Die Königin fürchtete sich, als sie eine Maus sprechen hörte, und ihre Furcht wuchs noch, als sie sah, daß ihr kleines Mäulchen die Form eines Gesichts annahm, daß ihre Pfoten Hände und Füße wurden und sie plötzlich groß dastand. Kurz, die Königin, die sie kaum anzusehen wagte, erkannte in ihr die Fee, die mit dem bösen König gekommen war und sie mit Liebkosungen überhäuft hatte.

Sie sagte zur Königin: „Ich habe Euer Herz prüfen wollen, ich habe erkannt, daß es gut ist und daß Ihr der Freundschaft würdig seid. Wir Feen besitzen Schätze und unermeßliche Reichthümer und suchen die Freundschaft, um uns das Leben zu versüßen, aber wir finden sie selten." „Ist es möglich, schöne Dame," rief die Königin, sie umarmend, „daß es Euch schwer wird, Freunde zu finden, die Ihr doch so reich und mächtig seid!" „Ja," erwiderte jene, „denn man liebt uns nur aus Eigennutz und dies rührt uns nicht sehr, aber Ihr habt mich als kleine Maus geliebt, das war kein Eigennutz. Ich habe Euch noch mehr prüfen wollen, deshalb nahm ich die Gestalt einer alten Frau an; ich habe mit Euch unten am Thurme gesprochen, und Ihr

seid mir immer treu gewesen.“ Bei diesen Worten umarmte sie die Königin, dann küßte sie dreimal das rothe Schnäbelchen der kleinen Prinzessin und sagte zu ihr: „Ich begabe Dich, meine Tochter, mit der Kraft, Deine Mutter zu trösten, weiser zu sein als Dein Vater, hundert Jahre zu leben und immer schön, ohne Krankheit, ohne Runzeln und ohne Alter zu bleiben.“ Die erfreute Königin dankte ihr und bat sie, Nettchen mitzunehmen und für sie zu sorgen, indem sie hinzusetzte, sie gäbe sie ihr zur Tochter.

Die Fee nahm sie dankend an und legte die Kleine in den Korb, den sie hinunterließ; aber da sie in ihre Mausgestalt nicht schnell genug gekrochen war, fand sie das Kind nicht mehr, als sie hinter ihm am Seil hinabglitt. Erschrocken stieg sie wieder herauf. „Alles ist verloren,“ rief sie der Königin entgegen, „meine Feindin Kankaline hat so eben die Prinzessin fortgeholt! Ihr müßt wissen, daß sie eine grausame Fee ist, die man haßt; und zum Unglück ist sie älter nnd hat mehr Macht als ich. Ich weiß nicht, wie ich Nettchen aus ihren häßlichen Krallen befreien soll.“

Als die Königin diese traurige Kunde vernahm, wäre sie beinahe vor Schmerz gestorben; sie weinte sehr und bat ihre gute Freundin, die Kleine um jeden Preis wieder herbeizuschaffen. Indessen trat der Kerkermeister in das Zimmer der Königin; als er sah, daß sie Mutter war, meldete er es dem Könige, der sogleich herbei kam, um nach dem Kinde zu fragen. Aber sie erzählte ihm, daß eine Fee, deren Namen sie nicht kenne, es ihr mit Gewalt genommen habe. Da stampfte der böse König mit dem Fuße und zernagte seine Nägel bis auf's letzte Stück. „Ich habe versprochen, Dich zu hängen,“ sagte er, „ich werde mein Wort auf der Stelle erfüllen.“ Sogleich schleppte er die arme Königin in einen Wald, und kletterte auf einen Baum, um sie zu hängen. Aber die Fee machte sich unsichtbar und stieß ihn vom Baume, wobei er sich vier Zähne ausbrach. Während man versuchte, sie wieder einzusetzen, entführte die Fee die Königin in ihrem fliegenden Wagen und brachte sie in ein schönes Schloß. Hier sorgte sie auf's freundlichste für sie, und wenn sie die Prinzessin Nettchen ge-

p. 147.



Sein Vater hörte es, sah aus dem Fenster und rief ihm zu: „Was hast du zu weinen?“

habt hätte, würde sie ganz zufrieden gewesen sein; aber man konnte nicht entdecken, wohin Kankaline sie gebracht, obgleich die kleine Maus alles Mögliche that.

Kurz, die Zeit verfloß und die große Betrübniß der Königin verminderte sich etwas. Es waren seitdem funfzehn Jahre vergangen, als man hörte, daß der Sohn des bösen Königs sich mit seiner Truthühnerhirtin verheirathen wollte, daß dieses kleine Geschöpf ihn aber nicht wollte. Es war sehr wunderbar, daß eine Truthühnerhirtin sich weigerte, Königin zu werden; aber die Hochzeitskleider waren schon fertig und die Hochzeit wurde so glänzend vorbereitet, daß man hundert Meilen weit dazu herbei kam. Die kleine Maus verfügte sich auch dahin, sie wollte das Truthühnermädchen nach Gefallen betrachten. Sie trat in den Hühnerhof und fand sie in grobe Leinewand gekleidet, barfuß und mit einem Strohwisch auf dem Kopf. Es waren da Kleider von Gold- und Silberstoff, Diamanten, Perlen, Bänder, Kanten, die auf der Erde herumlagen; die Truthühner liefen darauf herum, beschmutzten und verdarben sie. Die Truthühnerhirtin saß auf einem großen Stein, als der Sohn des bösen Königs, der krumm, einäugig und lahm war, mit rauher Stimme zu ihr sprach: „Wenn Du mir Dein Herz verweigerst, werde ich Dich tödten.“ Sie antwortete stolz: „Ich werde Euch nie heirathen, Ihr seid zu häßlich, Ihr gleicht Eurem grausamen Vater. Laßt mich in Ruhe mit meinen kleinen Pulen, ich habe sie lieber als alle Eure prahlerischen Kleidungsstücke.“

Die kleine Maus blickte sie mit Bewunderung an, denn sie war so schön wie die Sonne. Sobald der Sohn des bösen Königs fortgegangen war, nahm die Fee die Gestalt einer alten Hirtin an und redete sie an: „Guten Tag, mein Herzchen, Deine Truthühner sind in gutem Zustande.“ Das junge Mädchen sah die Alte mit sanften Blicken an und entgegnete: „Ich soll sie verlassen wegen einer häßlichen Krone — wozu rathet ihr mir?“ „Mein Töchterchen,“ sprach die Fee, „eine Krone ist schön; Du kennst weder ihren Werth noch ihr Gewicht.“ „O freilich kenne ich Alles,“ erwiderte schnell das Mädchen, „weil ich mich weigere sie zu tragen; zwar weiß ich nicht, wer ich bin, weder wo mein

Vater, noch wo meine Mutter ist, ich habe keine Verwandte und keine Freunde." „Du besitzest Schönheit und Tugend, mein Kind," sagte die weise Fee, „die mehr werth sind als zehn Königreiche; erzähle mir, ich bitte Dich, wie Du hieher gekommen bist, da Du weder Vater noch Mutter, weder Verwandte noch Freunde besitzest." „Durch eine Feee, Namens Kankaline, bin ich hieher gekommen. Sie schlug mich ohne Grund und Ursache, bis ich eines Tages entfloh und da ich nicht wußte wohin, blieb ich in einem Walde. Der Sohn des bösen Königs ging dort spazieren und fragte mich, ob ich auf seinem Hühnerhof dienen wollte. Ich willigte ein und sorgte für die Truthühner; er kam alle Augenblicke zu den Hühnern, wo er mich sah. Ach, ohne daß ich Lust hatte, fing er an mich so sehr zu lieben, so sehr, daß er mich nun immerfort quält!"

Bei diesem Bericht ahnte die Fee, daß die Truthühnerhirtin die Prinzessin Nettchen wäre und sagte zu ihr: „Meine Tochter, nenne mir Deinen Namen." „Ich heiße Nettchen, Euch zu dienen," sprach sie. Bei diesen Worten zweifelte die Fee nicht mehr an der Wahrheit, schlang die Arme um ihren Hals und wollte sie vor Liebe beinahe aufessen; dann sagte sie zu ihr: „Nettchen, ich kenne Dich seit langer Zeit, und bin sehr froh, daß Du weise und gesittet bist, aber ich wollte, Du wärst reinlicher, denn Du gleichst einer kleinen Küchenmagd. Nimm von den schönen Kleidern, die dort hängen, und kleide Dich damit."

Nettchen, die sehr gehorsam war, nahm sogleich das schmutzige Tuch ab, welches sie um den Kopf hatte, schüttelte ihn ein wenig und war plötzlich ganz mit ihrem Haar bedeckt, das, blond und fein wie Goldfäden, in Locken bis zur Erde niederfiel. Dann schöpfte sie mit ihren zarten Händen Wasser aus einem Brunnen, der in der Nähe des Hühnerhofes floß und wusch sich das Gesicht, das eben so rein wie eine echte Perle wurde. Es schienen Rosen auf ihren Wangen und ihrem Munde aufgeblüht zu sein; ihr süßer Athem duftete wie Thymian und Quendel, ihr Leib war gerader als eine Binse, im Winter hätte man ihre Haut für Schnee gehalten, im Sommer waren es Lilien.

Als sie mit den Diamanten und schönen Kleidern geschmückt war, betrachtete sie die Fee als ein Wunder und sagte zu ihr: „Wer glaubst du zu sein, mein liebes Nettchen? denn jetzt bist du sehr schön.“ Sie versetzte: „Wahrlich, es scheint, als ob ich die Tochter irgend eines großen Königs wäre.“ „Würdest du darüber froh sein?“ entgegnete die Fee. „Ja, gute Mutter,“ antwortete Nettchen, sich verbeugend, „darüber wäre ich sehr erfreut.“ „Nun,“ erwiderte die Fee, „daun sei zufrieden; ich werde dir morgen mehr darüber sagen.“

Sie begab sich schnell in ihr schönes Schloß, wo die Königin beschäftigt war, Seide zu spinnen. Die kleine Maus rief ihr zu: „Wollet ihr euren Rocken und eure Spindel verwetten, Frau Königin, daß ich euch die besten Neuigkeiten bringe, die ihr jemals hören könnt?“ „Ach,“ erwiderte die Königin, „seit dem Tode des Königs Fröhlich und dem Verluste meines Nettchen gäbe ich gern alle Neuigkeiten der Welt für eine Stecknadel.“ „O, grämt euch nicht,“ entgegnete die Fee, „die Prinzessin befindet sich vortrefflich, ich habe sie so eben gesehen; sie ist so schön, so schön, daß es nur bei ihr steht, ob sie Königin werden will.“ Dann erzählte sie ihr Alles von Anfang bis zu Ende. Die Königin weinte vor Freude, daß ihre Tochter so schön, und vor Traurigkeit, daß sie nur ein Truthühnermädchen war. „Als wir noch große Könige in unserm Reiche waren,“ sprach sie, „und so viel Glanz entfalteten, der verstorbene König und ich, hätten wir nicht geglaubt, einst unser Kind als Truthühnermädchen zu sehen!“ „Die grausame Kankaline ist es,“ fügte die Fee hinzu, „welche sie mir zum Verdruß in diesen Zustand versetzt hat, da sie weiß, wie sehr ich euch liebe; aber sie soll ihn verlassen, oder ich will meine ganze Macht verlieren. Sie darf den Sohn des bösen Königs nicht heirathen; wir wollen sie morgen holen und hierherbringen.

Nun geschah es, daß der Sohn des Königs, der recht böse auf Nettchen war, sich unter einen Baum setzte, und sehr weinte, ja fast heulte. Sein Vater hörte es, sah aus dem Fenster und rief ihm zu: „Was hast du zu weinen? Wie du dich thöricht nimmst!“ Er antwortete: „Weil unser Hühnermädchen mich nicht

lieben will.“ „Was, sie will dich nicht lieben!“ entgegnete der böse König; „sie muß dich lieben oder sterben.“ Sogleich rief er seine Soldaten und sprach zu ihnen: „Holet sie, ich will ihr soviel Böses thun, daß sie ihren Eigensinn bereuen soll.“ Sie gingen auf den Hühnerhof und fanden Nettchen in einem schönen weißen Atlaskleide, ganz mit Gold und rothen Edelsteinen gestickt und mit tausend Ellen Band geziert. Niemals hatten sie ein schöneres Mädchen gesehen und wagten nicht, mit ihr zu sprechen, da sie sie für eine Prinzessin hielten. Sehr höflich fragte sie, was sie wünschten. „Schöne Dame,“ sprachen sie, „wir suchen eine kleine Unglückliche, Namens Nettchen.“ „Ach, das bin ich,“ erwiderte sie, „was wollt ihr von mir?“ Da nahmen sie sie schnell, banden ihr Hände und Füße mit starken Stricken, aus Furcht, sie möchte entfliehen, und führten sie so vor den bösen König, der sich bei seinem Sohn befand. Als er sie so schön sah, war er doch etwas bewegt; ohne Zweifel würde er Mitleid mit ihr gehabt haben, wenn er nicht der grausamste und böseste König von der Welt gewesen wäre. Er redete sie an: „Aha, kleine Spitzbübin, du also willst meinen Sohn nicht lieben? Er ist hundertmal schöner als du, und ein einziger Blick von ihm ist mehr werth als Du ganz und gar. Jetzt liebe ihn auf der Stelle oder ich lasse Dir die Haut abziehen.“ Die Prinzessin, zitternd wie ein Täubchen, warf sich vor ihm auf die Knie und sprach: „Majestät, ich flehe Sie an, mir nicht die Haut abzuziehen, das thut zu weh; laßt mich zwei oder drei Tage überlegen, was ich thun soll, und dann könnt ihr thun, was ihr wollt.“ Sein verzweifelter Sohn wollte aber nichts davon wissen, und so beschlossen sie beide, die Unglückliche in einen Thurm zu werfen, wohin die Sonne nicht scheine.

Ueber ihnen aber kamen die Fee und die Königin in ihrem Wolkenwagen herbei und hörten Alles, was gesprochen wurde. Die Königin weinte bitterlich und sagte, sie wäre jedenfalls unglücklich, doch wollte sie lieber ihre Tochter todt als mit dem Sohne des bösen Königs verheirathet sehen. Die Fee tröstete sie: „Faßt Muth, ich will die Barbaren so quälen, daß ihr zufrieden und gerächt sein sollt.“ Als der böse König zu Bett ging, verwandelte sich die Fee in ein Mäuschen und verkroch sich unter das

Kopfkissen des Bettes; sobald er schlafen wollte, biß sie ihn in's Ohr. Da war er sehr ärgerlich und wendete sich auf die andere Seite. Sie biß ihn in's andere Ohr; er schrie „Mörder!" und rief nach Hilfe. Seine Leute liefen herbei und fanden seine beiden Ohren zerbissen und so stark blutend, daß man das Blut nicht stillen konnte. Während man überall die Maus suchte, machte sie es eben so mit dem Sohne des Königs. Auch er ließ seine Leute kommen und zeigte seine Ohren, die ganz zerfressen waren; man legte Pflaster darauf. Die kleine Maus kehrte in das Zimmer des bösen Königs zurück, der wieder ein wenig eingeschlummert war, biß ihm in die Nase und nagte daran. Er griff mit der Hand darnach, doch sie biß und kratzte noch mehr. Da schrie er: „Barmherzigkeit, ich bin verloren!" Nun kroch sie in seinen Mund und knabberte an seiner Zunge, seinen Lippen und Wangen. Alle Leute kamen herein und fanden ihn in einem schrecklichen Zustande; er konnte fast nicht mehr sprechen, so weh that ihm die Zunge, und machte nur ein Zeichen, daß es eine Maus gethan hätte. Man suchte im Strohsack, in den Kopfkissen, in allen Winkeln, aber sie war nicht mehr zu finden, denn sie lief wieder zu seinem Sohne und fraß ihm sein einziges gutes Auge aus, da er schon einäugig war. Wüthend stand er auf und griff nach dem Schwerte; er war nun ganz blind. Dann lief er in das Zimmer seines Vaters, der auch sein Schwert zur Hand genommen hatte, tobte und schwur, Alles zu tödten, wenn man die Maus nicht finge.

Als er seinen Sohn außer sich sah, schalt er ihn, doch Dieser war so wüthend, daß er die Stimme seines Vaters nicht erkannte und sich auf ihn warf. Der böse König gab ihm im Zorn einen Degenstoß und bekam auch einen; sie fielen beide auf die Erde, wie Stiere blutend. Alle ihre Unterthanen, welche sie tödtlich haßten und ihnen nur aus Furcht dienten, fürchteten sie nun nicht mehr, banden ihnen Stricke an die Füße und schleiften sie in den Fluß, indem sie äußerten, sie wären glücklich, sie endlich los zu werden.

Da war denn der böse König todt und sein Sohn auch. Die gute Fee, die dies wußte, holte die Königin; beide gingen an

den schwarzen Thurm, wo Nettchen hinter vierzig Schlössern saß. Die Fee klopfte dreimal mit einem Haselstäbchen an die große Thür, die sich öffnete; ebenso machte sie es mit den anderen. Sie fanden die arme Prinzessin so traurig, daß sie kein Wort sprechen konnte. Die Königin warf sich an ihren Hals. „Meine liebe Kleine," sagte sie, „ich bin deine Mama, die Königin Fröhlich." Dann erzählte sie ihr ihre Lebensgeschichte. Ach lieber Gott! als Nettchen so schöne Nachrichten hörte, wäre sie beinahe vor Lust gestorben; sie warf sich zu den Füßen der Königin und umarmte ihre Knie, sie benetzte ihre Hände mit Thränen und küßte sie tausendmal. Zärtlich liebkoste sie die Fee, die ihr Körbe voll werthvoller Kleinodien, Gold und Diamanten gebracht hatte, und Armbänder, Perlen, so wie das Bild des Königs Fröhlich, das mit Edelsteinen besetzt war, vor sie hin legte. Darauf sprach die Fee: „Wir dürfen keine Zeit verlieren und müssen einen Staatsstreich wagen; gehen wir in den großen Saal, um das Volk anzureden." —

Mit ernstem Antlitz ging sie voran und trug ein Kleid mit einer Schleppe von mehr als zehn Ellen; die Königin ein anderes von blauem, gold gesticktem Sammet, das noch eine längere Schleppe hatte. Sie hatten alle ihre schönen Kleider mitgebracht. Auf ihrem Kopf prangten Kronen, die leuchteten wie die Sonne. Prinzessin Nettchen folgte ihnen in ihrer Schönheit und Bescheidenheit, welche außerordentlich waren. Allen, die sie unterwegs antrafen, machten sie eine Verbeugung, den Geringen wie den Vornehmen. Man folgte ihnen eifrig, um zu erfahren, wer die schönen Damen wären. Als der Saal ganz gefüllt war, verkündete die gute Fee den Unterthanen des bösen Königs, daß sie ihnen die Tochter des Königs Fröhlich zur Königin geben wollte, die sie hier vor sich sähen; daß sie unter deren Regierung glücklich leben würden; daß sie einen eben so vollkommenen Gemahl für sie wählen würde, der immer fröhlich sein und die Schwermuth aus allen Herzen vertreiben würde. Bei diesen Worten rief Alles: „Ja, ja, wir sind es zufrieden; wir sind zu lange traurig und elend gewesen." Zu gleicher Zeit spielten hundert Instrumente, man reichte sich die Hände, sang und tanzte um die

Königin, um ihre Tochter und die gute Fee: „Ja, ja, wir willigen ein.“

Auf solche Art wurden sie empfangen, und nie ist eine Freude so groß gewesen. Tische wurden gedeckt, man aß, trank und legte sich nieder zum Schlafen. Beim Erwachen der jungen Prinzessin stellte ihr die Fee den schönsten Prinzen vor, der jemals das Licht der Welt erblickt hatte. Sie hatte ihn in ihrem Wolkenwagen vom andern Ende der Welt geholt; er war eben so liebenswürdig als Nettchen. Sobald sie ihn sah, liebte sie ihn; er, seinerseits, war von ihr entzückt, und die Königin war außer sich vor Freude. Man bereitete ein herrliches Mahl, bestellte prächtige Kleider, und feierte die Hochzeit mit großen Lustbarkeiten.

Moral.

Die Königin in tiefem Schmerz
In ihrem Kerker sitzt,
Jedoch ihr gutes, frommes Herz
Ihr kleines Mäuschen schützt;
Dafür ward ihr ein großes Heil
In ihrem Kinde auch zu Theil!
Die Maus war eine kluge Fee,
Sie wandte von ihr alles Weh,
Sie stand ihr bei zu jeder Zeit
Und schuf ihr Glück und Seligkeit.

Das Schäfchen.

In den glücklichen Zeiten, wo es Feen gab, regierte ein König, welcher drei Töchter hatte. Sie waren jung, schön, auch tugendhaft, aber die jüngste war die liebenswürdigste und am meisten geliebt und wurde Wunderschön genannt. Der König, ihr Vater, schenkte ihr mehr Kleider und Bänder in einem Monat als seinen andern Töchtern in einem ganzen Jahre; doch sie besaß ein gutes Herz, und theilte alles mit ihren Schwestern, so daß große Einigkeit unter ihnen herrschte.

Der König hatte böse Nachbarn, die ihn nicht in Frieden ließen, Krieg mit ihm anfingen, und ihn zur Vertheidigung nöthigten. Er sammelte ein großes Heer und zog in's Feld. Die drei Prinzessinnen blieben mit ihrem Hofmeister in einem Schlosse zurück, wo sie immer gute Nachrichten vom Könige bekamen. Bald hatte er eine Stadt erobert, dann eine Schlacht gewonnen; kurz, er besiegte seine Feinde und jagte sie aus seinem Reiche. Darauf kehrte er schnell in sein Schloß zurück, um seine kleine Wunderschön wieder zu sehen, die er so sehr liebte. Die drei Prinzessinnen hatten sich Atlaskleider machen lassen, die eine ein grünes, die andere ein blaues, die dritte ein weißes. Ihr Schmuck paßte zu den Kleidern; die grüne trug Smaragden, die blaue Türkisen und die weiße Diamanten. So geschmückt gingen sie ihrem Vater entgegen und sangen folgende Verse, die sie auf seine Siege verfertigt hatten:

„Ach welch köstliches Vergnügen,
„Nach so vielen schönen Siegen,
„Unsern Vater wiedersehn;
„Unter Lust und unter Scherzen,
„Und mit kindlich frohem Herzen
„Zärtlich ihm entgegen gehn!"

Als er sie so schön und vergnügt sah, umarmte er sie zärtlich und zwar Wunderschön inniger als die anderen.

Es wurde eine prächtige Mahlzeit aufgetragen; der König und seine drei Töchter setzten sich zu Tische, und da ihm nichts unwichtig schien, sprach er zu der ältesten: „Höre, sage mir, warum hast du ein grünes Kleid gewählt?“ „Gnädiger Herr,“ antwortete sie, „als ich eure Kriegsthaten sah, glaubte ich, das Grün drücke meine Freude und meine Hoffnung auf eure Rückkehr am besten aus.“ „Das ist sehr gut,“ rief der König. „Und du, meine Tochter,“ fuhr er fort, „warum hast du ein blaues Kleid gewählt?“ „Gnädiger Herr,“ erwiderte die Prinzessin, „um zu bezeichnen, daß ich immer Gott für euch anflehen muß, und daß, wenn ich euch sehe, ich immer den Himmel und die schönsten Gestirne zu sehen glaube.“ Der König entgegnete: „Du sprichst wie ein Orakel.“ „Und du, Wunderschön, aus welchem Grunde hast du dich weiß gekleidet?“ „Gnädiger Herr,“ entgegnete sie, „weil es mir besser steht als die andern Farben.“ „Wie,“ sprach der König sehr böse, „kleine Eitle, du hattest nur diese Absicht?“ „Ich hatte die Absicht, euch zu gefallen, es scheint mir, als ob ich keine andere haben soll.“ Der König liebte sie so, daß er alles in der Ordnung fand und meinte, der kleine Einfall gefiele ihm und es spreche sich viel Verstand darin aus. „Wißt ihr“ versetzte er, „ich habe viel gegessen und will noch nicht zu Bett gehen; erzählt mir die Träume, die ihr in der Nacht vor meiner Rückkehr gehabt habt.“

Die Aelteste begann, ihr habe geträumt, er bringe ihr ein Kleid mit, das von Gold und Edelsteinen heller als die Sonne glänze; die zweite, ihr habe geträumt, er bringe ihr ein Kleid und eine goldne Spindel, um Hemden für ihn zu spinnen. Die Jüngste äußerte, ihr habe geträumt, er verheirathe ihre zweite Schwester und hielte an ihrem Hochzeittage ein goldnes Becken in der Hand, wobei er zu ihr gesprochen: „Komm, Wunderschön, ich will es dir zum waschen halten.“

Der König, aufgebracht über diesen Traum, runzelte die Stirn und machte das grimmigste Gesicht von der Welt. Jeder sah, daß er böse war. Dann ging er in sein Zimmer und legte sich schnell zu Bett; der Traum seiner Tochter kam ihm immer wieder in den Sinn. „Diese kleine Uebermüthige,“ sprach er,

„wollte mich zu ihrem Diener erniedrigen. Ich wundre mich nicht, daß sie das weiße Atlaskleid wählte, ohne an mich zu denken; sie hält mich ihrer Aufmerksamkeit unwerth. Aber ich kann ihrem Plane zuvorkommen, ehe sie ihn ausführt.“ Ganz wüthend stand er auf, und obgleich es noch nicht Tag war, ließ er den Hauptmann seiner Wache holen und sagte zu ihm: „Ihr habt den Traum vernommen, den Wunderschön gehabt hat; er bedeutet sonderbare Dinge gegen mich. Ich befehle, daß ihr sie sogleich ergreift, in den Wald führt, und sie erwürgt; dann bringt ihr mir ihr Herz und ihre Zunge, denn ich will nicht betrogen sein, ich würde euch sonst grausam ermorden lassen.“ Der Hauptmann, sehr erstaunt über einen so barbarischen Befehl, wagte nicht dem Könige zu widersprechen, aus Furcht, ihn noch mehr zu reizen, und um den Auftrag nicht einem Anderen geben zu sehen. Er versprach, die Prinzessin wegzuführen, sie zu erwürgen und ihm ihr Herz und ihre Zunge zu bringen.

Darauf ging er sogleich in ihr Zimmer. Man öffnete ihm nur mit vieler Mühe, denn es war noch sehr früh. Er zeigte Wunderschön an, daß der König sie zu sprechen wünsche; sie stand schnell auf. Eine kleine Negerin, Namens Patipata trug ihre Schleppe; ihr Affe und ihr Hündchen, die ihr immer folgten, liefen ihr nach. Ihr Affe hieß Zankmann und ihr Hündchen Tamtam.

Der Hauptmann nöthigte Wunderschön, herabzugehen und sagte ihr, der König sei im Garten, um frische Luft zu schöpfen; sie trat hinein. Er that, als ob er ihn suche, und da er ihn nicht fand, sprach er: „Ohne Zweifel ist der König in den Wald gegangen.“ Dann öffnete er eine kleine Thür, und führte sie in den Wald. Der Tag graute schon, die Prinzessin sah ihren Führer an, er hatte Thränen in den Augen und war so traurig, daß er nicht sprechen konnte. „Was fehlt euch,“ fragte sie mit sanfter Stimme, „ihr scheint mir sehr betrübt.“ „Ach, Prinzessin,“ antwortete er, „wer sollte es nicht sein bei einem so schrecklichen Befehle! Der König befiehlt mir, euch hier zu ermorden und ihm euer Herz und eure Zunge zu bringen; und wenn ich es nicht thue, muß ich sterben.“ Die arme, erschrockne Prinzessin

wurde todtenbleich. Sie heftete ihre schönen Augen auf den Hauptmann, sah ihn ohne Zorn an und sprach: „Habt ihr wol den Muth, mich zu tödten, mich, die ich euch nie etwas zu Leide gethan und immer nur Gutes von euch zum Könige gesprochen habe? Wenn ich den Haß meines Vaters verdient hätte, würde ich ohne Murren die Folgen erleiden. Aber ach, ich habe ihm immer so viel Achtung und Liebe bezeigt, daß er sich nicht ohne Ungerechtigkeit über mich beklagen kann.“ „Fürchtet nicht, schöne Prinzessin,“ versetzte der Hauptmann, „daß ich fähig wäre, meine Hand zu einer so grausamen That zu bieten, ich würde eher den Tod wählen, womit er mir droht. Aber wenn ich sterbe, seid ihr doch nicht in Sicherheit; wir müssen ein Mittel finden, den König zu überzeugen, daß ihr todt seid.“

„Welches Mittel könnte das sein?“ fragte Wunderschön, „denn ihr sollt ihm meine Zunge und mein Herz bringen, sonst wird er euch nicht glauben!“ Patipata, die Alles gehört hatte und welche weder von der Prinzessin noch vom Hauptmann bemerkt worden, so traurig waren sie, näherte sich muthig und warf sich zu Wunderschön's Füßen. „Prinzessin,“ sagte sie zu ihr, „ich biete euch mein Leben, ihr müßt mich tödten, ich würde sehr glücklich sein, für eine so gute Herrin zu sterben.“ „Ach nein, meine liebe Patipata,“ entgegnete die Prinzessin, indem sie sie für diesen Liebesbeweis küßte, „dein Leben ist mir eben so werth als mein eigenes.“ Zankmann kam herbei und sprach: „Ihr habt Recht, Prinzessin, eine so treue Dienerin wie Patipata zu lieben, sie kann euch nützlicher sein als ich; ich biete euch mit Freuden meine Zunge und mein Herz an, da ich mich im Reiche der Affen unsterblich machen will.“ „Ach, mein kleiner Zankmann,“ erwiderte Wunderschön, „ich kann den Gedanken nicht ertragen, dir das Leben zu nehmen.“ „Es wäre unerträglich für mich,“ rief Tamtam, „wenn ein anderer als ich sein Leben für meine Herrin gäbe, da ich ein so guter Hund bin; ich und kein anderer muß sterben.“ Darüber erhob sich ein großer Streit zwischen Patipata, Zankmann und Tamtam. Endlich kletterte Zankmann, der lebhafter war als die andern, auf einen Baum, stürzte sich kopfüber hinab und tödtete sich so. Die Prinzessin,

so traurig sie auch war, willigte ein, weil der Affe doch todt war, daß der Hauptmann seine Zunge nähme; aber diese war so klein, daß sie mit großem Schmerz daran dachten, wie der König sich dadurch nicht täuschen lassen würde.

„Ach, mein lieber Affe,“ nahm die Prinzessin das Wort, „du bist todt, ohne daß dein Tod mein Leben sichert.“ „Diese Ehre ist mein,“ unterbrach sie die Negerin. Gleichzeitig nahm sie das Messer, dessen man sich bei Zankmann bedient hatte und stieß es sich in die Gurgel. Der Hauptmann wollte ihre Zunge nehmen, sie war aber so schwarz, daß er den König damit nicht täuschen konnte. „Bin ich nicht recht unglücklich,“ rief die Prinzessin unter Schluchzen; „ich verliere Alles, was ich liebe, ohne daß dadurch mein Unglück endigt!“ „Wenn ihr auf meinen Vorschlag eingegangen wäret,“ sagte Tamtam, „so hättet ihr nur mich bedauert und ich hätte den Vortheil gehabt, allein bedauert zu werden.“

Wunderschön küßte ihren kleinen Hund und weinte dabei so lange, bis sie nicht mehr konnte; dann entfernte sie sich eilig, und als sie zurückkehrte, fand sie ihren Begleiter nicht mehr. Rund umher lagen die todten Körper ihrer Negerin, ihres Affen und ihres Hündchens. Ehe sie fort ging, legte sie alle drei erst in eine Grube, welche sie zufällig am Fuße eines Baumes fand, dann schrieb sie folgende Worte auf den Baum:

„Hier ruhen drei, die für mein Leben
„Das ihre muthig hingegeben;
„Und für die mir bewies'ne Treue
„Ich ihnen diese Inschrift weihe.“

Zuletzt dachte sie an ihre Sicherheit, und da es in diesem Walde keine für sie gab, da er so nahe an dem Schlosse ihres Vaters lag, daß die ersten Vorübergehenden sie sehen und erkennen, oder die Löwen und Wölfe sie wie ein Hühnchen verspeisen konnten, so machte sie sich auf den Weg. Aber der Wald war so groß und die Sonne brannte so sehr, daß sie vor Hitze, Furcht und Ermattung beinahe umkam. Sie sah sich nach allen Seiten um, ohne das Ende des Waldes zu erspähen. Alles erschreckte sie;

immer glaubte sie, der König liefe ihr nach, um sie zu tödten. Es ist unmöglich, alle ihre Klagen zu wiederholen.

Auf unbekanntem Wege ging sie fort; die Gebüsche zerrissen ihr schönes Kleid und ritzten ihre weiße Haut. Endlich hörte sie ein Schäfchen blöken. „Ohne Zweifel," sagte sie, „sind Schäfer mit ihren Heerden in der Nähe; sie können mich in irgend ein Dorf führen, wo ich mich als Bauermädchen verbergen kann." „Ach," fuhr sie fort, „die Herrscher und Fürsten sind doch nicht immer glücklich. Wer im ganzen Reiche würde glauben, daß ich fliehen muß, weil mein Vater ohne Grund und Ursache meinen Tod wünscht, und daß ich mich verkleiden muß, um ihm zu entgehen!"

Bei diesen Betrachtungen näherte sie sich dem Orte, wo sie blöken hörte; aber, wie groß war ihre Ueberraschung, als sie an einen ziemlich geräumigen, von Bäumen umgebenen Ort kam und ein großes Schaf fand, das weißer als Schnee war. Seine Hörner waren vergoldet, ein Blumenkranz schmückte seinen Hals, und an den Füßen hingen Perlen von außerordentlicher Größe. Es war umschlungen von mehren Diamantenketten und lag auf Orangenblüthen; ein goldnes Zelt schützte es vor der Sonne. Etwa hundert geschmückte Schafe umgaben es, die nicht weideten, sondern zum Theil Kaffee, Eis und Limonade genossen, theils sich mit Karten und andern Spielen unterhielten.

Wunderschön blieb unbeweglich vor Erstaunen; sie suchte den Schäfer einer so außerordentlichen Heerde zu erspähen, als der schönste Hammel ihr springend und tanzend entgegen kam. „Nähert euch, göttliche Prinzessin," redete er sie an, „fürchtet nicht so sanfte und friedliche Thiere als wir sind." „Welches Wunder! sprechende Schafe!" „Ach Prinzessin," erwiderte er, „euer Affe und euer Hund sprachen so hübsch, waret ihr darüber weniger erstaunt?" „Eine Fee," antwortete Wunderschön, „hatte ihnen die Gabe der Sprache verliehen." „Vielleicht ist mit uns das Nämliche geschehen," versetzte der Hammel lächelnd. „Aber, Prinzessin, was führt euch hieher?" „Vielerlei Unglück, Herr Schöps, ich bin die unglücklichste Prinzessin von der Welt; ich suche eine Zuflucht gegen den Grimm meines Vaters." „Kommt, Prinzessin," ent-

gegnete der Schöps, „ich biete euch eine Zuflucht an, die Niemandem bekannt ist und wo ihr unumschränkte Gebieterin sein sollt.“ „Ich kann euch unmöglich folgen,“ entgegnete Wunderschön, „denn ich bin sterbensmüde.“

Das Schaf mit den goldnen Hörnern befahl, seinen Wagen zu holen. Einen Augenblick nachher kam ein Kürbis, mit sechs Ziegen bespannt, herbei, so außerordentlich groß, daß zwei Personen bequem Platz darin fanden. Der Kürbis war trocken, in ihm lagen überall sammetne Flaumfederkissen. Die Prinzessin setzte sich darauf, indem sie sich über eine so merkwürdige Kutsche sehr verwunderte. Das große Schaf nahm neben ihr in dem Kürbis Platz, und die Ziegen liefen wie der Wind bis zu einer Höhle, deren Eingang mit einem großen Stein verschlossen war. Der vergoldete Schöps berührte ihn, sogleich fiel er herunter. Dann sprach er zur Prinzessin, sie möge ohne Furcht eintreten. Sie hielt die Höhle für schrecklich, und wenn sie weniger unruhig gewesen wäre, würde sie nichts vermocht haben, hinein zu treten; aber in ihrer Lage hätte sie sich in einen Brunnen gestürzt.

Also zögerte sie nicht, dem Schafe zu folgen, das vor ihr herging und so tief mit ihr hinabstieg, daß sie wenigstens bis zur Mitte der Erde zu kommen glaubte und manchmal fürchtete, es würde sie in's Todtenreich führen. Plötzlich entdeckte sie eine weite, mit tausend verschiedenen Blumen bedeckte Wiese, deren Wohlgeruch Alles übertraf, was sie jemals erlebt hatte; ein großer Fluß von Orangenwasser floß um sie her, Springbrunnen von verschiedenen Sorten Wein bildeten Wasserfälle und kleine reizende Bäche. Die Wiese war mit fremdartigen Bäumen bedeckt, ganze Gewinde gespickter und gebratener Rebhühner hingen an den Zweigen, in andern Baumgängen waren Wachteln und junge Kaninchen, Puten, Hühner und Fasanen, und an einigen Orten, wo die Luft dunkler schien, regnete es Krebssuppen, Gänselebern, Ragouts von Kalbsmilch, Würste, Torten, Pasteten, Konfekt, Goldstücke, Thaler, Perlen und Diamanten. Dieser seltene und nützliche Regen hätte die vornehme Welt herbeigezogen, wenn der große Schöps etwas geselliger gewesen wäre; aber alle Geschichtsschreiber, die von ihm

erzählen, versichern, daß er ernsthafter war als ein römischer Senator.

Da es gerade die schönste Jahreszeit war, wo Wunderschön an diesem prächtigen Orte ankam, sah sie keinen andern Pallast als eine lange Reihe von Orangenbäumen, Jasmin, Geißblatt und Rosen, deren in einander verschlungene Zweige Säle, Stuben und Kammern bildeten, die mit Gold und Silbergaze, großen Spiegeln, Kronleuchtern und bewunderungswürdigen Gemälden geschmückt waren.

Der große Schöps erklärte der Prinzessin, daß sie Herrin an diesem Orte sei, daß er seit mehren Jahren Ursache zum Kummer habe, aber daß es nur auf sie ankäme, ihn seine Leiden vergessen zu lassen. „Dein Benehmen, lieber Schöps," erwiderte sie, „hat etwas so Edles, und Alles, was ich hier sehe, scheint mir so sonderbar, daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie eine Menge Nymphen von außerordentlicher Schönheit erscheinen sah, die ihr Früchte in Bernsteinkörbchen reichten; aber wenn sie sich ihnen nähern wollte, so entfernten sie sich unwillkührlich. Sie streckte ihren Arm aus, um sie zu berühren, doch fühlte sie nichts und sah nun, daß es Lufterscheinnngen waren. „Ach, was ist das?" rief sie, „wo bin ich?" Sie fing an zu weinen und der König Schöps (so nannte man ihn), der sie einige Augenblicke verlassen hatte, war so außer sich, als er zurückkam und ihre Thränen fließen sah, daß er zu ihren Füßen sterben wollte.

„Was fehlt euch, schöne Prinzessin?" fragte er sie. „Hat man es hier an der Achtung fehlen lassen, welche euch zukommt?" „Nein," antwortete sie, „ich habe keine Klage, ich gestehe euch aber, daß ich nicht daran gewöhnt bin, mit Gespenstern und Schafen zu leben, welche sprechen; ich fürchte mich hier, und so dankbar ich euch auch bin, daß ihr mich hergebracht habt, so würde ich euch noch mehr Dank wissen, wenn ihr mich wieder zur Oberwelt zurückbringen wolltet."

„Erschreckt nicht," erwiderte Schöps, „hört mich ruhig an; ihr sollt meine bedauernswürdige Lebensgeschichte erfahren."

„Ich bin auf dem Thron geboren; eine lange Reihe von Königen, die meine Anherrn sind, haben mir den Besitz des schönsten Reiches der Welt gesichert. Meine Unterthanen liebten mich, von meinen Nachbarn war ich gefürchtet, beneidet und mit einigem Recht geachtet; man sagte, daß niemals ein König des Thrones würdiger gewesen als ich, ich war denen nicht gleichgültig, die mich kannten. Ich liebte die Jagd. Einst hatte ich mich von der Lust hinreißen lassen, einen Hirsch zu verfolgen, der mich in kurzer Zeit von meinem Gefolge trennte. Plötzlich sah ich ihn in einen Teich stürzen; ich trieb mein Pferd mit eben so viel Unvorsichtigkeit als Verwegenheit hinein; aber als ich vorwärts drang, fühlte ich statt des frischen Wassers eine außerordentliche Wärme, der Teich vertrocknete, und durch eine Oeffnung, aus der ein furchtbares Feuer drang, fiel ich in einen Abgrund, wo man nur Flammen sah."

„Schon hielt ich mich für verloren, als ich eine Stimme sagen hörte: „So viel Feuer ist nöthig, Undankbarer, um dein Herz zu erwärmen." „Und wer beklagt sich über meine Kälte? fragte ich." „Eine Unglückliche, die dich ohne Hoffnung anbetet." Gleichzeitig erlosch das Feuer; ich erblickte eine Fee, die ich schon seit meiner zartesten Jugend kannte und deren Alter und Häßlichkeit mich immer erschreckt hatten. Sie stützte sich auf eine junge Sclavin von unvergleichlicher Schönheit, welche zum Zeichen ihres Standes goldene Ketten trug. „Welches Wunder geschieht hier, Ragutta," (dies war der Name der Fee) fragte ich sie; „ist das euer Befehl?" „Nun, auf wessen Befehl sonst?" erwiderte sie. „Hast du nicht meine Gefühle gekannt? Muß ich die Schande haben, mich zu erklären? Haben meine Augen, die sonst so siegreich sind, alle Macht verloren? Siehe, wie ich mich erniedrige; ich gestehe dir meine Schwäche, denn ob du auch ein großer König bist, gegen eine Fee wie ich bist du nur eine Ameise."

„Ich bin Alles, was du willst," sprach ich darauf; „aber was foderst du denn von mir? Verlangst du meine Krone, meine Städte, meine Schätze?" „Ach, Unglücklicher!" entgegnete sie, „meine Küchenjungen sind mächtiger als du, wenn ich es will; ich fodere dein Herz. Nun wol! liebe mich," fügte sie hinzu,

indem sie ihren Mund zusammenzog, um ihn hübscher zu machen, und rollte die Augen; „ich werde deine liebe Ragutta sein und deinem Reiche noch zwanzig andere Reiche hinzufügen, nebst hundert Thürmen voll Gold, fünfhundert voll Silber, mit einem Worte Alles, was du willst.“

„Frau Ragutta,“ nahm ich das Wort, „in einem solchen Loche, wo man beinahe gebraten wird, will ich einer Dame von eurem Verdienste keine Erklärung machen; bei allen Reizen, die euch liebenswürdig machen, flehe ich euch an, mich vorerst in Freiheit zu setzen, und dann werden wir sehen, was ich zu eurer Befriedigung thun kann.“ „Ach, Verräther,“ rief sie, „wenn du mich liebtest, würdest du nicht den Weg in dein Reich suchen; in einer Grotte, in einer Fuchshalle, im Walde, in der Wüste wärst du glücklich. Glaube nicht, daß ich so unerfahren bin; du denkst zu entkommen, aber du mußt hier bleiben. Das erste, was du zu thun hast, ist, meine Schafe hüten; sie haben Verstand und sprechen mindestens eben so gut wie du.“

Gleichzeitig näherte sie sich der Wiese, wo wir sind und zeigte mir ihre Heerde. Ich sah sie nicht viel an, die schöne Sclavin, die bei ihr war, schien mir wunderreizend; meine Augen verriethen mich. Die grausame Fee bemerkte es, warf sich auf sie und bohrte ihr eine große Nadel so tief in's Auge, daß das anbetungswürdige Wesen auf der Stelle das Leben verlor. Bei diesem schrecklichen Anblick warf ich mich auf Ragutta, und mit dem Schwerte in der Hand würde ich sie der theueren Todten geopfert haben, wenn mich ihre Macht nicht bewegungslos gemacht hätte. Meine Anstrengung war unnütz, ich fiel auf die Erde und versuchte mich zu tödten, um mich aus einem solchen Zustande zu befreien, als sie mit spöttischem Lächeln zu mir sprach: „Ich will dich meine Macht kennen lehren, du bist jetzt ein Löwe, du sollst von nun an ein Schöps sein.“

Darauf berührte sie mich mit ihrem Zauberstab und ich war verwandelt, wie ihr mich jetzt sehet; ich verlor weder den Gebrauch der Rede noch das schmerzliche Bewußtsein über meinen Zustand. „Fünf Jahre sollst du Schöps bleiben,“ sagte sie, „und unumschränkter Herr dieses schönen Ortes, während ich entfernt

von dir und wenn ich dein hübsches Antlitz nicht sehe, nur an den Haß denken werde, den ich dir schuldig bin."

„Sie verschwand; und wenn etwas mein Unglück lindern konnte, so war es ihre Abwesenheit. Die sprechenden Schaafe hier erkannten mich als ihren König an; sie erzählten mir, daß sie Unglückliche wären, die aus verschiedenen Gründen der rachsüchtigen Fee mißfallen hätten, daß sie aus ihnen ihre Heerde gebildet, und daß die Strafe nicht bei allen gleich lang wäre." „Wirklich," fügte er hinzu, „von Zeit zu Zeit nahmen sie ihre erste Gestalt wieder an und verließen die Heerde; andre davon sind Ragutta's Feindinnen oder Nebenbuhlerinnen, welche sie auf hundert Jahre getödtet hat und die dann wieder in die Welt zurückkehren. Die junge Sclavin, von der ich euch erzählte, gehört zu dieser Zahl; ich habe sie mehre Mal gesehen, obgleich sie nicht sprach und ich bald erkannte, daß sie nur ein Schatten war. Aber da ich einen meiner Schöpse fortwährend bei dem kleinen Gespenste fand, habe ich gemerkt, daß es ihr Liebhaber ist, und daß die für zärtliche Eindrücke empfängliche Ragutta ihr denselben hatte entreißen wollen."

„Dieser Grund entfernte mich von der verstorbenen Sclavin und seit drei Jahren habe ich nur Sehnsucht mach meiner Freiheit gefühlt. Darum gehe ich auch manchmal in den Wald, wo ich euch gesehn, schöne Prinzessin," fuhr er fort, „wie ihr selbst einen Wagen mit überraschender Geschicklichkeit lenktet; bald auf der Jagd, wo ihr zu Pferde den flüchtigen Hirsch verfolgtet; dann auf der Wiese mit den Prinzessinnen eures Hofes, wo ihr beim Laufen den Preis gewonnen, wie einst Atalanta. Ach, Prinzessin, wenn ich in dieser Zeit, wo mein Herz euch seine geheimen Wünsche darbrachte, gewagt hätte, euch anzureden, was würde ich euch nicht alles gesagt haben? Aber wie würdet ihr die Erklärung eines unglücklichen Schöpses aufgenommen haben?"

Wunderschön war so verwirrt von Allem, was sie bis jetzt gehört hatte, daß sie nicht wußte, was sie antworten sollte. Sie erzeigte ihm indessen Höflichkeiten, die ihm einige Hoffnung ließen, und sagte ihm, sie fürchte sich jetzt weniger vor den Schatten, da sie einst doch wieder lebendig würden. „Ach," fuhr

sie fort, „wenn meine arme Patipata, mein lieber Zankmann und mein hübscher Tamtam, die zu meiner Rettung gestorben sind, dasselbe Schicksal hätten, würde es mir hier nicht mehr mißfallen.“

Ungeachtet des Unglücks, das dem König Schöps widerfahren, hatte er doch besondere Vorrechte. „Geh,“ sagte er zu seinem Groß-Stallmeister (dies war ein sehr wohlgestalteter Schöps) „hole die Negerin, den Affen und das Hündchen, ihre Schatten werden unsere Prinzessin ergötzen.“ Einen Augenblick nachher sah sie Wunderschön, und obgleich sie ihr nicht so nahe kamen, daß sie sie hätte berühren können, so war doch ihre Gegenwart ein unendlicher Trost für sie.

Der König Schöps besaß den Verstand und das Zartgefühl, welche angenehme Unterhaltungen bilden. Er liebte Wunderschön so leidenschaftlich, daß auch sie anfing, ihn zu beachten und später zu lieben. Ein hübscher, sanfter, schmeichelnder Schöps gefällt immer, besonders wenn man weiß, daß er ein König ist und seine Verwandlung zu Ende geht. So verlebte die Prinzessin ihre schönen Tage ruhig in Erwartung eines glücklicheren Schicksals. Der artige Schöps beschäftigte sich nur mit ihr und veranstaltete Feste, Concerte und Jagden.

Eines Abends, als die Eilboten ankamen, denn er ließ sich sorgfältig alle neuen Nachrichten bringen und kannte sie immer auf's Beste, benachrichtigte man ihn, daß die älteste Schwester der Prinzessin Wunderschön einen vornehmen Prinzen heirathen würde und daß die prächtigste Hochzeit vor der Thür wäre. „Ach,“ rief die junge Prinzessin, „wie unglücklich bin ich, daß ich alle diese schönen Sachen nicht sehen kann; ich bin unter der Erde mit Schöpsen und Schatten, während meine Schwester wie eine Königin geschmückt sein wird. Jeder wird ihr den Hof machen und ich allein kann an ihrer Freude nicht Theil nehmen!“ „Worüber beklagt ihr euch, Prinzessin,“ fragte der König der Schafe, „habe ich euch verweigert, zur Hochzeit zu gehen? Geht, wann ihr wollt, nur gebt mir euer Wort, zurückzukehren; wenn ihr nicht einwilligt, werde ich zu euern Füßen sterben, denn meine Liebe für euch ist zu heiß, als daß ich euch, ohne zu sterben, aufgeben

könnte.“ Wunderschön, gerührt, versprach dem Schöps, nichts in der Welt solle ihre Wiederkehr verhindern. Er sorgte für eine Begleitung, wie sie ihrem Range zukam; sie kleidete sich prächtig und vergaß nichts, was ihre Schönheit erhöhen konnte. Dann stieg sie in einen Wagen von Perlemutter, der von sechs Isabellen gezogen wurde, die erst kürzlich von dem Mittelpunkt der Erde angekommen waren, endlich gab er ihr eine große Anzahl schöner, reichgekleideter Diener mit, die er aus fernen Ländern hatte kommen lassen, um ihr Gefolge zu bilden.

Sie trat in den Pallast des Königs, ihres Vaters, wo gerade die Hochzeit gefeiert wurde. Alle waren durch den Glanz ihrer Schönheit und ihres Schmuckes überrascht; um sich hörte sie nur Lobsprüche. Der König betrachtete sie mit einer Aufmerksamkeit und einem Vergnügen, welche sie fürchten ließen, von ihm erkannt zu sein, aber er war von ihrem Tode so fest überzeugt, daß er nicht im geringsten daran zweifelte. Aus Furcht, aufgehalten zu werden, blieb sie nicht bis zum Ende der Trauung, sondern ging schnell fort und ließ ein Kästchen von Korallen, mit Smaragden besetzt, zurück, worauf mit Diamantschrift stand: Edelsteine für die Braut. Man öffnete es sogleich, und was fand man nicht Alles darin! Der König, der vor Verlangen brannte, zu erfahren, wer sie sei, gerieth in Verzweiflung, als er sie nicht mehr sah; er befahl strenge, alle Thüren hinter ihr zu schließen, wenn sie jemals wiederkäme und sie auf solche Weise zurückzuhalten.

So kurz auch Wunderschön's Abwesenheit gewesen war, dem Schöps war sie so lang wie hundert Jahre vorgekommen. Er erwartete sie an einer Quelle im dichten Walde, wohin er unermeßliche Reichthümer hatte bringen lassen, die er ihr aus Dankbarkeit für ihre Rückkehr darbot. Sobald er sie erblickte, lief er ihr entgegen, und sprang und hüpfte wie ein wirklicher Schöps. Dann umarmte er sie, legte sich zu ihren Füßen, küßte ihre Hände und erzählte ihr von seiner Unruhe und Ungeduld; seine Leidenschaft machte ihn so beredt, daß die Prinzessin ganz entzückt war.

Nach einiger Zeit verheirathete der König seine zweite Tochter. Wunderschön erfuhr es und bat den Schöps um Erlaubniß, dieses neue Fest, das sie so sehr anzog, wieder besuchen zu dürfen. Bei dieser Bitte fühlte er einen Schmerz, den er nicht bemeistern konnte. Ihm ahnte ein Unglück, aber da es nicht immer in unsrer Macht steht, ihm auszuweichen, überdies seine Gefälligkeit für die Prinzessin über Alles den Sieg davon trug, so hatte er nicht die Kraft, es ihr zu verweigern. „Ihr wollt mich verlassen, Prinzessin," sagte er, „mein böses Schicksal bereitet mir diesen Schmerz. Ich willige in Euren Wunsch, aber ich vermag Euch niemals ein größeres Opfer zu bringen." Sie versicherte ihm, daß sie eben so schnell wie das erste Mal zurückkommen würde, daß sie eben so betrübt wäre, sich von ihm entfernen zu müssen und beschwor ihn, sich nicht zu beunruhigen. Dann fuhr sie in derselben Kutsche, die sie schon einmal benutzt hatte, fort, und kam eben an, als die Trauung begann. Ungeachtet aller Aufmerksamkeit auf die Feierlichkeit erregte ihre Ankunft ein Freudengeschrei, welches die Augen aller Prinzen auf sie zog. Sie konnten nicht müde werden, sie zu bewundern und fanden sie so ungewöhnlich schön, daß sie sie nicht für ein sterbliches Wesen hielten.

Der König war entzückt, sie wieder zu sehen; er wandte die Augen nicht von ihr und befahl, alle Thüren zu schließen, um sie zurückzuhalten. Als die Trauung beinahe beendigt war, stand die Prinzessin schnell auf und wollte sich davon schleichen, aber sie war sehr erstaunt und betrübt, die Thüren verschlossen zu finden. Der König redete sie mit einer Achtung und Unterwürfigkeit an, welche sie beruhigte. Er bat sie, ihnen nicht so schnell das Vergnügen ihrer Gegenwart zu rauben und bei dem Feste zu bleiben, das er den Prinzen und Prinzessinnen geben würde. Dann führte er sie in einen prächtigen Saal, wo sich der ganze Hof befand, und nahm selbst ein goldenes Becken und einen Wasserkrug, um ihre schönen Hände damit zu waschen. In diesem Augenblick konnte sie ihr Entzücken nicht bemeistern, sie warf sich zu seinen Füßen, umarmte seine Knie und sprach: „Da ist mein Traum erfüllt, Ihr habt mir am Hochzeittage meiner Schwe-

ster Wasser gebracht, ohne daß etwas Uebles daraus entstanden wäre."

Der König erkannte sie um so schneller, als er oft gefunden hatte, daß sie Wunderschön vollkommen gleiche. „Ach, meine liebe Tochter," sagte er, indem er sie unter Thränen umarmte, „kannst Du meine Grausamkeit vergessen? Ich habe Deinen Tod gewollt, weil ich glaubte, Dein Traum bedeute den Verlust meiner Krone. Er bedeutet ihn auch," fuhr er fort, „denn Deine beiden verheiratheten Schwestern haben jede eine Krone, und die meinige soll Dein Eigen sein." In demselben Augenblicke erhob er sich und setzte die Krone auf das Haupt der Prinzessin; dann rief er: „Es lebe die Königin Wunderschön!" und der ganze Hof rief es mit ihm. Die beiden Schwestern der jungen Königin warfen sich ihr in die Arme und küßten sie. Wunderschön war außer sich vor Freude, und weinte zu gleicher Zeit, umarmte die eine, sprach mit der andern, dankte dem König und vergaß nicht den Hauptmann, dem sie so verpflichtet war. Sie fragte nach ihm, aber man erzählte ihr, daß er gestorben sei, worüber sie sehr betrübt war.

Als sie bei Tafel saßen, bat sie der König, zu erzählen, was ihr von dem Tage an begegnet wäre, wo er den schrecklichen Befehl gegen sie gegeben hätte. Sogleich nahm sie mit bewundernswürdiger Anmuth das Wort und Alle hörten aufmerksam zu.

Aber während sie bei dem König und ihren Schwestern weilte, sah der verliebte Schöps die Zeit ihrer Rückkehr verstrichen und beunruhigte sich so sehr, daß er sich nicht mehr zu lassen wußte. „Sie will nicht mehr wiederkommen," rief er, „meine unglückliche Schöpsgestalt mißfällt ihr. Was soll ich ohne Wunderschön anfangen? Ragutta, grausame Fee, wie rächst du dich für meine Gleichgültigkeit!" Er klagte lange, und als die Nacht kam, ohne daß die Prinzessin erschien, lief er nach der Stadt. Wie er an den Pallast des Königs kam, fragte er nach Wunderschön; jedoch da Jedermann ihr Abenteuer kannte und man sie nicht mit dem Schöps zurückkehren lassen wollte, verweigerte man ihm den Eintritt. Er stieß jämmerliche Klagen aus, die aber die Thürsteher des Pallastes nicht rührten. Endlich warf

er sich schmerzdurchdrungen auf die Erde und gab das Leben auf. Der König und Wunderschön ahnten nichts von dieser schrecklichen Begebenheit. Er schlug seiner Tochter vor, sich zu Wagen der ganzen Stadt zu zeigen, bei dem Scheine von tausend Kerzen und Fackeln, die an allen Fenstern und allen großen Plätzen aufgestellt waren; aber welch' ein Schauspiel war es für sie, als sie beim Hinaustreten aus dem Pallast ihren lieben Schöps fand, der auf dem Steinpflaster lag und nicht mehr athmete! Sie sprang vom Wagen zurück, lief zu ihm und weinte und seufzte. Sie begriff, daß ihre Unpünktlichkeit den Tod des Königs Schöps verursacht hatte. In ihrer Verzweiflung wollte sie sterben. Man sieht hieraus, daß die vornehmsten Personen nicht minder wie die andern den Schlägen des Schicksals unterworfen sind, und daß sie oft in dem Augenblick das größte Unglück erfahren, wo sie sich auf dem Gipfel ihrer Wünsche glauben.

Feinöhrchen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die sehr schlecht gewirthschaftet hatten; man jagte sie deshalb aus ihrem Reiche. Sie verkauften ihre Kronen, um zu leben, dann ihre Kleidungsstücke, ihre Wäsche, ihre Kanten und alle ihre Möbel Stück für Stück.

Als der König und die Königin ganz arm waren, sagte der König zu seiner Frau: „Wir sind aus unserm Königreiche verjagt, haben nichts mehr, und müssen Brot für uns und unsre armen Kinder verdienen; überlegt was wir thun müssen, denn bis jetzt habe ich nur das Königsgewerbe getrieben, das sehr angenehm ist."

Die Königin hatte viel Verstand; sie bat um acht Tage Bedenkzeit. Nach Verlauf dieser Zeit sprach sie zu ihm: „Majestät, wir wollen nicht traurig sein, ihr braucht nur Netze zu machen, womit ihr Vögel und Fische fangt; während die Schnüre sich abnutzen, werde ich andere spinnen. Was unsere drei Töchter betrifft, so sind sie faule Dirnen, die noch große Damen zu sein glauben und vornehm thun; wir müssen sie so weit fortbringen, daß sie nie wiederkommen können, denn wir können ihnen unmöglich so viel Kleider geben, als sie haben wollen." Der König fing an zu weinen, als er sah, daß er sich von seinen Kindern trennen sollte; er war ein guter Vater, aber er mußte der Königin gehorchen.

Er war also einverstanden mit allem, was die Königin wollte und versetzte: „Steh morgen früh auf und bringe deine Töchter, wohin du willst." Während sie diese Angelegenheit besprachen, hörte die Prinzessin Finette, die jüngste der Töchter, durch das Schlüsselloch zu; und als sie die Absicht ihrer Eltern

p. 169.



„Nun, meine Pathe, du sollst meine kleine Kammerfrau werden, nimm mir die Haube ab und kämme mich."

entdeckt hatte, ging sie, so schnell sie konnte, zu einer großen Höhle, wo die Stockfischfee, ihre Pathin, wohnte.

Finette hatte zwei Pfund frische Butter, Eier, Milch und Mehl mit genommen, um davon einen Kuchen für ihre Pathin zu backen, damit sie von ihr gut aufgenommen werde. Fröhlich trat sie ihre Reise an; aber jemehr sie ging, je müder wurde sie; ihre Schuhe zerrissen bis auf die letzte Sohle, und ihre kleinen Füße waren so wund, daß es ein Jammer war. Sie konnte nicht mehr weiter und setzte sich weinend auf's Gras.

Da lief ein schönes, gesatteltes und aufgezäumtes Pferd vorbei; es waren mehr Diamanten an seiner Schabracke, als man brauchte, um drei Städte zu kaufen. Als es die Prinzessin sah, kam es leise zu ihr, und, die Knie beugend, schien es ihr eine Verbeugung zu machen. Sogleich nahm sie es beim Zaum. „Hübsches Thierchen," sagte sie, „willst du mich wol zu meiner Pathin der Fee bringen? Du würdest mir einen großen Gefallen thun, denn ich bin sterbensmüde; aber wenn du mir bei dieser Gelegenheit dienst, werde ich dir gutes Heu und guten Hafer geben, du sollst auch frisches Stroh haben, um darauf zu schlafen."

Das Pferd bückte sich beinahe zur Erde vor ihr und die junge Finette sprang hinauf; es lief so leicht wie ein Vogel. Am Eingange einer Höhle stand es still, als ob es den Weg gewußt hätte; es kannte ihn auch; denn Stockfischfee, die errathen hatte, daß ihre Pathe sie besuchen wollte, hatte ihr das schöne Pferd geschickt.

Nachdem sie eingetreten war, machte sie ihrer Pathin drei tiefe Verbeugungen, nahm den Saum ihres Kleides, küßte ihn und sagte sodann: „Guten Tag, liebe Pathin, wie befindet ihr euch? Da bringe ich euch Butter, Milch, Mehl und Eier, um einen schönen Kuchen für euch zu backen." „Sei willkommen, Finette," entgegnete die Fee, „komm, laß dich umarmen." Darauf küßte sie ihren Mund zweimal, worüber Finette sehr erfreut war, denn Frau Stockfisch war eine stolze Fee. Dann sprach sie: „Nun, meine Pathe, du sollst meine kleine Kammerfrau werden, nimm mir die Haube ab und kämme mich." Die Prinzessin nahm ihr den Kopfputz ab und kämmte sie so geschickt als mög-

lich. „Ich weiß wol," sagte Frau Stockfisch, „warum du hierherkommst; du hast den König und die Königin behorcht, die euch in die Wildniß führen wollen, und du willst diesem Unglück entgehen. Nun, du brauchst nur dieses Knäul zu nehmen, der Faden wird nie zerreißen; binde das Ende an die Thür eures Hauses und behalte es in deiner Hand. Wenn die Königin euch verlassen hat, wird es euch dann leicht werden, den Rückweg zu finden." Die Prinzessin dankte ihrer Pathin, welche ihr einen Sack mit goldnen und silbernen Kleidern füllte, sie umarmte und wieder auf das hübsche Pferd steigen ließ, das die Prinzessin in zwei oder drei Minuten an die Hausthüre ihrer Majestäten brachte. Finette sprach zu dem Pferde: „Mein Freund, du bist schön und sehr artig, du fliegst schneller als die Sonne, ich danke dir für deine Mühe; doch kehre jetzt nach Haus zurück." Darauf ging sie ganz leise in's Haus und versteckte ihren Sack unter ihr Kopfkissen, legte sich nieder und that, als ob sie von nichts wüßte. Sobald der Tag erschien, weckte der König seine Frau und sprach zu ihr: „Schnell, schnell, liebe Frau, bereite dich zur Reise." Sogleich stand sie auf, zog starke Schuhe an, einen kurzen Rock, eine weiße Jacke und nahm einen Stock; dann ließ sie die älteste ihrer Töchter kommen, welche Liebesblume hieß; die zweite nannte man Nachtschönchen und die dritte Feinöhrchen, weshalb man sie gewöhnlich Finette nannte. „Ich habe diese Nacht geträumt," meinte die Königin, „wir müßten meine Schwester besuchen, sie wird uns sehr gut bewirthen und wir werden schmausen und lachen, so viel wir wollen. Liebesblume, die gern ihre Einsamkeit verließ, sagte zu ihrer Mutter: „Ich gehe, liebe Mutter, wohin es euch gefällt; wenn ich nur von hier fortkomme, ist mir alles gleich." Die andern sprachen ebenso; sie nahmen darauf Abschied vom Könige und machten sich alle vier auf den Weg. Sie gingen so weit, so weit, daß Feinöhrchen fürchtete, sie möchte nicht genug Garn haben, denn es waren beinahe tausend Meilen. Immer blieb sie hinter ihren Schwestern, und schlang den Faden geschickt durch die Gesträuche.

Als die Königin glaubte, ihre Töchter könnten den Weg nicht wiederfinden, ging sie in einen großen Wald und sagte zu

ihnen: „Schlaft hier, meine kleinen Lämmer; ich werde die Schäferin sein, die ihre Heerde bewacht, damit sie der Wolf nicht frißt.“ Darauf legten sie sich in das Gras und schliefen ein. Die Königin verließ sie, indem sie glaubte, sie nie wiederzusehen. Finette schloß die Augen, schlief aber nicht. „Wenn ich ein böses Mädchen wäre,“ sagte sie, „so ginge ich sogleich fort und ließe meine Schwestern hier sterben, denn sie schlagen und kratzen mich bis auf's Blut; aber ungeachtet ihrer Bosheit will ich sie nicht verlassen.“ Sie weckte sie auf und erzählte ihnen die ganze Geschichte; da fingen sie an zu weinen und baten sie, sie mitzunehmen, sie wollten ihr auch ihre schönen Puppen, ihr kleines silbernes Geschirr, ihre andern Spielsachen und ihr Zuckerwerk geben. „Ich weiß, daß ihr das Alles nicht thun werdet, aber ich will eine gute Schwester sein.“ Nun stand sie auf, folgte ihrem Faden und die Prinzessinnen hinterdrein, so daß sie fast eben so schnell als die Königin zu Hause ankamen.

Als sie an der Thür standen, hörten sie den König sagen: „Ich bin ganz betrübt, daß du allein zurückkommst.“ „O,“ antwortete die Königin, „unsere Töchter waren uns eine zu große Last.“ „Wenn du noch meine Finette wieder mitgebracht hättest,“ äußerte der König, „über die andern wollte ich mich trösten, denn sie liebten uns nicht.“

Da klopfte es an: bum, bum. Der König fragte: „Wer ist da?“ Sie antworteten: „Es sind eure Töchter, Liebesblume, Nachtschönchen und Feinöhrchen.“

Die Königin fing an zu zittern. „Oeffne nicht,“ sprach sie, „es müssen Gespenster sein, denn sie können unmöglich zurückgekommen sein.“ Der König war eben so furchtsam als seine Frau und rief: „Ihr betrügt mich, ihr seid nicht meine Töchter.“ Aber das gewandte Feinöhrchen sagte zu ihn: „Papa, ich will mich bücken, siehe mich durch das Katzenloch an, und wenn ich nicht Feinöhrchen bin, kannst du mich schlagen.“ Der König that, wie sie sagte, und sobald er sie erkannt hatte, machte er ihnen auf. Die Königin that scheinbar sehr erfreut über ihre Rückkehr und entschuldigte ihre Entfernung dadurch, daß sie etwas vergessen hätte, daß sie aber gewiß wiedergekommen wäre, um sie abzuholen. Sie stellten sich,

als ob sie ihr glaubten und stiegen auf den kleinen Boden, wo sie schliefen.

„Liebe Schwestern,“ sprach Finette, „ihr habt mir eine Puppe versprochen; gebt sie mir jetzt.“ „Da kannst du lange warten, kleine Spitzbübin, du bist Schuld, daß der König uns nicht vermißt hat.“ Und dabei schlugen sie sie mit ihren Spindeln. Als sie sie so behandelt hatten, legten sie sich hin, und weil sie viel Schrammen und Beulen erhalten hatte, konnte sie nicht schlafen und hörte, wie die Königin zum Könige sagte: „Ich werde sie nach einer andern Seite bringen, noch viel weiter, und bin gewiß, daß sie dann nicht wiederkommen können.“

Als Finette diese Verabredung vernommen, stand sie leise auf und machte sich wiederum auf den Weg zu ihrer Pathin. Vorher ging sie in den Hühnerstall, nahm zwei junge Hühner und einen großen Hahn, denen sie den Hals umdrehte, sodann zwei kleine Kaninchen, welche die Königin mit Kohl fütterte, um sie bei Gelegenheit zu verspeisen, legte Alles in einen Korb und ging fort. Aber noch war sie keine Meile im Dunkeln und vor Furcht zitternd umhergetappt, als das Pferd gesprungen kam und schnaubte und wieherte. Sie glaubte, es wäre um sie geschehen und Räuber kämen, um sie zu fangen. Als sie aber das hübsche Pferd allein sah, stieg sie hinauf und war über die Bequemlichkeit der Reise entzückt. Schnell kam Sie bei ihrer Pathin an.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten überreichte sie ihr die Hühner, den Hahn und die Kaninchen, und bat sie, ihr mit gutem Rath zu helfen, denn die Königin habe geschworen, sie bis an's Ende der Welt zu führen. Die Stockfischfee tröstete ihre Pathe, sie möchte sich nicht betrüben und gab ihr einen ganzen Sack voll Asche. „Nimm den Sack,“ sprach sie, „und schüttele ihn immer ein wenig; du wirst auf der Asche gehen, und willst du zurückkehren, so brauchst du nur die Spuren deiner Schritte anzusehen. Aber nimm deine Schwestern nicht wieder mit zurück, sie sind zu schlecht; wenn du sie wieder mitbringst, will ich dich nicht mehr sehen.“ Finette sagte ihr Lebewohl und nahm auf ihren Befehl für dreißig oder vierzig Millionen Thaler Diamanten in einer

kleinen Schachtel mit, die sie in ihre Tasche steckte. Das Pferd war bereit und brachte sie wie das erste Mal schnell zurück.

Beim Anbruch des Tages rief die Königin die Prinzessinnen und erzählte ihnen, der König befinde sich nicht wohl, er habe in der Nacht geträumt, sie müsse ihm Blumen und Kräuter pflücken und zwar in einem gewissen Lande, wo sie vortrefflich wären, sie würden ihn wieder jung machen. Darum wollten sie sogleich dahin wandern. Liebesblume und Nachtschönchen glaubten nicht, daß ihre Mutter sie wieder in die Irre führen würde und waren betrübt über die Nachricht. Sie mußten aber fort und gingen so weit, als man je eine Reise gemacht hat. Finette sprach kein Wort, ging immer hinter den andern und schüttelte vortrefflich ihre Asche, ohne daß der Wind oder der Regen sie störte. Die Königin, überzeugt, daß sie den Weg nicht wiederfinden könnten, benutzte eines Abends, als ihre Töchter fest eingeschlafen waren, die Zeit, um sie zu verlassen und ging nach Hause.

Als es Tag wurde und Finette sah, daß ihre Mutter nicht mehr da war, weckte sie ihre Schwestern. „Wir sind allein," sagte sie, „die Königin ist fortgegangen." Liebesblume und Nachtschönchen fingen an zu weinen; sie rissen sich das Haar aus, zerschlugen sich das Gesicht und schrieen: „Ach was sollen wir anfangen?" Finette war das beste Kind von der Welt; sie hatte wieder Mitleid mit ihren Schwestern. „Seht, welcher Gefahr ich mich bloßstelle;" sprach sie zu ihnen, „denn als meine Pathin mir ein Mittel zur Rückkehr gab, verbot sie mir, euch den Weg zu zeigen; wenn ich ihr nicht gehorche, wollte sie mich nicht wiedersehen." Nachtschönchen warf sich an Finettens Hals, ebenso Liebesblume; sie küßten sie so zärtlich, daß sie sie mitnahm und alle drei zum König und zur Königin zurückkamen.

Ihre Majestäten waren sehr überrascht, die Prinzessinnen wieder zu sehen, und sprachen die ganze Nacht davon. Die jüngste, die nicht umsonst Feinöhrchen hieß, hörte, wie sie sich auf's Neue verabredeten, daß die Königin sich am andern Morgen wieder auf den Weg machen sollte. Schnell weckte Sie ihre Schwestern. „Ach," sprach sie zu ihnen, „wir sind verloren; die Königin will uns durchaus in die Wildniß führen und uns dort

verlassen. Ihr seid Schuld, daß ich meine Pathin erzürnt habe, ich wage nicht, zu ihr zu gehen, wie ich es sonst immer gethan habe." Sie waren sehr kummervoll und beriethen mit einander: „Was sollen wir thun, liebe Schwester, was sollen wir thun?" Endlich versetzte Nachtschönchen zu den beiden andern: „Wir wollen uns nicht grämen; die alte Stockfischfee hat nicht mehr Verstand als wir; wir brauchen nur Erbsen mitzunehmen, welche wir auf dem Wege ausstreuen und werden ihn dann wiederfinden können." Liebesblume fand das Mittel sehr gut. Sie füllten ihre Taschen mit Erbsen; Feinöhrchen nahm statt der Erbsen ihren Sack mit schönen Kleidern und ihre Diamantenschachtel. Sobald die Königin sie zum Fortgehen rief, waren sie bereit.

Sie redete sie an: „Ich habe diese Nacht geträumt, in einem Lande, das ich nicht nöthig habe euch zu nennen, warten drei schöne Prinzen, um euch zu heirathen; ich will euch hinbringen, um zu sehen, ob mein Traum wahr wird." Die Königin ging voraus, ihre Töchter folgten und streuten die Erbsen aus, ohne sich weiter zu beunruhigen, denn sie glaubten sicher, nach Hause zurückkehren zu können. Diesmal ging die Königin noch weiter als früher, aber während einer finstern Nacht verließ sie sie und kam zum Könige zurück. Sie war sehr müde und froh, daß sie nicht mehr für so viele zu kochen brauchte.

Die drei Prinzessinnen schliefen bis eilf Uhr Morgens. Als sie erwachten, bemerkte Finette zuerst die Abwesenheit der Königin. Obgleich sie darauf vorbereitet war, fing sie doch an zu weinen, denn sie traute der Geschicklichkeit ihrer Schwestern nicht recht; darum sagte sie erschrocken zu ihnen: „die Königin ist fort, wir müssen ihr auf's Eiligste folgen." „Schweig, kleiner Affe," erwiderte Liebeslume, „wir werden den Weg schon wiederfinden, du ängstigst dich umsonst." Finette wagte nichts zu entgegnen. Aber als sie den Weg suchen wollten, waren weder Spuren noch Wege zu sehen; die Tauben, deren es viele in diesem Lande gab, hatten die Erbsen verzehrt. Da fingen sie an zu weinen und zu schreien.

Nachdem sie zwei Tage nichts gegessen hatten, fragte Liebesblume das Nachtschönchen: „Liebe Schwester, hast du

nichts zu essen?" „Nein," antwortete diese. Dasselbe sagte sie zu Finette: „Ich habe auch nichts," erwiderte sie, „aber da finde ich eben eine Eichel." „Ach, gieb sie mir," rief die eine; „gieb sie mir," bat die andre. Jede wollte sie haben. „Wir drei werden von einer Eichel nicht satt," entgegnete Finette, „wir wollen sie einpflanzen, so wird ein Baum daraus werden, der uns Nutzen bringen kann." Sie willigten ein, obgleich sie nicht glaubten, daß ein Baum in einem Lande wachsen würde, wo es noch keine gab; überall sah man nur Kohl und Salat, wovon die Prinzessinnen aßen. Wenn sie sehr verzärtelt gewesen wären, würden sie hundertmal gestorben sein, denn sie schliefen fast immer unter freiem Himmel. Morgens und Abends begossen sie abwechselnd die Eichel und sprachen zu ihr: Wachse, wachse, schöne Eichel. Sie wuchs wirklich zusehend. Als der Baum ein bischen größer geworden, wollte Liebesblume hinaufsteigen, aber noch war er nicht stark genug, um sie zu tragen. Sie fühlte ihn unter sich wanken und stieg schnell herab. Nachtschönchen erging es ebenso; Die leichtere Finette hielt sich länger darauf. Ihre Schwestern fragten sie: „Siehst du nichts, liebe Schwester?" Sie antwortete: „Nein ich sehe nichts." „Ach, die Eiche ist noch nicht hoch genug," versetzte Liebesblume. Da fuhren sie fort, die Eiche zu begießen und zu ihr zu sprechen: „Wachse, wachse, schöne Eichel." Finette stieg täglich zweimal hinauf. Eines Morgens, als sie oben war, erzählte Nachtschönchen der Liebesblume: „Ich habe einen Sack gefunden, welchen unsere Schwester vor uns versteckt hat; was mag darin sein?" Liebesblume antwortete: „Sie hat mir gesagt, es seien alte Kanten, welche sie ausbessert." „Aber ich glaube, daß es Zuckerwerk ist," fügte Nachtschönchen hinzu. Sie war naschhaft und forschte nach. Da fand sie wirklich alle Kanten des Königs und der Königin, welche jedoch nur dazu dienten, um Finettens schöne Kleider und die Diamantenschachtel zu verbergen. „Ei, kann es eine größere Spitzbübin geben," rief sie, „wir müssen Alles für uns behalten und Steine dafür hinein thun." Das thaten sie schnell. Finette kam herbei, ohne die Bosheit ihrer Schwestern zu bemerken, denn es fiel ihr nicht ein, sich in der Wüste zu putzen,

sie dachte nur an die Eiche, die bald die schönste aller Eichen wurde.

Einmal, als sie hinaufstieg, und ihre Schwestern nach ihrer Gewohnheit sie fragten, ob sie nichts sähe, rief sie: „Ich sehe ein großes Haus, so schön, so schön, daß ich es nicht aussprechen kann; die Mauern sind von Smaragden und Rubinen, das Dach von Diamanten; es ist ganz mit goldnen Glöckchen bedeckt und die Wetterfahnen drehen sich nach dem Winde.“ „Du lügst,“ entgegneten sie, „es ist nicht so schön wie du sagst.“ „Glaubt mir,“ sprach Finette, „ich lüge nicht, kommt, seht selbst, meine Augen sind davon ganz geblendet.“ Liebesblume stieg auf den Baum; als sie das Schloß erblickte, konnte sie davon nicht genug Rühmens machen. Nachtschönchen, die sehr neugierig war, stieg nun auch hinauf und war eben so entzückt als ihre Schwestern. „Wir müssen schnell nach dem Schlosse gehen,“ meinten sie, „vielleicht finden wir dort schöne Prinzen, die uns heirathen möchten.“ Den ganzen Abend sprachen sie nur von ihrer Absicht, legten sich dann auf das Gras, und als Finette eingeschlafen schien, flüsterte Liebesblume dem Nachtschönchen ins Ohr: „Weißt du, was wir thun wollen, Schwester? wir wollen aufstehen und uns die schönen Kleider anziehen, welche Finette mitgebracht hat.“ „Du hast Recht,“ entgegnete Nachtschönchen. Sie standen auf, frisirten und puderten sich, legten Schönheitspflaster auf und zogen die schönen goldnen und silbernen, mit Diamanten bedeckten Kleider an; niemals hatte man etwas Prächtigeres gesehn.

Finette wußte nichts von dem Diebstahl, den ihre bösen Schwestern begangen hatten, nahm ihren Sack und wollte sich anziehen, aber wie sehr war sie betrübt, als sie nur Kieselsteine darin fand! Zu gleicher Zeit sah sie ihre Schwestern wie die Sonnenstrahlen. Sie weinte und klagte über deren Verrath, aber diese lachten und spotteten nur darüber. „Ist es möglich,“ sprach sie zu ihnen, „daß ihr den Muth habt, mich mit mit auf's Schloß zu nehmen, ohne daß ich mich putzen soll?“ „Wir können dir nichts abgeben,“ erwiderte Liebesblume, „und du bekömmst Schläge, wenn du uns belästigst.“ „Aber,“ fuhr sie fort, „die Kleider, die,

p. 177.



Sogleich erschien eine entsetzliche alte Frau, um zu öffnen.

p. 178.



Er stützte sich auf einen Kloß, der ihm als Stock diente.

ihr tragt, sind mein; meine Pathin hat sie mir gegeben, sie kommen euch nicht zu." „Wenn du noch mehr redest, schlagen wir dich todt," riefen sie, „und begraben dich, ohne daß es Jemand erfährt." Die arme Finette wagte nicht sie weiter zu reizen, folgte leise und ging hinter ihnen her, da sie doch nur für ihre Magd gelten konnte.

Je mehr sie sich dem Hause näherten, je wunderbarer schien es ihnen. „Ach," sagten Liebesblume und Nachtschönchen, „wir werden uns recht ergötzen und schön schmausen! Wir werden an des Königs Tafel essen, aber Finette wird die Näpfe in der Küche waschen, denn sie sieht aus wie eine Küchenmagd. Wenn man uns fragt, wer sie sei, wollen wir uns hüten, sie unsere Schwester zu nennen; wir müssen sagen, daß sie das Viehmädchen aus dem Dorfe wäre." Finette, voller Geist und Schönheit, war trostlos, so schlecht behandelt zu werden. Als sie an die Thür des Schlosses kamen, klopften sie an. Sogleich erschien eine entsetzlich alte Frau, um zu öffnen; sie hatte nur ein Auge mitten auf der Stirn, aber es war größer als fünf oder sechs andere, ihre Nase war platt, ihre Gesichtsfarbe braun und der Mund so schrecklich, daß man sich fürchtete. Sie war funfzehn Fuß hoch und dreißig Fuß dick. „Ach, Unglückliche, was führt euch hierher?" rief sie; „wißt ihr nicht, daß dies Schloß einem Menschenfresser gehört, zu dessen Frühstück ihr kaum hinreicht? Aber ich bin besser als mein Mann; kommt herein, ich werde euch nicht mit einem Male verspeisen, und ihr werdet den Trost haben, zwei oder drei Tage länger zu leben." Als sie die Menschenfresserin so sprechen hörten, entflohen sie und glaubten, sich retten zu können, aber ein einziger Schritt von ihr reichte so weit als funfzig von den ihrigen. Sie lief ihnen nach und packte sie, die eine bei den Haaren, die andere am Genick, schleppte sie zurück und warf sie alle drei in einen Keller voll Kröten und Nattern, wo man nur auf Menschenknochen ging.

Da sie Lust hatte, Finette auf der Stelle zu verzehren, holte sie Essig, Oel und Salz, um Salat aus ihr zu machen. Plötzlich hörte sie den Menschenfresser kommen und beschloß, die Prinzessinnen allein zu essen, weil sie eine so zarte weiße Haut hatten.

Sie setzte sie deshalb schnell unter einen großen Kübel, wo sie nur durch ein Loch sehen konnten.

Der Menschenfresser war sechs Mal größer als seine Frau; wenn er sprach, zitterte das Haus, und wenn er hustete, schien es zu donnern. Er hatte nur ein großes, fürchterliches Auge und struppiges Haar, stützte sich auf einen Klotz, der ihm als Stock diente, und trug einen verdeckten Korb in der Hand, woraus er fünfzehn kleine Kinder hervorzog, die er unterwegs geraubt hatte. Dann verschlang er sie wie funfzehn frische Eier. Als die drei Prinzessinnen das sahen, zitterten sie unter dem Kübel, doch wagten sie nicht, laut zu weinen, aus Furcht, er möchte sie hören. Aber ganz leise sprachen sie zu einander: Er wird uns lebendig essen, wie sollen wir uns retten? Der Menschenfresser rief indeß seiner Frau zu: „Ich rieche frisches Fleisch, das sollst du mir sogleich geben.“ „O,“ entgegnete die Menschenfresserin, „du glaubst immer frisches Fleisch zu riechen, und doch sind es nur die Schafe, die vorbeigegangen sind.“ „Ich täusche mich nicht,“ rief der Menschenfresser, „ich rieche gewiß frisches Fleisch und werde danach suchen.“ „Suche,“ erwiderte sie, „du wirst nichts finden.“ „Wenn du mir etwas versteckst und ich es entdecke,“ sprach der Menschenfresser, „so schneide ich dir den Kopf ab und mache einen Kloß daraus.“ Vor dieser Drohung fürchtete sie sich sehr und bat: „Sei nicht böse, mein Alterchen, ich will dir die Wahrheit sagen. Es sind heute drei kleine Mädchen gekommen, die ich gefangen habe, aber es wäre schade, sie zu essen, denn sie sind sehr geschickt. Da ich alt bin, brauche ich Ruhe; du siehst, wie unsauber unser schönes Haus ist; unser Brod ist nicht ausgebacken, die Suppe nicht mehr so gut als sonst, auch scheine ich dir nicht mehr so schön, seitdem ich mich so abmühe. Laß sie meine Mägde sein, ich bitte dich, iß sie jetzt nicht; wenn du später Lust dazu hast, kannst du es ja immer noch thun.“

Der Menschenfresser versprach höchst ungern, sie nicht sogleich zu verzehren und antwortete: „Laß mich wenigstens zwei essen.“ „Nein, du sollst nicht.“ „Nur die kleinste will ich haben.“ Doch sie blieb dabei: „Nein, du sollst keine bekommen.“ Endlich, nach vielem Hin- und Herreden, versprach er ihr, ihnen nichts zu

thun. Bei sich selbst dachte sie: wenn er auf die Jagd geht, werde ich sie verzehren und ihm sagen, sie seien davon gelaufen.

Der Menschenfresser trat aus dem Keller und ließ sie vor sich bringen. Die armen Mädchen waren halbtodt vor Furcht, aber die Menschenfresserin beruhigte sie. Als er sie erblickte, fragte er, was sie alles verständen. Sie antworteten, sie könnten ausfegen, nähen und vortrefflich spinnen, auch so gut kochen, daß man beim Essen nichts übrig lasse; Brot, Kuchen und Pasteten würden hundert Meilen in der Runde bei ihnen geholt. Der Menschenfresser war sehr leckerhaft und sprach: „Laßt die guten Mägde schnell ihr Werk anfangen; aber“ redete er Finette an, „wenn du Feuer in den Backofen gelegt hast, wie kannst du wissen, wenn er heiß ist?“ „Herr,“ erwiderte sie, „ich werfe Butter hinein und dann versuche ich mit der Zunge.“ „Nun wol,“ fuhr er fort, „heize also den Backofen.“ Der Backofen war so groß wie ein Pferdestall, weil der Menschenfresser und seine Frau mehr Brot aßen als zwei Armeen zusammen. Die Prinzessin machte ein großes Feuer darin, bis er in Flammen stand wie ein Schmelzofen. Der Menschenfresser stand dabei und aß, während das Brot bereitet wurde, hundert Lämmer und hundert Spanferkel. Liebesblume und Nachtschönchen machten den Teig zurecht. Darauf fragte der Menschenfresser: „Ist der Ofen warm?“ Finette antwortete: „Ihr werdet es sogleich sehen, gnädiger Herr!“ Dabei warf sie vor seinen Augen tausend Pfund Butter in den Backofen. Dann sprach sie: „Man muß mit der Zunge prüfen, aber ich bin zu klein dazu.“ „Ich aber bin groß,“ nahm der Menschenfresser das Wort, bückte sich hinein, doch so weit, daß er nicht mehr zurück konnte und verbrannte bis auf die Knochen. Als später seine Frau an den Backofen kam, war sie sehr verwundert, nur noch einen Berg Asche von den Knochen ihres Mannes zu finden.

Liebesblume und Nachtschönchen, welche sie betrübt sahen, trösteten sie auf's beste, aber beide fürchteten, ihr Schmerz möchte zu schnell aufhören und die Lust wach werden, sie als Salat zu verspeisen, wie sie es schon früher gewollt hatte. Deshalb sagten sie zu ihr: „Fasset Muth, liebe Frau, ihr werdet einen

König oder Grafen finden, der euch gern heirathen wird." Sie lächelte ein wenig und zeigte dabei Zähne, so lang wie Finger. Als die Mädchen sie in so guter Laune sahen, sprach Finette zu ihr: „Wenn ihr die entsetzlichen Bärenfelle ablegen wolltet, die ihr tragt und euch nach der Mode kleidet, so würden wir euch schön frisiren und ihr wäret prächtig wie ein Stern."

„Nun, wir wollen sehen, ob du es verstehst," entgegnete sie, „aber sei versichert, wenn andere Damen hübscher sind als ich, so hacke ich dich klein wie Pastetenfleisch." Da nahmen ihr die beiden Prinzessinnen die Mütze ab und fingen an sie zu kämmen und zu frisiren, während Finette ein Beil ergriff und ihr rückwärts einen solchen Schlag versetzte, daß ihr Kopf vom Rumpfe fiel. Jetzt waren sie sehr froh, stiegen auf das Dach des Hauses und belustigten sich, die goldnen Glöckchen klingen zu lassen; dann liefen sie durch alle Zimmer, welche von Perlen und Diamanten prangten, und worin Möbel standen so schön, daß es eine Lust war sie anzusehen. Sie lachten und sangen; nichts fehlte ihnen. Getreide, Zuckerwerk, Obst und Puppen waren im Ueberfluß da. Liebesblume und Nachtschönchen legten sich in Betten von Goldbrokat und Sammet und sprachen zu einander: „Wir sind jetzt reicher als unser Vater war, da er noch sein Reich hatte, aber wir müssen heirathen. Hieher kommt Niemand, man hält dieses Haus sicherlich für eine Mörderhöhle, da man nicht weiß, daß der Menschenfresser und seine Frau todt sind. Wir müssen in die nächste Stadt gehen und uns in unsern schönen Kleidern zeigen; dort werden wir bald reiche Herren finden, welche uns Prinzessinnen gern heirathen."

Sobald sie sich angekleidet hatten, sagten sie zu Finette, sie gingen nun spazieren, und ließen sie zu Hause, um die Wirthschaft und die Wäsche zu besorgen, damit bei ihrer Rückkehr Alles rein und sauber wäre. Wenn sie es nicht thäte, so würden sie sie halb todt schlagen. Die arme Finette blieb sehr traurig zu Hause, fegte, scheuerte, wusch, ohne sich auszuruhen, und weinte dabei. „Wie unglücklich bin ich," rief sie, „daß ich meiner Pathin nicht gehorcht habe; es geschieht mir allerhand Unrecht dafür. Meine Schwestern haben mir meine prächtigen Kleider gestohlen,

sie putzen sich damit. Ohne mich wären der Menschenfresser und seine Frau noch am Leben; was hilft es mir nun, daß ich sie getödtet habe? Lieber hätten sie mich essen können, als daß ich ein solches Leben führe.“ Als sie das sagte, weinte sie bittere Thränen; dann kamen ihre Schwestern, beladen mit Apfelsinen, Konfekt und Zucker, zurück und redeten zu ihr: „Ach, von welchem schönen Ball wir kommen, wie herrlich war es da! Der Sohn des Königs tanzte mit uns; man hat uns allerlei Ehre erwiesen. Komm, ziehe uns die Schuhe aus und wasche uns, denn das ist deine Sache.“ Finette gehorchte, und wenn sie mitunter ein Wort der Klage fallen lassen wollte, warfen sie sich auf sie und schlugen sie halb todt.

Den andern Tag gingen sie wieder fort, und als sie zurückkamen, erzählten sie Wunderdinge. Eines Abends saß Finette auf einem Aschenhaufen beim Feuer. Da sie nicht wußte, was sie thun sollte, suchte sie in den Spalten des Schornsteines und fand einen kleinen alten Schlüssel, so schmutzig, daß sie ihn nur mit Mühe reinigen konnte. Als er blank war, sah sie, daß er von Gold war, und dachte, ein goldner Schlüssel müßte ein schönes Kästchen öffnen. Darauf lief sie sogleich durch das ganze Haus und versuchte den Schlüssel an allen Schlössern; endlich fand sie ein Meisterstück von einem Kasten. Sie öffnete ihn und fand Kleider, Diamanten, Kanten, Wäsche, Bänder für unermeßliche Summen darin; doch sprach sie kein Wort von ihrem glücklichen Fund, obgleich sie ungeduldig auf den Augenblick harrte, wo ihre Schwestern den andern Tag fort gingen. Als sie diese nicht mehr sah, schmückte sie sich, daß sie schöner wurde als Sonne und Mond.

So geputzt ging sie auf denselben Ball, wo ihre Schwestern tanzten, und obgleich sie keine Maske trug, war sie doch so zu ihrem Vortheil verändert, daß sie nicht erkannt wurde. Sobald sie in der Gesellschaft erschien, erhob sich ein Murmeln von Stimmen, einige voll Bewunderung, andere voll Eifersucht. Man foderte sie zum Tanze auf; sie übertraf alle Damen im Tanzen wie an Schönheit. Die Herrin des Hauses trat zu ihr, machte ihr eine tiefe Verbeugung und bat um ihren Namen, damit sie

eine so wunderschöne Dame nie vergäße. Sie antwortete, sie heiße Ascha. Niemals machte ein so unbedeutender Name in so kurzer Zeit so viel Aufsehen: die Echo's wiederholten nur Ascha's Lob, man hatte nicht Augen genug, um sie anzusehen, und Lippen genug, um sie zu preisen.

Liebesblume und Nachtschönchen hatten zuerst großes Aufsehen gemacht, als sie sich gezeigt hatten; da sie nun den Empfang der Neuangekommenen sahen, platzten sie fast vor Aerger. Finette benahm sich immer mit der größten Anmuth; an ihrer Miene erkannte man, daß sie nur zum Befehlen geboren war. Liebesblume und Nachtschönchen, die ihre Schwester nur mit Kaminruß im Gesicht und nicht saubrer als einen kleinen Hund gesehen, hatten die Erinnerung an ihre Schönheit verloren und erkannten sie durchaus nicht. Sie machten Finetten den Hof wie die Andern. Als der Ball beinahe zu Ende war, ging sie schnell fort, lief nach Hause, zog sich eilig aus und steckte sich wieder in ihre Lumpen. Wie nun ihre Schwestern kamen, erzählten sie; „Ach, Finette, wir haben eben eine junge reizende Prinzessin gesehen, nicht so einen Affen wie du; sie ist weißer wie Schnee, rosiger als Rosen, ihre Zähne sind Perlen, ihre Lippen Korallen, sie trägt ein Kleid, das tausend Pfund wiegt und von lauter Gold und Diamanten prangt. Wie schön, wie liebenswürdig ist sie!“ Finette murmelte zwischen den Zähnen: „So war ich, so war ich.“ „Was murmelst du?“ fragten sie. Finette erwiderte noch leiser: „So war ich.“ Dieses kleine Spiel dauerte lange. Fast an jedem Tage wechselte Finette ihr Kleid, denn der Kasten war bezaubert: je mehr man davon nahm, je mehr kam hinein, und zwar Alles so modern, daß die Damen sich nur nach ihrem Muster richteten.

Eines Abends, als Finette mehr getanzt und sich länger aufgehalten hatte als gewöhnlich, wollte sie die verlorene Zeit einbringen und vor ihren Schwestern zu Hause ankommen. Sie lief aus allen Kräften und ließ dabei einen ihrer Pantoffel fallen, der von rothem Sammet und ganz mit Perlen gestickt war. Sie that alles Mögliche, um ihn auf dem Wege wieder zu finden, aber

es war so dunkel, daß alle Mühe vergebens war; so kam sie mit einem bloßen Fuße zu Hause an.

Am andern Tage fand der Prinz Liebhold, der älteste Sohn des Königs, als er auf die Jagd ging, Finetten's Pantoffel, ließ ihn aufheben, betrachtete ihn, bewunderte seine Kleinheit und Niedlichkeit, drehte ihn um und um, küßte ihn und nahm ihn mit. Von dem Tage an aß er nicht mehr, wurde mager und entstellt, gelb wie eine Quitte, traurig, niedergeschlagen. Der König und die Königin, die ihn außerordentlich liebten, schickten überall nach Wildpret und Konfekt; nichts war ihm recht. Er sah alles an, ohne der Königin zu antworten, wenn sie mit ihm sprach. Man ließ aus allen Städten Aerzte holen und führte sie sogleich zu dem Prinzen. Nachdem sie ihn drei Tage und drei Nächte beobachtet hatten, ohne ihn aus den Augen zu verlieren, schlossen sie, daß er verliebt sei und sterben würde, wenn man ihm nicht helfen könnte.

Die Königin, die ihn grenzenlos liebte, zerfloß in Thränen, da sie nicht entdecken konnte, welche er liebte, um sie ihm zur Gemahlin zu geben. Sie führte die schönsten Damen in sein Zimmer, aber er sah sie nicht einmal an. Endlich redete sie ihn an. „Mein lieber Sohn, willst du uns vor Schmerz tödten, wenn du liebst und uns deine Gefühle verbirgst? Sage uns, welche Dame du liebst: wir werden sie dir geben, und wenn es eine Schäferin wäre.“ Der Prinz, dreist gemacht durch die Versprechungen der Königin, zog den Pantoffel unter seinem Kopfkissen hervor und zeigte ihn ihr. „Das ist die Ursache meiner Krankheit,“ sagte er, „ich habe diesen niedlichen kleinen Pantoffel auf der Jagd gefunden und werde nur die Dame heirathen, an deren Fuß er paßt.“ „Nun, mein Sohn,“ entgegnete die Königin, „betrübe dich nicht, wir wollen sie suchen lassen.“ Sie erzählte es dem Könige, der sehr überrascht war und sogleich befahl, man solle mit Trommeln und Trompetenschall alle Frauen und Mädchen auffodern, auf's Schloß zu kommen, um den Pantoffel zu versuchen; diejenige, der er passe, solle die Gemahlin des Prinzen werden. Alle die das hörten, wuschen sich die Füße mit wohlriechendem Wasser und salbten sie mit Pomade. Einige Damen

ließen sich die Füße abschaben, um eine weißere Haut zu erhalten; andere aßen nichts und rieben die Haut ab, damit sie kleiner würden. Sie kamen in Menge herbei, um den Pantoffel zu versuchen, aber keine vermochte ihn anzuzihen. Da wurde der Prinz immer trauriger.

Liebesblume und Nachtschönchen kleideten sich einmal über alle Maßen schön an. „Wohin wollt ihr?“ fragte Finette. „Wir gehen nach der großen Stadt, wo der König und die Königin wohnen, um einen Pantoffel anzupassen, den der Sohn des Königs gefunden hat. Wenn er einer von uns paßt, wird er sie heirathen und zur Königin machen.“ „Soll ich nicht auch mit gehen?“ fragte Finette. „Wahrlich,“ antworteten sie, „eine solche Gans wie du taugt zu nichts; geh und begieße den Kohl.“

Finette nahm sich sogleich vor, ihre schönen Kleider anzuziehen und wie die Andern die Sache zu versuchen, da sie eine Ahnung hatte, daß sie ein gleiches Recht dazu besaß. Aber sie kannte den Weg nicht, denn der Ball, auf dem sie immer gewesen, hatte nicht in der großen Stadt stattgefunden. Sie kleidete sich prächtig an; ihr Kleid war von blauem Atlas, mit Sternen und Diamanten ganz bedeckt. Auf dem Kopfe trug sie eine Sonne, auf dem Rücken den Vollmond; dies Alles glänzte so außerordentlich, daß man sie ohne Augenblinzeln nicht ansehen konnte. Als sie die Thür öffnete, war sie erstaunt, das schöne Pferd zu finden, welches sie einst zu ihrer Pathin gebracht hatte. Sie streichelte und grüßte dasselbe: „Willkommen, mein liebes Thierchen, meine Pathe Stockfisch ist sehr gütig.“ Da bückte es sich, sie schwang sich wie eine Nymphe hinauf und ritt davon. Es war ganz mit Gold und Bändern bedeckt; seine Schabracke und sein Zaum hatten einen ungeheuern Werth, und Finette war dreißig Mal schöner als die schöne Helena.

Das Pferd ging leicht; seine Schellen klangen lieblich. Liebesblume und Nachtschönchen hörten es und blickten um sich, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihre Schwester erkannten! Sie waren sehr bestäubt und ihre schönen Kleider mit Schmutz bedeckt. „Liebe Schwester,“ sprach Liebesblume zu

Nachtschönchen, „ich versichere dich, es ist Finette." Die Andere äußerte dasselbe, und als Finette bei ihnen vorbei ritt, bespritzte ihr Pferd sie von oben bis unten. Da begann sie zu lachen und redete sie an: „Meine Damen, Finette verachtet euch, wie ihr es verdient." Und wie ein Pfeil flog sie vorbei und war verschwunden.

Nachtschönchen und Liebesblume sahen einander an. „Träumen wir!" riefen sie. „Wer kann Finetten die schönen Kleider und das Pferd geliehen haben? Welches Wunder! das Glück will ihr wohl, sie wird den Pantoffel anziehen und wir werden unsere Reise umsonst machen."

Während sie so sprachen, kam Finette an den Pallast. Wer sie sah, hielt sie für eine Königin; die Wachen präsentirten das Gewehr, rührten die Trommeln und stießen in die Trompeten. Man öffnete alle Thüren und alle Herren und Damen, welche sie früher auf dem Ball gesehen hatten, gingen vor ihr her und riefen: „Platz, Platz für die schöne Ascha, für das Wunder der Welt."

So trat sie in das Zimmer des sterbenden Prinzen. Er warf die Augen auf sie, war ganz entzückt und wünschte, daß ihr der Pantoffel paßte. Sie zog ihn an und zeigte den andern, den sie mitgebracht hatte. Da rief man: Es lebe die Prinzessin Liebhold, die unsere Königin sein soll! der Prinz stand auf und küßte ihr die Hände; sie fand ihn schön und geistvoll, auch war er sehr liebevoll gegen sie. Der König und die Königin wurden von diesem Ereigniß benachrichtigt und kamen sogleich herbei; die Königin umarmte Finette, nannte sie ihre Tochter, ihre kleine Königin, und machte ihr prachtvolle Geschenke. Der freigebige König that es ihr noch darin zuvor. Es wurden Kanonen gelöst, Violinen und Flöten spielten, man sprach nur von Vergnügen und Tanz.

Der König, die Königin und der Prinz baten Finette, Hochzeit zu machen. „Nein," entgegnete sie, „ich muß euch zuerst meine Geschichte erzählen." Das that sie in wenig Worten. Als sie hörten, daß Finette eine Prinzessin war, freuten sie sich sehr, aber als sie den Namen ihrer Eltern nannte, wurde es ihnen klar, daß sie jetzt deren Reich besäßen. Sie sagten es ihr;

da schwur sie, niemals in die Heirath zu willigen, wenn ihr Vater seine Staaten nicht wieder erhielte. Das versprachen sie ihr, denn sie besaßen mehr als hundert Reiche; eins mehr oder weniger war gleichgiltig. Unterdessen kamen Nachtschönchen und Liebesblume herbei. Als sie vernommen, daß Finette den Pantoffel angezogen, wußten sie nicht, was sie thun oder sagen sollten und waren bereit, umzukehren, ohne sie gesehen zu haben. Da sie aber erfuhr, daß sie dort waren, ließ sie sie hereinkommen; anstatt ihnen ein böses Gesicht zu machen oder sie zu bestrafen, wie sie es verdienten, stand sie auf, ging ihnen entgegen, umarmte sie zärtlich, stellte sie der Königin vor und sprach: „Frau Königin, dies sind meine Schwestern, beide sehr liebenswürdig, und ich bitte, sie lieb zu haben.“ Sie waren so beschämt von Finetten's Güte, daß sie kein Wort sprechen konnten. Dann theilte sie ihnen mit, daß der Prinz ihnen ihr Reich wiedergeben wollte. Bei diesen Worten warfen sie sich zu ihren Füßen und weinten vor Freude.

Die Hochzeit wurde auf's Herrlichste gefeiert. Finette schrieb an ihre Pathin und legte den Brief mit großen Geschenken auf das schöne Pferd. Sie bat darin, daß sie den König und die Königin suchen möchte, ihnen ihr Glück mittheilen und ihnen sagen, daß sie in ihr Reich zurückkehren sollten. Die Stockfischfee richtete diesen Auftrag pünktlich aus. Finetten's Eltern zogen wieder in ihre Staaten ein, und ihre Schwestern wurden Königinnen wie sie.

Moral.

Willst du an Undank Rache üben,
So ahme nur Finetten nach.
Denn christlich ist's, den Feind zu lieben,
Der dir bereitet Noth und Schmach;
Kommst du ihm stets mit Huld entgegen,
So folgt auf allen deinen Wegen
Dir immer Gottes reicher Segen.

Prinzessin Rosette.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten zwei schöne Knaben; die Königin ließ zu der Geburt aller ihrer Kinder die Feen einladen und bat sie, ihr deren Zukunft zu verkündigen. Eines Tages brachte die Königin ein schönes, kleines Mädchen zur Welt, das so niedlich war, daß man es nicht sehen konnte, ohne es zu lieben. Sie bewirthete alle Feen, welche sie besuchten, und sagte beim Fortgehen zu ihnen: „Vergeßt nicht eure alte Gewohnheit und verkündet mir, was meiner Rosette (so hieß die kleine Prinzessin) begegnen wird.“ Die Feen antworteten, sie hätten ihr Zauberbuch zu Hause gelassen und würden ein andermal wiederkommen. „Ach,“ meinte die Königin, „das weissagt mir nichts Gutes; ihr wollt mich nicht durch eine schlimme Verkündigung betrüben, aber ich bitte euch, sagt mir Alles, verbergt mir nichts.“ Sie entschuldigten sich, allein die Königin hatte nun noch größeres Verlangen, Alles zu erfahren. Endlich begann die vornehmste: „Wir fürchten, Frau Königin, daß Rosette ihren Brüdern ein großes Unglück bereitet und diese einst für sie sterben werden. Das ist Alles, was wir von dem Schicksale dieses schönen Kindes wissen.“ Darauf gingen sie fort; die Königin aber war so traurig, daß der König es bemerkte und sie fragte, was ihr fehle. Sie antwortete, sie sei dem Feuer zu nahe gekommen und habe allen Flachs auf ihrer Spindel verbrannt. „Nichts weiter?“ fügte der König hinzu. Dann stieg er auf den Boden und holte ihr mehr Flachs als sie in hundert Jahren spinnen konnte.

Die Königin blieb aber traurig; er fragte sie wieder, was ihr fehle. Sie antwortete, sie hätte ihren grünen Atlaspantoffel

in's Wasser fallen lassen, als sie am Flusse gestanden. „Nichts weiter?" meinte der König, ließ alle Schuhmacher seines Reiches kommen, und brachte ihr zehntausend grüne Atlaspantoffel.

Sie blieb aber traurig; er fragte sie wieder, was ihr fehle. Sie klagte, sie habe zu schnell gegessen und ihren Trauring verschluckt, den sie am Finger getragen. Der König erkannte jetzt ihre Lügen, denn er hatte den Ring verschlossen, und versetzte: „Meine liebe Frau, du lügst; da ist dein Ring, ich habe ihn in meine Börse gethan." Nun war sie auf der Lüge ertappt und sehr beschämt, denn Lügen ist das Schrecklichste auf der Welt. Da sie sah, daß der König böse war, sagte sie ihm, was die Feen ihr von der kleinen Rosette verkündigt hatten und fragte, ob er nicht ein gutes Mittel dagegen wüßte. Der König war anfangs sehr betrübt, dann entgegnete er der Königin: „Ich weiß kein anderes Mittel, unsere beiden Söhne zu retten, als die Kleine zu tödten, während sie noch in den Windeln liegt." Aber die Königin rief, sie wolle lieber selbst den Tod erleiden, ehe sie eine solche Grausamkeit zugeben würde, und er müsse etwas Anderes aussinnen.

Als der König und die Königin nur hierüber nachdachten, erzählte man der Königin, daß in einem großen Walde bei der Stadt ein alter Einsiedler wohne, der in einem Baumstamme schliefe, und den man über Alles um Rath frage. Sie erwiderte: „ich muß auch hingehen. Die Feen haben mir wol das Uebel genannt, aber das Heilmittel haben sie vergessen." Früh Morgens stieg sie auf eine kleine weiße, ganz mit Gold beschlagene Mauleselin und ritt mit ihren zwei Ehrenfräulein fort, die jede ein hübsches Pferd hatten. Als sie nahe am Walde waren, stiegen die Königin und ihre Damen aus Achtung vom Pferde, und gingen zu dem Baum, wo der Einsiedler wohnte. Er hatte nicht gern Frauen-Besuch, aber als er die Königin sah, redete er sie an: „Seid willkommen; was wünscht ihr von mir?" Sie erzählte ihm, was die Feen von Rosetten gesagt hatten und bat ihn um Rath. Er meinte, man müsse die Prinzessin in einen Thurm bringen, den sie niemals verlassen könnte. Die Königin dankte

ihm, gab ihm eine reiche Spende und kehrte zum Könige zurück, dem sie alles mittheilte.

Als der König dies erfuhr, ließ er schnell einen großen Thurm bauen und brachte seine Tochter dahin. Damit sie sich nicht langweile, besuchten sie der König, die Königin und ihre beiden Brüder täglich. Der älteste hieß der große, und der jüngste der kleine Prinz. Sie liebten ihre Schwester leidenschaftlich, denn sie war schöner und anmuthiger als alles Andere in der Welt, und ihr geringster Blick war mehr werth als hundert Goldstücke. Als sie funfzehn Jahr alt war, sagte der große Prinz zum König: „Lieber Papa, meine Schwester ist alt genug zum heirathen; wird sie nicht bald Hochzeit machen?“ Der König nahm Rosette auf den Schooß und küßte sie, ohne dem jungen Prinzen zu antworten.

Endlich wurden der König und die Königin sehr krank und Beide starben fast am gleichen Tage. Da war Alles traurig; man zog sich schwarz an und läutete überall die Glocken. Rosette war untröstlich über den Tod ihrer lieben Mama.

Als der König und die Königin begraben waren, setzten die Großen des Königreiches den ältesten Prinzen auf einen Thron von Gold und Diamanten. Er hatte eine schöne Krone auf dem Kopfe und trug Kleider von veilchenblauem Sammet mit Sonnen und Monden verbrämt; dann rief der ganze Hof dreimal: Es lebe der König! Alles war Glück und Freude.

Der König und sein Bruder sagten zu einander: Jetzt, da wir thun können, was wir wollen, müssen wir unsere Schwester aus dem Thurm holen, wo sie sich nur langweilt. Sie brauchten nur durch den Garten zu gehen; der Thurm stand in einem Winkel desselben und war so hoch als möglich, denn der verstorbene König wollte sie immer darin lassen. Rosette stickte ein schönes Kleid auf einem Rahmen, der vor ihr stand; aber als sie ihre Brüder sah, erhob sie sich, nahm den König bei der Hand und sprach; „Guten Tag, Majestät; jetzt seid ihr König und ich eure Dienerin; ich bitte euch, mich aus dem Thurm zu nehmen, wo ich mich sehr langweile.“ Und dabei fing sie an zu weinen; der König umarmte und tröstete sie, sie solle nicht

weinen, er käme, um sie aus dem Thurm zu holen und in ein schönes Schloß zu führen. Der Prinz hatte seine Taschen ganz voll Zuckerwerk, das er Rosetten gab. „Nun komm aus diesem häßlichen Thurme," sprach er, „der König wird dich bald verheirathen, betrübe dich nicht."

Als Rosette den schönen Garten voller Blumen, Früchte und Springbrunnen sah, war sie so erstaunt, daß sie kein Wort zu sagen vermochte; denn sie hatte so etwas nie gesehen. Ueberall sah sie sich um; sie ging, stand still, pflückte Früchte von den Bäumen und Blumen vom Beete; ihr kleiner Hund, Namens Wedelschweif, der grün wie ein Papagei war, nur ein Ohr hatte und zum Entzücken tanzte, lief vor ihr her und bellte unter tausend Sprüngen.

Wedelschweif belustigte die Gesellschaft sehr; aber plötzlich lief er in ein Wäldchen. Die Prinzessin folgte ihm und war außer sich vor Erstaunen, als sie in dem Gehölz einen großen Pfau erblickte, der ein Rad schlug und der ihr so schön schien, so schön, daß sie die Augen nicht von ihm abwenden konnte. Der König und der Prinz kamen auch herbei und fragten, worüber sie sich so freue. Sie zeigte ihnen den Pfau und erkundigte sich, was das wäre. Sie antworteten, es wäre ein Vogel, den man manchmal äße. „Wie," rief sie, „man wagt, einen so schönen Vogel zu tödten und ihn zu essen? Ich erkläre, daß ich mich nur mit dem König der Pfauen verheirathen werde, und wenn ich eine Königin bin, werde ich nie zugeben, daß man sie verzehrt." Das Erstaunen des Königs war groß. „Aber, liebe Schwester," redete er sie an, „wo sollen wir den Pfauenkönig finden?" „Wo ihr wollt, Majestät, aber ich werde nur ihn heirathen."

Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, führten sie die beiden Brüder in ihr Schloß, wohin man den Pfau bringen und in ihr Zimmer setzen mußte, denn sie hatte ihn sehr lieb. Alle Damen, welche Rosette noch nicht gesehen hatten, kamen herbei, um sie zu begrüßen und ihr ihre Huldigungen darzubringen; einige brachten ihr Zuckerwerk, andere Eingemachtes, noch andere goldne Kleider, schöne Bänder, Puppen, gestickte Schuhe, Perlen und Diamanten. Man beschenkte sie von allen Seiten, und sie war

so gebildet, so höflich, daß sie die Hand küßte und eine tiefe Verbeugung machte, wenn man ihr etwas Schönes gab. Alle waren sehr entzückt von ihr.

Während sie mit ihrer Gesellschaft plauderte, dachten der König und der Prinz darauf, den König der Pfauen zu suchen, wenn es einen in der Welt gäbe. Sie ließen ein Bildniß der Prinzessin Rosette malen und zwar ein so schönes, daß ihm nur die Sprache fehlte; dann sagten sie zu ihr: „Da du nur den König der Pfauen heirathen willst, so wollen wir zusammen fortreisen und ihn dir auf der ganzen Erde suchen. Wenn wir ihn finden, werden wir sehr froh sein; regiere du unterdessen unser Reich."

Rosette dankte ihnen für ihre Mühe und versicherte, sie würde das Reich gut regieren; während ihrer Abwesenheit sollte es ihr ganzes Vergnügen sein, den Pfau anzusehen und Wedelschweif tanzen zu lassen. Sie konnten sich des Weinens nicht enthalten, als sie sich Lebewohl sagten. Die Prinzen machten sich auf den Weg und fragten Jedermann: Kennt ihr nicht den König der Pfauen? Alle antworteten: Nein, nein. Und dabei reisten sie so weit, als vor ihnen kein Mensch gewesen war. So kamen sie bis in das Königreich der Maikäfer. Deren hatten sie noch nie so viele gesehn, und ihr Gesumme war so arg, daß der König taub zu werden glaubte. Er fragte den, der ihm der vernünftigste schien, wo er wol den König der Pfauen finden könnte. „Majestät," erwiderte der Maikäfer, „sein Reich liegt dreißig tausend Meilen von hier; ihr habt einen großen Umweg gemacht." „Und woher weißt du das?" nahm der König das Wort. „Weil wir euch sehr gut kennen," antwortete der Maikäfer, „und alle Jahr zwei oder drei Monat in euern Gärten zubringen." Da umarmten der König und sein Bruder den Maikäfer auf's herzlichste, schlossen innige Freundschaft mit einander und aßen zusammen Mittagbrot. Dann betrachteten sie mit Bewunderung alle Merkwürdigkeiten dieses Landes, wo das kleinste Baumblatt ein Goldstück Werth hatte, und setzten endlich ihre Reise fort. Da sie den Weg wußten, kamen sie bald an. Alle Bäume waren voller Pfauen; es gab deren so viel, daß man sie

zwei Meilen weit schreien und sprechen hörte. Der König sagte zu seinem Bruder: „Wenn der Pfauenkönig selbst ein Pfau ist, wie will ihn unsere Schwester heirathen? Man müßte toll sein, darein zu willigen. Das würde eine schöne Verwandtschaft, kleine Pfauchen als Neffen zu erhalten.“ Der Prinz war nicht weniger unruhig. „Das ist ein unglücklicher Einfall von ihr,“ entgegnete er, „ich weiß nicht, woher sie erfahren, daß es in der Welt einen Pfauenkönig giebt.“

Als sie in der Hauptstadt anlangten, fanden sie dieselbe von Männern und Frauen bewohnt, aber sie trugen Kleider und Schmuck aus Pfauenfedern. Auch dem Könige begegneten sie, der eben in einer schönen, kleinen, mit zwölf Pfauen bespannten Kutsche von Gold und Diamanten aus seinem Schlosse fuhr. Dieser Pfauenkönig war so schön, daß der König und der Prinz ganz von ihm entzückt waren; er hatte langes, blondes, krauses Haar, ein feines Gesicht und trug eine Krone von Pfauenschweifen. Als er die Herren erblickte, hielt er sie für Fremde, weil sie anders gekleidet waren als seine Unterthanen; und um es zu erfahren, ließ er seinen Wagen halten und sie rufen.

Der König und der Prinz traten heran und sprachen nach einer Verbeugung: „Majestät, wir kommen aus fernem Lande, um euch ein schönes Gemälde zu zeigen.“ Dabei zogen sie aus ihrem Felleisen Rosettens Bild. Als der Pfauenkönig es lange betrachtet hatte, versetzte er: „Ich kann mir nicht denken, daß es ein so schönes Mädchen in der Welt giebt.“ „Sie ist noch hundertmal schöner,“ entgegnete der König. „Ach, ihr scherzt,“ rief der Pfauenkönig. „Majestät,“ nahm der Prinz das Wort, „dieser, mein Bruder, ist ein König, wie ihr und ich bin ein Prinz; unsere Schwester, deren Bild ihr seht, ist die Prinzessin Rosette. Wir kommen, um euch zu fragen, ob ihr sie heirathen wollt; sie ist schön und sehr verständig, auch geben wir ihr einen Scheffel Goldthaler zur Ausstattung mit.“ „O ja,“ meinte der König, „ich möchte sie gern heirathen; es soll ihr bei mir an nichts fehlen, ich werde sie sehr lieb haben, aber sie muß auch so schön sein wie ihr Bild, wo nicht, so lasse ich euch tödten.“ „Nun gut, wir sind es zufrieden,“ sprachen Rosettens Brüder.

p. 192.



„Majestät, wir kommen aus fernem Lande, um euch ein schönes Gemälde zu zeigen.“

„Wenn das ist,“ fügte der König hinzu, „so geht in's Gefängniß und bleibt dort, bis die Prinzessin angekommen ist.“ Die Prinzen folgten ohne Widerspruch, denn sie wußten ja, daß Rosette noch schöner war als ihr Bild.

Im Gefängniß ließ sie der König vortrefflich bedienen; er besuchte sie oft, behielt aber in seinem Schlosse Rosetten's Bild, in welches er so vernarrt war, daß er weder Tag noch Nacht schlief. Der König und seine Brüder schrieben vom Gefängniß aus mit der Post an ihre Schwester, daß sie sich schnell auf die Reise machen solle, da der Pfauenkönig sie mit Sehnsucht erwarte. Sie meldeten aber nichts von ihrer Gefangenschaft, um sie nicht zu sehr zu beunruhigen.

Als sie diesen Brief empfing, war sie außerordentlich erfreut und erzählte Allen, daß der Pfauenkönig gefunden sei und sie heirathen wolle. Es wurden Freudenfeuer angezündet, Kanonen gelöst und Zuckerwerk gegessen; Alle, die zu der Prinzessin kamen, wurden mit Eingemachtem und Glühwein bewirthet. Nach diesen Belustigungen übergab sie alle ihre schönen Puppen ihren guten Freundinnen, das Königreich ihres Bruders aber legte sie in die Hände der weisesten Männer der Hauptstadt. Sie empfahl ihnen, recht achtsam zu sein, nichts zu verschwenden, sondern viel Geld zu sammeln bis zur Rückkehr ihres Bruders; auch bat sie dieselben, ihren Pfau zu bewachen, und wollte nur ihre Amme, ihre Milchschwester und ihren kleinen grünen Hund Wedelschweif mitnehmen.

Sie gingen zu Schiffe und fuhren über das Meer. Den Scheffel Goldthaler hatten sie bei sich, und so viel Kleidungsstücke, daß sie zehn Jahre lang, zweimal täglich damit wechseln konnten. Sie sangen und lachten immerfort. Da fragte die Amme den Schiffer: „Sind wir bald am Pfauenreiche?“ Er antwortete: „Nein, nein!“ „Ein andermal fragte sie wieder: „Sind wir bald dort?“ Er antwortete: „Ja, bald.“ Noch einmal fragte sie ihn: „Sind wir nun am Ziel?“ Er erwiderte: „Ja, ja!“ Und als er dies gesagt hatte, setzte sie sich an das Ende des Schiffes an seine Seite und sprach: „Wenn du willst, kannst du für immer reich werden.“ Er entgegnete: „Sehr gern

will ich das!“ Sie fuhr fort: „Wenn du willst, kannst du viel Goldstücke gewinnen.“ Er antwortete: „das wäre prächtig!“ Nun wol,“ sagte sie, „diese Nacht, wenn die Prinzessin schläft, mußt du mir helfen und sie in's Meer werfen. Dann wollen wir meiner Tochter ihre schönen Kleider anziehen und sie zum Pfauenkönig führen, der sie gern heirathen wird. Zur Belohnung gebe ich dir so viel Diamanten wie du willst!“

Der Schiffer, sehr erstaunt über den Vorschlag der Amme, entgegnete, es wäre schade, die schöne Prinzessin zu ertränken, er habe Mitleid mit ihr; aber die Amme gab ihm eine Flasche Wein, wovon er so viel trank, daß er es ihr nicht länger verweigern konnte.

Als die Nacht gekommen war, ging die Prinzessin wie gewöhnlich schlafen; ihr kleiner Wedelschweif lag in ihrem Bette, ohne sich zu rühren. Rosette schlief fest, als die böse Amme, welche nicht schlief, den Schiffer holte. Sie trat mit ihm in das Zimmer der Prinzessin; dann, ohne sie aufzuwecken, nahmen sie dieselbe mit dem ganzen Bett, wobei die Milchschwester in allem half. Darauf warfen sie Alles in's Meer; die Prinzessin schlief so fest, daß sie nicht erwachte.

Aber es war ein Glück, daß ihr Bett von Phönixfedern gemacht war; diese sind sehr selten und haben die Eigenschaft, im Wasser niemals unterzusinken, so daß sie in ihrem Bette wie in einem Kasten schwamm. Das Wasser machte aber doch ihr Bett und ihre Matratze etwas naß, und Rosette, die es fühlte, wußte nicht, was sie davon denken sollte.

Da sie sich von einer Seite auf die andere drehte, erwachte Wedelschweif; er hatte eine vortreffliche Nase und roch die Flundern und Stockfische sogleich. Da fing er an so laut zu bellen, daß er alle andern Fische aufweckte. Sie begannen zu schwimmen und die großen Fische stießen mit dem Kopf gegen das Bett der Prinzessin, welches sich wie ein Rad um und um drehte, da es sich ganz lose hin und her bewegte. Wie war sie erstaunt! „Tanzt denn unser Schiff auf dem Wasser?“ fragte sie; „ich liege doch sonst nicht so unbequem wie diese Nacht.“ Wedelschweif bellte immer fort und machte ein schreckliches

Leben. Die böse Amme und der Schiffer hörten es von fern und sagten: der kleine närrische Hund trinkt mit seiner Herrin auf unsere Gesundheit; wir wollen uns beeilen, daß wir in's Schloß kommen, denn sie waren ganz nahe an der Hauptstadt des Pfauenkönigs.

Dieser hatte hundert Wagen an das Ufer des Meeres geschickt, die mit allerhand seltenen Thieren bespannt waren: mit Löwen, Bären, Hirschen, Wölfen, Pferden, Ochsen, Eseln, Adlern, Pfauen; die Kutsche, worin die Prinzessin Rosette fahren sollte, wurde von sechs blauen Affen gezogen, welche sprangen, auf dem Seil tanzten und tausend lustige Streiche machten. Sie trugen jeder ein schönes sammetenes Wamms, mit goldnen Blättchen gestickt. Sechszig junge Mädchen, die der König zu ihrem Vergnügen gewählt hatte, waren in allerhand Farben gekleidet, Gold und Silber war das Wenigste an ihrem Anzug.

Die Amme hatte indessen ihre Tochter mit großer Sorgfalt geputzt, hing ihr Rosetten's Diamanten um und zog ihr deren schönstes Kleid an; aber bei alledem war sie so häßlich wie eine Aeffin. Ihr Haar war schmierig, ihre Augen schief, ihre Beine krumm; mitten auf dem Rücken hatte sie einen großen Höcker; immerfort war sie mürrisch und übellaunisch und brummig.

Als die Diener des Pfauenkönigs sie aus dem Kahn steigen sahen, waren sie so verwundert, daß sie keine Worte hatten. „Was ist es mit euch," fragte sie, „schlaft ihr? Macht schnell, bringt mir zu essen, ihr Gesindel, oder ich werde euch Alle aufhängen lassen." Bei diesen Worten sagten Alle untereinander: „Welch gräuliches Thier; sie ist eben so boshaft als häßlich. Da ist unser König gut angekommen; das war nicht der Mühe werth, sie vom andern Ende der Welt kommen zu lassen!" Sie war immer hochfahrend und gab Allen Ohrfeigen und Faustschläge um gar nichts!

Da ihr Gefolge sehr zahlreich war, kam sie langsam vorwärts; sie brüstete sich wie eine Königin in ihrem Wagen. Aber alle Pfauen, die auf die Bäume geflogen waren, um sie im Vorüberfahren zu grüßen, und die anfangs beschlossen hatten, zu rufen: Es lebe die schöne Königin Rosette! riefen, als sie sie

jetzt erblickten: Pfui, wie häßlich! Wüthend vor Aerger, sprach sie zu ihren Wachen: „Tödtet diese Schurken, die mich beleidigen." Die Pfauen flogen schnell davon und spotteten über sie.

Der nichtswürdige Schiffer, der das Alles sah, sagte leise zu der Amme: „Gevatterin, das geht nicht gut; eure Tochter müßte hübscher sein." Sie antwortete: „Schweig, Unbesonnener, du wirst Alles verderben." Man benachrichtigte den König, daß die Prinzessin sich nähere. „Wie ist's," fragte er, „haben ihre Brüder die Wahrheit gesagt? Ist sie noch schöner als ihr Bild?" „Majestät, wenn sie nur so schön wäre," antwortete man. „O ja," fuhr der König fort, „dann wäre ich sehr zufrieden; ich will ihr entgegen gehen und sie anschauen;" denn er hörte an dem großen Lärmen auf dem Hofe, daß sie ankäme. Er vermochte nur die Worte zu unterscheiden: Pfui! wie häßlich ist sie! Er glaubte, man spräche von irgend einer Zwergin oder einem Thiere, welche sie vielleicht mitgebracht hätte, denn es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, daß von ihr selbst die Rede sei. Man trug Rosetten's Bild ganz offen an einer großen Stange und der König schritt ernsthaft mit allen seinen Baronen und seinen Pfauen hinterher. Dann folgten die Gesandten der benachbarten Reiche. Der Pfauenkönig war sehr ungeduldig, seine liebe Rosette zu sehen; aber ach! als er sie erblickte, wäre er beinahe auf der Stelle gestorben. Er gerieth darüber in den größten Zorn, zerriß seine Kleider und wollte ihr nicht nahe kommen, denn er fürchtete sich vor ihr.

„Wie," rief er, „die beiden Schlingel, die bei mir im Gefängniß sind, haben die Dreistigkeit gehabt, sich über mich lustig zu machen und mir eine solche Aeffin zur Frau vorzuschlagen? Dafür werde ich sie tödten! Man sperre sogleich diese Zierkatze, ihre Amme und ihren Begleiter ein und bringe alle drei in den tiefsten Thurm."

Andrerseits hatten der Konig und sein Bruder, die gefangen waren und wußten, daß ihre Schwester ankommen mußte, ihre schönsten Kleider zu ihrem Empfange angezogen. Statt ihnen indeß das Gefängniß zu öffnen und sie in Freiheit zu setzen, wie sie hofften, kam der Kerkermeister mit Soldaten und brachte sie in einen ganz dunklen Keller voll garstiger Thiere, wo sie bis an den Hals im

Wasser standen. Sie waren auf's Aeußerste erstaunt und traurig. Ach, sagten sie zu einander, das ist eine traurige Hochzeit für uns. Was hat uns ein solches Unglück zugezogen? Sie wußten nicht was sie denken sollten, glaubten aber, man wolle sie tödten. Drei Tage vergingen, ohne daß sie das Geringste erfuhren. Nach Verlauf dieser Zeit kam der Pfauenkönig und sagte ihnen Grobheiten durch eine Oeffnung in der Thür. „Ihr habt den Königs- und Prinzentitel nur angenommen," rief er ihnen zu, „um mich zu verleiten, eure Schwester zu heirathen; aber ihr seid Elende, die nicht das Wasser werth sind, das ihr trinket. Ich werde Richter bestellen, die euren Prozeß schnell zu Ende führen; man spinnt schon das Seil, womit ihr gehängt werden sollt." „König der Pfauen," antwortete der gefangene König zornig, „macht die Sache nicht so schnell ab, sonst könntet ihr es bereuen; ich bin ein König wie ihr, ich habe ein schönes Reich, Kleider und Kronen und viel Geld. Ihr scherzt, wenn ihr uns hängen lassen wollt; haben wir euch etwa bestohlen?"

Als der König ihn so entschlossen reden hörte, wußte er nicht, was er thun sollte, und hatte beinahe Lust, sie mit ihrer Schwester davonziehen zu lassen, ohne sie zu tödten; aber sein Vertrauter, der ein großer Schmeichler war, ermuthigte ihn und sagte, wenn er sich nicht rächte, würden sich Alle über ihn lustig machen und ihn den kleinen Zaunkönig nennen. Darauf schwur er, ihnen nicht zu verzeihen und das Urtheil zu sprechen. Das dauerte nicht lange: man brauchte nur das Bild der wirklichen Prinzessin Rosette mit der zu vergleichen, die gekommen war und sich für die Prinzessin ausgab. Sie wurden daher verurtheilt, als Lügner hingerichtet zu werden, weil sie dem Könige eine schöne Prinzessin versprochen und ihm eine häßliche Bäuerin gegeben hätten. Man ging in das Gefängniß, um ihnen das Urtheil feierlich vorzulesen. Sie betheuerten, daß sie nicht gelogen hätten, daß ihre Schwester eine Prinzessin und schön wie der Tag wäre, daß dahinter etwas stecke, was sie nicht begriffen, und baten, man möge sie noch sieben Tage leben lassen. Der Pfauenkönig, der sehr in Zorn war, wollte ihnen zuerst diese Gnade nicht bewilligen, endlich gab er aber doch nach.

Während dies Alles am Hofe vorging, müssen wir etwas von der armen Prinzessin Rosette erzählen. Sobald es Tag geworden, waren sie und Wedelschweif sehr erstaunt, sich mitten im Meere ohne Kahn und ohne Hilfe zu sehen. Sie fing an zu weinen, daß es alle Fische jammerte. „Gewiß bin ich auf Befehl des Pfauenkönigs in's Meer geworfen worden," rief sie, „es ist ihm Leid geworden, mich zu heirathen, und um mich los zu werden, hat er mich wollen ersäufen lassen." Dabei weinte sie immer heftiger, denn sie mußte fortwährend an ihre Brüder denken, welche sie so lieb hatten.

So schwamm sie zwei Tage im Meere umher, wurde bis auf die Haut naß, bekam einen argen Schnupfen und war fast erstarrt; wenn der kleine Wedelschweif nicht gewesen wäre und ihr Herz ein wenig gewärmt hätte, wäre sie hundertmal gestorben; sie hatte einen schrecklichen Hunger. Sie lebte von Austern, fing so viel sie wollte und aß sie. Wedelschweif mochte sie nicht, mußte sie aber doch essen. Wenn die Nacht kam, hatte Rosette große Furcht und sprach zu ihrem Hund: „Wedelschweif, belle fleißig, damit uns die Fische nicht fressen."

Er hatte die ganze Nacht gebellt, und das Bett der Prinzessin war nicht mehr weit vom Ufer. Hier wohnte ein alter Mann, der ganz allein in einer kleinen Hütte lebte, wohin nie Jemand kam; er war sehr arm, bekümmerte sich aber nicht um die Güter der Welt. Als er Wedelschweif bellen hörte, war er ganz erstaunt; da er glaubte, daß irgend ein Reisender sich verirrt hätte, ging er hinaus, um ihm mitleidig den Weg zu zeigen. Plötzlich sah er die Prinzessin und Wedelschweif auf dem Meere schwimmen; und als die Prinzessin ihn erblickte, rief sie: „Guter Greis, rette mich, denn ich sterbe hier; es sind schon zwei Tage, daß ich fast verschmachte!"

Als er sie so ängstlich rufen hörte, empfand er großes Mitleid und ging wieder in sein Haus, um einen langen Haken zu holen; dann trat er bis an den Hals in's Wasser und wäre zwei bis dreimal fast ertrunken. Endlich zog er das kleine Bett an's Ufer. Rosette und Wedelschweif waren sehr froh, am Lande zu sein; sie dankte dem guten Mann, nahm ihre Decke und

hüllte sich darin. Dann trat sie barfuß in seine Hütte, wo er ein kleines Feuer von trocknem Stroh anzündete, und aus seinem Koffer das schönste Kleid seiner verstorbenen Frau, wie ihre Schuhe und Strümpfe holte, welche die Prinzessin anzog. Auch so, als Bäuerin gekleidet, war sie schön wie der Tag.

Der Greis bemerkte bald, daß Rosette eine vornehme Dame sei, denn ihre Bettdecken waren ganz von Gold und Silber und ihre Matratze von Atlas. Er bat sie, ihm ihre Geschichte zu erzählen, von der er nichts ausplaudern wollte. Sie theilte ihm Alles mit, von Anfang bis zu Ende, und weinte sehr; denn sie glaubte immer, der Pfauenkönig habe sie in's Wasser werfen lassen. „Was sollen wir machen, meine Tochter," sprach der Greis, „ihr seid eine vornehme Prinzessin, an schöne Speisen gewöhnt und ich habe nur Schwarzbrod und Rüben, eine schlechte Kost für euch; wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so laßt dem Pfauenkönige sagen, ihr wäret hier. Sieht er euch, so heirathet er euch gewiß." „Ach, das ist ein böser Mensch, der mich tödten würde," entgegnete Rosette, „aber ihr habt da einen kleinen Korb, den wollen wir am Halse meines Hundes befestigen; es müßte schlimm sein, wenn er uns nicht Nahrungsmittel brächte."

Der Greis gab der Prinzessin einen Korb, sie band ihn an Wedelschweif's Hals und redete ihn an: „Geh zu dem besten Topf, der in der Stadt ist und bringe mir, was darin ist." Wedelschweif lief in die Stadt und da es keinen bessern Topf als den des Königs gab, lief er in dessen Küche. Er entdeckte bald den Topf, nahm geschickt Alles, was darin war, heraus, und kehrte nach Hause zurück. Rosette versetzte: „Lauf wieder nach der Speisekammer und hole das Beste, was du dort findest." Wedelschweif kehrte nach der Speisekammer zurück und nahm Weißbrot, Muskatwein, alle Arten Früchte und Zuckerwerk; er war so beladen, daß er kaum fort konnte.

Als der König der Pfauen Mittagbrot essen wollte, war nichts in seinem Topf, nichts in seiner Speisekammer; Alle sahen sich an, und der König gerieth in einen schrecklichen Zorn. „Nun wol," sprach er, „ich werde kein Mittagbrot essen, aber diesen

Abend lege man den Spieß an's Feuer, damit ich gute Braten bekomme."

Als der Abend gekommen war, sagte die Prinzessin zu Wedelschweif: „Geh nach der Stadt, tritt in die beste Küche und bringe mir gute Braten." Wedelschweif that, was seine Herrin ihm befohlen hatte, und da er keine bessere Küche als die des Königs kannte, schlich er wiederum leise hinein, während die Köche ihm den Rücken zukehrten, und nahm den ganzen Braten, der am Spieße steckte. Derselbe nahm sich so prächtig aus, daß man schon Appetit bekam, wenn man ihn sah. Er brachte seinen Korb der Prinzessin, die ihn sogleich wieder in die Speisekammer schickte, aus der er ihr das Muß und den Salat des Königs holte.

Der König, der nicht zu Mittag gegessen und großen Hunger hatte, wollte früh sein Abendbrot verzehren, aber er fand nichts. Da gerieth er in einen fürchterlichen Zorn und ging ohne Abendbrot schlafen. Den andern Tag war es ganz ebenso beim Mittag- und Abendbrot, so daß der König drei Tage ohne Essen und Trinken zubrachte; denn, wenn er sich zu Tische setzen wollte, fand man, daß Alles weggenommen war. Sein Vertrauter war sehr in Unruhe und fürchtete den Tod des Königs; er versteckte sich in einen Winkel der Küche und wandte die Augen nicht von dem kochenden Topfe ab. Wie war er erstaunt, als er leise einen kleinen grünen Hund eintreten sah, der nur ein Ohr besaß, auf den Topf zulief und das Fleisch in seinen eigenen Topf legte. Er folgte ihm, um zu wissen, wohin er ginge, und sah ihn aus der Stadt laufen; er folgte immer weiter und kam zu dem alten Manne. Darauf eilte er zum Könige, und erzählte ihm Alles.

Der König, sehr erstaunt, befahl, ihn holen zu lassen; der Vertraute, um gefällig zu sein, wollte selbst hingehen und nahm Bogenschützen mit; sie fanden ihn, wie er mit der Prinzessin die Suppe des Königs aß. Er ließ sie greifen und mit dicken Stricken binden, ebenso den Wedelschweif.

Als sie angekommen waren, meldete man es dem König. Er begann: „Morgen ist der letzte von den Tagen abgelaufen, die ich den frechen Betrügern bewilligt habe; ich werde sie mit den Dieben meines Essens zugleich tödten lassen." Dann ging

er in den Gerichtssaal. Der Greis warf sich vor ihm auf die Knie und wollte ihm Alles erzählen. Während er sprach, blickte der König die schöne Prinzessin an und es that ihm Leid, daß sie weinte. Als nun der alte Mann ihm entdeckt hatte, daß es die Prinzessin Rosette sei und daß man sie in's Meer geworfen habe, machte er, ungeachtet seiner Schwäche vom dreitägigen Hungern, drei Freudensprünge hinter einander, lief zu ihr hin, umarmte sie und nahm ihr die Stricke ab, womit sie gebunden war. Dann gestand er ihr, daß er sie von ganzem Herzen lieb habe.

Man holte gleichzeitig die Prinzen, welche glaubten, daß man sie zum Tode führen wollte und traurig und mit gesenktem Haupte herbei kamen; man holte auch die Amme und ihre Tochter. Als sie sich sahen, erkannten sie sich Alle. Rosette fiel ihren Brüdern um den Hals; die Amme, ihre Tochter und der Schiffer warfen sich auf die Knie und baten um Gnade. Die Freude war so groß, daß der König ihnen vergab; der gute Greis wurde reichlich belohnt und blieb für immer in dem Pallast.

Endlich gab der Pfauenkönig dem Könige und seinem Bruder jede Genugthuung und bezeigte ihnen seinen Schmerz über die Mißhandlungen, die sie erlitten. Die Amme gab Rosetten ihre schönen Kleider und ihren Scheffel Goldthaler zurück, und die Hochzeit dauerte vierzehn Tage. Alles war zufrieden, sogar Wedelschweif, der jetzt nur noch Rebhühnerflügel aß.

Moral.

Irrt auch die Unschuld in finsterer Nacht,
Der himmlische Vater sie freundlich bewacht;
Er folgt mit seinem Auge klar
Ihr stets in Kummer und Gefahr,
Vertheidigt sie mit starker Hand
Und führt sie in das Heimathland;
Denn auch in den empörten Wellen
Die Ströme seiner Gnade quellen.

Der blaue Vogel.

Es war einmal ein König, der war reich an Gütern und an Geld. Seine Frau starb; er war untröstlich darüber. Da schloß er sich acht ganze Tage in eine kleine Kammer ein, wo er mit dem Kopfe gegen die Wand lief, so betrübt machte es ihn. Alle seine Unterthanen faßten den Entschluß, mit einander zu ihm zu gehen und ihn zu trösten, so gut sie konnten. Einige bereiteten ernste, Andere angenehme, selbst lustige Reden vor; aber das übte keinen Einfluß auf ihn; er hörte kaum, was gesprochen wurde. Endlich aber stellte sich eine, in schwarze Florschleier und lange Trauerkleider gehüllte Frau bei ihm ein, und weinte und schluchzte so laut, daß er darüber ganz verwundert war. Sie sagte, sie käme nicht wie die Andern, um seinen Schmerz zu lindern, sondern wolle ihn noch vermehren, denn eine gute Frau könne man nicht genug beweinen; sie hätte auch den besten Mann gehabt und würde weinen, so lange ihre Augen offen blieben. Dabei verdoppelte sie ihr Geschrei und der König folgte ihrem Beispiel und fing an zu weinen.

Er nahm sie besser auf als die Andern, erzählte ihr von den guten Eigenschaften seiner theuren Verstorbenen, und sie hob die ihres verstorbenen Mannes nun noch mehr hervor. Sie sprachen so viel, daß sie zuletzt nicht wußten, was sie noch von ihrem Schmerze äußern sollten. Als die schlaue Wittwe das Thema bald erschöpft sah, hob sie ein wenig ihren Schleier auf; da ergötzte sich der betrübte König an dem Anblick der armen Traurigen, welche ihre großen, blauen, mit schwarzen Wimpern gesäumten Augen auf- und niederschlug. Ihr Gesicht war ziemlich blühend. Der König betrachtete sie aufmerksam; nach und nach sprach er weniger von seiner Frau, endlich sprach er gar nicht mehr von ihr. Die Wittwe erklärte, sie würde ihren Mann immer beweinen, während der König bat, sie möge ihren Schmerz nicht bis in die Ewigkeit tragen. Das Ende war, daß er sie

zum Erstaunen Aller heirathete und daß die schwarze Farbe sich in grün und rosa verwandelte.

Der König hatte aus seiner ersten Ehe nur eine Tochter, welche für das achte Wunder der Welt galt; man nannte sie Florine, weil sie der Flora gleich, so jung, schön und frisch erschien. Sie war erst funfzehn Jahr alt, als der König sich wieder verheirathete. Die neue Königin ließ ihre eigene Tochter holen, die bei ihrer Pathin, der Fee Süßfrau, erzogen wurde, aber darum weder anmuthiger noch schöner war. Süßfrau hatte sich mit ihr viel Mühe gegeben, aber nichts erreicht; dennoch liebte sie sie außerordentlich und nannte sie Forellchen, weil sie so viele rothe Flecke wie eine Forelle im Gesicht hatte. Ihr schwarzes Haar war so schmierig und schmutzig, daß man es nicht zu berühren wagte, und aus ihrer gelben Haut tropfte Oel. Die Königin liebte sie aber dennoch närrisch und sprach nur von ihrem reizenden Forellchen; da aber Florine viel Vorzüge vor ihr besaß, war die Königin in Verzweiflung und wandte alles Mögliche an, um sie anzuschwärzen. Die Prinzessin, ebenso sanft als klug, ließ sich durch dieses schlechte Betragen nicht schrecken.

Einst erklärten der König und die Königin, Florine und Forellchen seien groß genug zum Heirathen, und sie wollten dem ersten Prinzen, der an den Hof käme, eine von ihnen geben. „Meine Tochter," nahm die Königin das Wort, „muß zuerst verheirathet werden; sie ist älter als die deinige und da sie auch tausendmal liebenswürdiger ist, so leidet dies kein Bedenken." Der König entgegnete, er sei es zufrieden und ließe ihr den Willen.

Einige Zeit nachher erfuhr man, daß der König Liebwerth an den Hof kommen wolle. Niemals hat es einen herrlicheren Fürsten gegeben; sein Geist und seine Person entsprachen seinem Namen. Als die Königin es erfuhr, stellte sie alle Schneider und Stickerinnen an, um für Forellchen Anzüge aller Art zu machen. Dann bat sie den König, Florine nichts Neues zu schenken, und bestach ihre Kammerfrauen, daß sie deren Kleider, Hauben und Edelsteine an dem Tage wegnehmen sollten, wo Liebwerth ankommen würde, so daß sie nicht ein Band fände, wenn sie sich putzen wollte. Sie hatte daher nur ein geringes unsauberes

Kleid und war darüber so beschämt, daß sie sich in einen Winkel des Saales setzte, als der König Liebwerth eintraf.

Die Königin empfing ihn mit großer Feierlichkeit; sie stellte ihm ihre Tochter vor, die strahlender als die Sonne und dennoch häßlicher als gewöhnlich erschien, trotz allen Putzes. Der König wendete die Augen ab; die Königin aber, die sich einbildete, sie gefiele ihm zu sehr und er fürchte nur, sich zu verlieben, brachte sie immer wieder in seine Nähe. Er fragte, ob nicht auch eine andere Prinzessin, Namens Florine, hier wäre. „Ja," antwortete Forellchen, indem sie mit dem Finger nach ihr zeigte, „dort hat sie sich versteckt, weil sie so unsauber und zerrissen ist." Aber Florine erröthete und wurde dadurch so schön, daß der König Liebwerth ganz geblendet war. Er stand schnell auf, machte der Prinzessin eine tiefe Verbeugung und sprach: „Prinzessin, eure unvergleichliche Schönheit schmückt euch so, daß ihr fremder Hilfe nicht nöthig habt." „Herr," erwiderte sie, „ich gestehe euch, daß ich an so unsaubere Kleider nicht gewöhnt bin, als ich heute trage, und daß es mir lieb gewesen wäre, wenn ihr mich nicht so gesehen hättet." „Unmöglich," rief Liebwerth, „kann eine so wunderschöne Prinzessin übersehen werden; wo sie ist, kann man nur Augen für sie haben." „Ach," nahm die Königin ärgerlich das Wort, „wie langweilig, solche Reden anzuhören! Glaubt mir, Herr, Florine ist schon gefallsüchtig genug und braucht nicht noch solche Artigkeiten zu vernehmen." Der König Liebwerth errieth sogleich, aus welchen Gründen die Königin so sprach; da er sich aber nicht Gewalt anthun wollte, ließ er seine ganze Bewunderung für Florine hervorbrechen und unterhielt sich drei Stunden hinter einander mit ihr.

Die Königin in Verzweiflung und Forellchen untröstlich, daß sie nicht den Vorzug vor der Prinzessin erhielt, beklagten sich bitter beim Könige und nöthigten ihm die Erlaubniß ab, Florine während der Anwesenheit des Königs Liebwerth in einen Thurm zu sperren, wo sie sich nicht sehen könnten. Und wirklich, sobald sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, packten sie vier verlarvte Männer und schleppen sie in den hohen Thurm, wo sie die Arme in der größten Trostlosigkeit ließen. Sie begriff wol, daß

man das nur that, damit sie dem Könige nicht gefallen sollte, der ihr schon sehr behagte und den sie gern zum Gemahl gehabt hätte. Da er die Gewaltthat nicht ahnte, die man sich gegen die Prinzessin erlaubte, erwartete er mit Ungeduld die Stunde ihres Wiedersehens. Er wollte mit den Leuten von ihr sprechen, die ihm der König als Ehrenwache gegeben, aber auf den Befehl der Königin erzählten sie so viel Uebles von ihr, als sie nur irgend konnten: daß sie gefallsüchtig, launenhaft und böswillig wäre, daß sie ihre Freunde und Diener quäle, daß man nicht unsaubrer sein könne; sie triebe den Geiz so weit, daß sie lieber wie eine geringe Hirtin gekleidet ginge, statt reiche Stoffe für das Geld zu kaufen, welches der König, ihr Vater, ihr schenke. Bei allen diesen Nachrichten war Liebwerth außer sich und gerieth in einen Zorn, den er kaum zu mäßigen im Stande war. „Nein,“ sagte er, „es ist unmöglich, daß der Himmel eine so schwarze Seele in dies Meisterstück der Natur gelegt; ich gestehe, daß sie nicht sehr sauber angezogen war, als ich sie erblickte, aber ihre Verschämtheit beweist, daß sie nicht daran gewöhnt war.“

Unterdessen lag die Prinzessin auf der Erde in dem obersten Gemach des schrecklichen Thurmes, wohin die verlarvten Männer sie gebracht hatten. „Ich wäre weniger zu beklagen,“ meinte sie, „wenn man mich hiehergebracht hätte, ehe ich jenen liebenswürdigen König kennen gelernt; sein Bild kann nur meine Leiden erhöhen. Ohne Zweifel behandelt mich die Königin so grausam, damit ich ihn nicht länger sehen soll.“ Dann weinte sie so bitterlich, daß ihre eigene Feindin Mitleid mit ihr gehabt hätte, wenn sie Zeugin ihrer Schmerzen gewesen wäre.

Sobald Liebwerth zum König und zur Königin gehen konnte, begab er sich in ihr Gemach; er hoffte, Florine dort zu finden und sah sich überall nach ihr um. Wenn er Jemand hereinkommen hörte, drehte er sich schnell nach der Thür; er schien unruhig und verdrießlich. Die boshafte Königin errieth, was in seiner Seele vorging, aber sie ließ sich nichts merken. Sie sprach mit ihm nur von Lustbarkeiten; er antwortete ihr ganz verkehrt. Endlich fragte er, wo sich die Prinzessin Florine befände. „Herr,“ entgegnete ihm stolz die Königin, „der König, ihr Vater,

hat ihr verboten, ihr Zimmer zu verlassen, bevor meine Tochter verheirathet ist.“ „Aus welchem Grunde,“ fragte der König, „kann man eine so schöne Prinzessin gefangen halten?“ „Ich weiß es nicht,“ erwiderte die Königin, „und wenn ich es wüßte, würde ich es euch nicht sagen.“ Der König verließ die Königin auf der Stelle, denn ihre Gegenwart verursachte ihm zu viel Verdruß. Als er wieder in sein Zimmer gekommen war, sagte er zu einem jungen Prinzen, der ihn begleitet hatte und den er sehr liebte, er möchte nur einen Augenblick mit ihr sprechen können. Der Prinz fand bald eine von den Damen des Pallastes, welche um die Sache wußten, und welche versicherte, daß sich Florine am Abend an einem niedrigen Fenster einfinden würde, welches nach dem Garten hinausginge, und daß er da mit ihr sprechen könne. Der Prinz, entzückt, es so weit gebracht zu haben, machte dem Könige schnell seine Aufwartung und zeigte ihm die Stunde der Zusammenkunft an. Aber die böse Vertraute verfehlte nicht, die Königin von allem zu unterrichten, was vorging, und ihre Befehle einzuholen. Sogleich beschloß diese, ihre Tochter an das kleine Fenster zu schicken; sie belehrte sie so gut, daß Forellchen Alles begriff, obgleich sie von Natur dumm war.

Die Nacht war so dunkel, daß es dem Könige unmöglich war, den Betrug zu merken, den man ihm spielte; er näherte sich dem Fenster mit dem unaussprechlichsten Entzücken und sagte zu Forellchen Alles, was er Florine versichern wollte, um sie von seiner Liebe zu überzeugen. Forellchen benutzte die Umstände und klagte, sie wäre das unglücklichste Mädchen von der Welt, hätte eine so böse Stiefmutter, und daß sie so lange leiden würde, bis deren Tochter verheirathet wäre. Der König versicherte, wenn sie ihn zum Gemahl annehmen wolle, würde er entzückt sein, und Herz und Krone mit ihr theilen. Dabei zog er seinen Ring vom Finger und steckte ihn Forellchen an, indem er hinzufügte, daß es ein ewiges Pfand seiner Treue sei und daß sie nur die Stunde zu bestimmen brauche, wo sie mit ihm abzureisen wünsche.

Die Königin erfuhr den glücklichen Erfolg der Zusammenkunft und versprach sich alles Schöne davon. Wirklich wurde der Reisetag verabredet, und der König holte sie in einem fliegenden

von geflügelten Fröschen gezogenen Wagen ab. Einer seiner Freunde, der ein Zauberer war, hatte ihm dies Geschenk gemacht. Die Nacht war sehr dunkel, Forellchen trat heimlich aus einer kleinen Thür; der König, der sie erwartete, nahm sie in seine Arme und schwur ihr hundertmal ewige Treue. Da er aber nicht Lust hatte, lange in seinem Wagen herumzufliegen, ohne die geliebte Prinzessin zu heirathen, fragte er sie, wo sie Hochzeit machen wollte. Sie antwortete, daß sie eine Fee, Namens Süßfrau, zur Pathin habe, die sehr berühmt sei, und daß sie in deren Schloß zu gehen wünsche. Obgleich der König den Weg dorthin nicht kannte, brauchte er es doch nur seinen Fröschen zu sagen; diese kannten die Generalkarte des ganzen Weltalls, und brachten in kurzer Zeit den König und Forellchen zu Süßfrau.

Das Schloß war so hell erleuchtet, daß der König bei seiner Ankunft wol seinen Irrthum entdeckt hätte, wenn sich die Prinzessin nicht sorgfältig in ihren Schleier gehüllt hätte. Sie fragte nach ihrer Pathin, erzählte ihr im Geheimen, wie sie den König Liebwerth angeführt habe, und bat, diesen zu beruhigen. „Ach, meine Tochter," versetzte die Fee, „das wird nicht so leicht sein; er liebt Florine zu sehr und ich bin überzeugt, daß er uns viel zu schaffen machen wird." Indessen erwartete sie der König in einem Saal, dessen Wände von so hellen und reinen Diamanten waren, daß er durch dieselben Süßfrau und Forellchen plaudern sehen konnte. „Wie," sprach er zu sich selbst, „bin ich verrathen worden? Haben die bösen Geister diese Feindin unsrer Ruhe hergebracht? Kommt sie, um meine Hochzeit zu stören? Meine liebe Florine kommt nicht; ihr Vater ist ihr vielleicht gefolgt." Er bildete sich tausend trostlose Dinge ein, aber es wurde noch schlimmer, als sie in den Saal traten und Süßfrau im befehlenden Ton zu ihm sagte: „König Liebwerth, hier ist die Prinzessin Forellchen, welcher ihr Treue gelobt habt; sie ist meine Pathe und ich wünsche, daß ihr sie auf der Stelle heirathet." „Ich," rief er, „ich sollte dieses kleine Ungeheuer heirathen! Ihr haltet mich wol für sehr folgsam, da ihr mir solche Vorschläge macht; wisset, daß ich ihr nichts versprochen habe, und wenn sie es anders sagt, so ...."

„Vollendet nicht,“ unterbrach ihn Süßfrau „und seid nicht so dreist, es an Achtung gegen mich fehlen zu lassen.“ „O, ich achte euch so sehr, als eine Fee es verdient, wenn ihr mir nämlich meine Prinzessin wiedergebt.“ „Bin ich es etwa nicht, Meineidiger?“ rief Forellchen, indem sie ihm seinen Ring zeigte. „Wem hast du diesen Ring als Pfand deiner Treue gegeben? Mit wem hast du an dem kleinen Fenster gesprochen, wenn nicht mit mir?“ „Wie“ erwiderte er, „so bin ich also getäuscht und betrogen worden? Nein, nein, ich werde kein Narr sein. Kommt, kommt, meine Frösche, ich will sogleich abreisen.“

„O, das steht nicht in eurer Macht ohne meine Einwilligung,“ sagte Süßfrau, und indem sie ihn berührte, waren seine Füße wie an den Fußboden genagelt. „Und wenn ihr mich auch steinigt oder tödtet,“ sprach der König, „werde ich doch keine andere als Florine heirathen; ich bin dazu entschlossen, und ihr könnt nun eure Macht gebrauchen wie ihr wollt.“ Süßfrau wendete Schmeicheleien, Drohungen, Versprechungen, Bitten an; Forellchen weinte, seufzte, schrie, zürnte und besänftigte sich wieder. Der König aber sagte kein Wort mehr, sah sie beide sehr unwillig an und antwortete nichts auf ihr reiches Geschwätz.

So vergingen zwanzig Tage und zwanzig Nächte, ohne daß sie zu sprechen aufhörten, ohne etwas zu essen, zu schlafen oder sich einmal zu setzen. Endlich war Süßfrau es überdrüssig und sagte zum König: „Nun wol, ihr seid ein Trotzkopf, der nicht Vernunft annehmen will; wählt: entweder thut sieben Jahre Buße, weil ihr euer Wort gebrochen habt, oder heirathet meine Pathe.“ Der König, der ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, rief plötzlich: „Macht mit mir, was ihr wollt, nur befreit mich von dieser Widerwärtigen.“ „Selbst widerwärtig,“ schrie Forellchen zornig, „es ist höchst sonderbar von euch, mit eurem Sumpfgespanne bis in mein Land zu kommen, mir Beleidigungen zu sagen und euer Wort zu brechen.“ „Das sind rührende Vorwürfe,“ entgegnete der König spöttisch; „kann man wol eine so schöne Dame zur Gemahlin nehmen?“ „Nein, nein, du sollst auch nicht,“ rief Süßfrau ärgerlich, „du brauchst nur durch das



„König Liebwerth, hier ist die Prinzessin Forellchen, welcher ihr Treue gelobt habt.“

Fenster zu fliegen, wenn du willst, denn du bist von heute an sieben Jahre lang ein blauer Vogel."

In dem Augenblick verwandelte sich der König: seine Arme wurden Flügel und bedeckten sich mit Federn, seine Beine wurden schwarz und dünn, es wuchsen ihm gebogene Krallen; sein Körper wurde klein und war ganz mit langen, feinen, himmelblauen Federn bedeckt; seine Augen rundeten sich und glänzten wie Sonnen; seine Nase war nur noch ein Schnabel von Elfenbein; auf seinem Kopfe erhob sich ein weißer Federbusch, der eine Krone bildete; auch konnte er entzückend singen und plaudern. In diesem Zustande stieß er über seine Verwandlung einen schmerzlichen Schrei aus und flog davon, um nur aus Süßfrau's schrecklichem Pallaste zu entkommen. In seiner Traurigkeit flatterte er von Ast zu Ast und wählte nur die der Liebe und der Traurigkeit gewidmeten Bäume, bald Myrthen, bald Cypressen, und sang traurige Lieder, worin er sein und Florinen's Unglück beklagte. „Wo haben ihre Feinde sie versteckt?" fragte er, „was ist aus diesem schönen Opfer geworden? Hat die Grausamkeit der Königin sie am Leben gelassen? Wo soll ich sie suchen? Bin ich verdammt, sie sieben Jahre zu entbehren? Vielleicht wird man sie unterdessen verheirathen, und ich werde für immer alle Hoffnung verlieren, die noch mein Leben aufrecht erhält." Diese verschiedenen Gedanken betrübten den blauen Vogel so sehr, daß er sterben wollte.

Unterdessen schickte die Fee Süßfrau ihr Forellchen wieder zu der Königin, die sehr ungeduldig forschte, wie es mit der Hochzeit geworden wäre. Aber als sie ihre Tochter erblickte und diese ihr erzählte, was geschehen war, gerieth sie in einen schrecklichen Zorn, der auf die arme Florine zurück fiel. „Sie soll es mehr als ein Mal bereuen, daß sie dem König Liebwerth gefallen hat," sprach sie, und ging mit Forellchen in den Thurm. Die Letztere war mit den prächtigsten Kleidern geputzt, und hatte eine Diamantkrone auf dem Kopf; drei Töchter der vornehmsten Barone des Reiches trugen die Schleppe ihres Königsmantels. Am Daumen prangte König Liebwerth's Ring, den Florine

an dem Tage seiner Ankunft gesehen hatte. Sie war sehr überrascht, Forellchen in solchem prächtigen Aufzuge zu sehen. „Meine Tochter bringt dir Geschenke von ihrer Hochzeit mit,“ sagte die Königin, „der König Liebwerth hat sie geheirathet und liebt sie närrisch; nie hat es glücklichere Menschen gegeben.“ Dann wurden sogleich vor der Prinzessin Gold- und Silberstoffe, Edelsteine, Kanten und Bänder ausgebreitet, welche in großen Körben von Golddraht lagen. Als sie ihr das Alles überreichte, verfehlte Forellchen nicht, den Ring des Königs funkeln zu lassen, so daß die Prinzessin Florine nicht an ihrem Unglück zweifeln konnte und mit trostloser Miene bat, alle diese schrecklichen Geschenke aus ihren Augen zu entfernen, da sie sich nur schwarz kleiden oder lieber gleich sterben wolle. Sie wurde ohnmächtig, aber die grausame Königin, sehr erfreut, daß ihr der Streich gelungen war, gestattete keinen Beistand, ließ sie in dem bedauernswürdigsten Zustand von der Welt allein und erzählte dem König boshafterweise, daß seine Tochter außer sich vor Zärtlichkeit wäre, daß nichts ihren Thorheiten gleich käme und daß man sich hüten müsse, sie aus dem Thurm zu lassen. Der König entgegnete, daß sie in dieser Sache machen könne, was sie wolle, und daß er mit Allem zufrieden wäre.

Als die Prinzessin wieder zu sich kam und über das Betragen gegen sie und die schlechte Behandlung von Seiten ihrer bösen Stiefmutter nachdachte, ihr auch einfiel, daß sie für immer die Hoffnung verloren habe, den König Liebwerth zu heirathen, wurde ihr Schmerz so heftig, daß sie die ganze Nacht weinte. Sie setzte sich an das Fenster, wo sie sehr zärtliche und rührende Klagen ausstieß. Als der Tag graute, schloß sie dasselbe und fuhr fort zu weinen.

Die folgende Nacht öffnete sie das Fenster und stieß tiefe Seufzer aus, schluchzte und vergoß einen Strom von Thränen. Als der Tag anbrach, verbarg sie sich in ihrem Zimmer. Indessen hörte der König Liebwerth, oder besser gesagt, der blaue Vogel nicht auf, um den Pallast herumzuflattern. Er ahnte, daß seine liebe Prinzessin dort eingesperrt wäre; und wenn schon

ihre Klagen traurig klangen, so waren es die seinigen noch mehr. Er näherte sich den Fenstern, so viel er konnte, um hinein zu sehen, aber aus Furcht, Forellchen möchte ihn erblicken und ahnen, daß er es sei, flog er nicht ganz nahe. „Es handelt sich um mein Leben," sprach er zu sich selbst; „wenn die böse Königin und ihre Tochter entdecken, wo ich mich aufhalte, werden sie sich rächen; ich muß mich entfernen, wenn ich mich nicht der höchsten Gefahr aussetzen will." Diese Gründe nöthigten ihn zu großer Vorsicht, so daß er gewöhnlich auch nur des Nachts sang.

Florinen's Fenster gegenüber stand eine Cypresse von ungeheurer Höhe. Der blaue Vögel setzte sich darauf; kaum war er da, als er ein junges Mädchen klagen hörte. „Werde ich noch lange leiden?" rief sie, „wird der Tod mir nicht zur Hilfe kommen? Denjenigen, die ihn fürchten, erscheint er bald; ich wünsche ihn und mich flieht der grausame! Ach, Königin, was habe ich dir gethan, daß du mich in so entsetzlicher Gefangenschaft hälst!"

Dem blauen Vogel entging kein Wort dieser Klage. Der neugierige Vogel versäumte nicht, die folgende Nacht wieder zu kommen; da erschien ein Mädchen am Thurmfenster, das von Neuem zu klagen begann. Der blaue Vogel hörte zu; je mehr er vernahm, je mehr überzeugte er sich, daß die Betrübte seine liebenswürdige Prinzessin sei. Da sagte er zu ihr: „Florine, warum wollt ihr so schnell euer Leben endigen?" „Ach, wer spricht zu mir so tröstend?" rief sie. „Ein unglücklicher König," erwiderte der Vogel, „der stets nur euch lieben wird." Als er diese Worte vollendet, flog er auf das Fenster. Florine fürchtete sich zuerst vor einem so sonderbaren Vogel, der mit so vielem Verstande redete, als ob er ein Mensch gewesen wäre, aber die Schönheit seines Gefieders und seine Worte beruhigten sie wieder. „Und wer bist du, liebwerther Vogel?" fragte die Prinzessin, ihn liebkosend. „Ihr habt meinen Namen genannt," entgegnete der König, „und thut, als ob ihr mich nicht kennet?" „Wie," nahm die Prinzessin das Wort, „der schöne Vogel, den ich halte, wäre der König Liebwerth?" „Ach, schöne Florine, es ist nur zu

wahr, und wenn mich etwas darüber trösten kann, so will ich lieber diese Qual erdulden, als je der Liebe für euch entsagen." „Für mich?" rief Florine, „ach, sucht mich nicht zu täuschen! Ich weiß, daß ihr Forellchen geheirathet, habe euren Ring an ihrem Finger und sie mit den Diamanten glänzen sehen, die ihr ihr gegeben habt; sie ist mit der Krone und dem Königsmantel, welche sie von euch erhalten hat, in mein Gefängniß gekommen, um mich zu schmähen, während ich in Ketten und Banden lag." „Ihr habt Forellchen in solchem Aufzuge gesehen? ihre Mutter hat euch zu sagen gewagt, daß Alles von mir käme? Wisset, daß sie euren Namen gemißbraucht haben, um mich zu einer Entführung des häßlichen Forellchen zu nöthigen; aber sobald ich meinen Irrthum erkannte, verließ ich sie und zog es vor, sieben Jahre lang ein blauer Vogel zu sein, als die Treue zu brechen, die ich euch gelobt habe."

Florine hörte den blauen Vogel mit unaussprechlichem Vergnügen reden, so daß sie bald nicht mehr an ihr Unglück und an ihr Gefängniß dachte. Der Tag erschien, die meisten Diener waren schon aufgestanden, als der blaue Vogel und die Prinzessin noch zusammen sprachen; sie trennten sich mit vielem Kummer, nachdem sie versprochen, sich jede Nacht auf solche Weise zu unterhalten.

Den andern Tag kehrte der blaue Vogel in sein Reich zurück, flog durch eine zerbrochene Fensterscheibe in sein Zimmer und holte die prächtigsten Armbänder, die man nur sehen konnte.

Die folgende Nacht brachte der blaue Vogel seiner Geliebten eine herrliche Uhr, die sich in einer ächten Perle befand, und deren schöne Arbeit noch den Glanz übertraf.

Sobald der Tag erschien, flog der Vogel in einen hohlen Baum, wo er sich von Früchten nährte; manchmal sang er auch schöne Lieder mit einer Stimme, welche alle Vorübergehenden entzückte; die ihn hörten und doch Niemand sahen, glaubten, es seien Gespenster. Diese Meinung wurde so allgemein, daß man nicht mehr in das Gehölz zu kommen wagte; tausend fabelhafte Be-

gebenheiten, die dort geschehen wären, wurden erzählt, und der allgemeine Schrecken war die Ursache zur größeren Sicherheit des *blauen Vogels*.

Es verging kein Tag, wo er nicht *Florinen* ein Geschenk machte: bald ein Perlenhalsband, bald prachtvolle, schön gearbeitete Ringe, Diamantenschleifen, Nadeln, Sträuße von Edelsteinen, welche die Farbe der Blumen nachahmten, unterhaltende Bücher, Denkmünzen; kurz, sie erhielt eine Menge wundervoller Kostbarkeiten, aber sie schmückte sich nur des Nachts damit, um dem Könige zu gefallen.

Zwei Jahre verstrichen so, ohne daß *Florine* sich über ihre Gefangenschaft beklagte. Indessen gab sich die boshafte Königin, welche sie so grausam gefangen hielt, unnütze Mühe, *Forellchen* zu verheirathen, und ließ sie durch Gesandte allen Prinzen vorschlagen, deren Namen sie nur irgend erfuhr; aber jene wurden immer schnell wieder verabschiedet. Wenn es sich um die Prinzessin *Florine* handelte, sagten die Prinzen zu den Gesandten, so würden wir euch freundlich empfangen, aber *Forellchen* mag eine alte Jungfer werden, ohne daß Jemand etwas dagegen hätte. Bei diesem Bescheide wurden sie und ihre Mutter immer mehr aufgebracht gegen die unschuldige Prinzessin, welche sie verfolgten, und riefen: Was, ungeachtet ihrer Gefangenschaft, kreuzt die Uebermüthige immer noch unsre Pläne? Wie ist es möglich, ihr die bösen Streiche zu verzeihen, die sie uns spielt? Sie muß geheimen Briefwechsel nach fremden Ländern führen und ist wenigstens eine Staatsverrätherin; so wollen wir sie behandeln und durch alles Mögliche ihr zu schaden suchen.

Ihre Berathung ging so spät zu Ende, daß Mitternacht schon vorüber war, als sie in den Thurm traten, um *Florine* zu verhören.

Sie stand bei dem liebenswürdigen *blauen Vogel* am Fenster, mit seinen Edelsteinen geschmückt; ihr schönes Haar war mit einer Sorgfalt geordnet, wie es traurigen Personen nicht eigen ist; ihr Zimmer und ihr Bett waren mit Blumen bestreut, und etwas Räucherpulver, das sie verbrannt hatte, verbreitete einen köstlichen Duft. Die Königin horchte an der Thür; sie glaubte

ein Duett singen zu hören, denn Florine hatte eine himmlische Stimme. Die folgenden Worte schienen ihr sehr zärtlich:

„Ist auch jetzt mein Schicksal hart,
„Und ich leide manche Qual,
„Deine theure Gegenwart
„Tröstet mich ja tausendmal;
„Wenn auch unser Auge weint,
„Unsre Herzen sind vereint.“

Einige Seufzer endigten ihr kleines Concert.

„Ach, mein Forellchen, wir sind verrathen,“ rief die Königin, indem sie schnell die Thür öffnete und in's Zimmer stürzte.

Wie wurde Florinen bei diesem Anblick? Sie schloß geschwind ihr kleines Fenster, um dem königlichen Vogel Zeit zum Fortfliegen zu gönnen, denn sie war mehr auf seine Erhaltung als auf ihre eigene bedacht. Aber er hatte nicht die Kraft, sich ganz zu entfernen, ungeachtet er in Gefahr war, gefangen und in einen Käfig gesperrt zu werden. Seine durchdringenden Augen verkündeten ihm die Gefahr, welcher die Prinzessin ausgesetzt war. Er hatte die Königin und Forellchen gesehen; wie groß war seine Betrübniß, seine Geliebte nicht vertheidigen zu können. Beide liefen auf sie zu wie ein paar Furien, welche sie berauben wollen. „Man kennt deine Ränke gegen den Staat,“ schrie die Königin, „denke aber nicht, daß dein Rang dich vor der Strafe schützen wird, die du verdienst.“ „Ränke, mit wem, Frau Königin?“ fragte die Prinzessin. „Seid ihr nicht seit zwei Jahren meine Kerkermeisterin? Sehe ich andere Personen, als die ihr mir schickt?“ Während sie sprach, betrachteten sie die Königin und ihre Tochter mit maßlosem Erstaunen, ihre bewundernswürdige Schönheit und ihr prachtvoller Schmuck blendeten sie. „Und woher kommen diese Edelsteine, die heller als die Sonne glänzen,“ fuhr die Königin fort; „du wirst uns nicht glauben machen, daß sich Goldgruben in diesem Thurme befinden.“ „Ich habe sie gefunden,“ erwiderte Florine, „das ist Alles, was ich davon weiß.“ Die Königin sah sie aufmerksam an, um bis auf den Grund ihres Herzens zu dringen. „Wir werden uns nicht von dir zum Narren halten

lassen," nahm sie darauf das Wort, „du denkst, uns dies aufzubinden, aber, Prinzessin, wir wissen wol, was du den ganzen Tag thust. Man hat dir die Edelsteine gegeben, damit du das Reich deines Vaters dafür verkaufen sollst." „Ich wäre auch im Stande, es auszuliefern," antwortete sie mit verächtlichem Lächeln, „eine unglückliche Prinzessin, die seit so langer Zeit in Fesseln schmachtet, vermag viel bei einer Verschwörung solcher Art." „Und weshalb hast du dir das Haar geschmückt, wie eine Kokette?" nahm die Königin wieder das Wort; „warum ist dein Zimmer voller Wohlgeruch und dein Anzug so prächtig, daß du an einem Hoffeste nicht mehr geputzt sein könntest?" „Ich habe Zeit genug," entgegnete die Prinzessin, „und es ist nicht zu verwundern, daß ich einige Stunden auf meinen Anzug verwende; ich bringe so viele Stunden damit zu, mein Unglück zu beweinen, daß man mir dieselben nicht zum Vorwurf machen kann." „Ah, laß sehen," meinte die Königin, „ob diese unschuldige Person nicht ein Bündniß mit den Feinden geschlossen hat." Dann suchte sie selbst überall herum, und als sie an den Strohsack kam, den sie ausschütten ließ, fand sie darin eine große Menge Diamanten, Perlen, Rubinen, Smaragden und Topasen, von denen sie nicht wußte, woher sie kämen. Sie hatte beschlossen, Papiere an irgend einen Ort zu legen, um die Prinzessin zu verderben; als man gerade nicht auf sie Acht gab, versteckte sie einige im Kamin; aber zum Glück flog der blaue Vogel darüber hin, der schärfer als ein Luchs sah und Alles hörte. Er rief: „Nimm dich in Acht, Florine, deine Feindin will dich hinterlistiger Weise verrathen." Dieser unerwartete Ausruf erschreckte die Königin so sehr, daß sie ihre Absicht nicht auszuführen wagte. „Ihr seht, Frau Königin," versetzte die Prinzessin, „daß die Geister, welche in der Luft fliegen, mir günstig sind." „Ich glaube, die bösen Geister nehmen sich deiner an," rief die Königin außer sich vor Zorn, „aber ihnen zum Trotz wird dir der Vater dein Recht widerfahren laßen." „Wollte der Himmel," entgegnete Florine, „ich hätte nur den Zorn meines Vaters zu fürchten, aber der eurige, Frau, ist viel schrecklicher."

Die Königin verließ sie, beunruhigt von dem was sie gesehen und gehört hatte; sie ging mit sich zu Rathe, was gegen

die Prinzessin zu thun wäre. Man hatte ihr gesagt, wenn irgend eine Fee oder ein Zauberer sie unter ihren Schutz genommen, so könnte man ihr keine neue Pein verursachen, ohne ihre Beschützer zu erzürnen und es sei daher besser, sich zu bemühen, ihre Ränke zu entdecken. Die Königin billigte diese Meinung. Sie schickte ein junges Mädchen in das Zimmer der Prinzessin, die sich ganz unschuldig stellen und ihr sagen sollte, sie hätte den Befehl, sie zu bedienen. Aber wie konnte die Prinzessin in eine so grobe Schlinge fallen; sie hielt sie für eine Spinne und empfand darüber den größten Schmerz. „Ach," sagte sie, „ich werde nun nicht mehr mit dem Vogel sprechen können, der mir so lieb ist; er half mir mein Unglück tragen, ich erleichterte ihm das seinige, unsre Zärtlichkeit genügte uns. Was wird aus ihm werden? Was soll ich thun?" Indem sie dies Alles überlegte, vergoß sie Bäche von Thränen.

Sie wagte nicht mehr an das kleine Fenster zu gehen, obgleich sie ihn herumflattern hörte, und fast vor Lust starb, ihm zu öffnen. Doch sie fürchtete, das Leben des theuren Vogels in Gefahr zu setzen. Die Beobachterin der Prinzessin, die seit einem Monat Tag und Nacht wachte, war endlich so müde, daß sie fest einschlief. Florine bemerkte es, öffnete ihr kleines Fenster und rief:

„Vöglein blau, der Mond scheint hell,
„Fliege zur Geliebten schnell."

Dies sind ihre eigenen Worte, an denen nichts geändert ist. Der Vogel hörte sie und flog sogleich an das Fenster. Welche Freude des Wiedersehens! Was hatten sie sich nicht Alles zu sagen! Die Freundschafts- und Liebesbetheuerungen wurden tausend und tausendmal wiederholt; die Prinzessin konnte sich nicht enthalten, Thränen zu vergießen, der blaue Vogel tröstete sie auf's Beste. Endlich war die Stunde gekommen, wo sie sich verlassen mußten, ohne daß die Aufseherin erwacht wäre; sie sagten sich das rührendste Lebewohl. Den andern Tag schlief die Spionin wieder ein; die Prinzessin trat schnell an's Fenster und rief wie das erstemal:

„Vöglein blau, der Mond scheint hell,
„Fliege zur Geliebten schnell.“

Sogleich kam der Vogel und die Nacht verging wie die vorige, ohne Geräusch und ohne Aufsehen. Sie schmeichelten sich, die Aufseherin möchte so viel Vergnügen am Schlafen finden, daß sie es jede Nacht thun würde. Wirklich verging auch die dritte wieder glücklich, aber in der folgenden hörte die Schläferin ein Geräusch und horchte, ohne es sich merken zu lassen. Dann lauschte sie und sah im Mondschein den schönsten blauen Vogel der Welt, der mit der Prinzessin sprach, sie mit dem Pfötchen streichelte und sanft schnäbelte. Endlich vernahm sie auch etwas von ihrer Unterhaltung und war sehr erstaunt, den Vogel wie einen Menschen sprechen zu hören, worauf die schöne Florine sehr zärtlich antwortete. Der Tag erschien und sie sagten sich Lebewohl. Als ob sie eine Ahnung von einem nahen Unfalle gehabt hätten, trennten sie sich mit großem Kummer; die Prinzessin warf sich, ganz in Thränen gebadet, auf ihr Bett, und der König kehrte in seinen hohlen Baum zurück. Ihre Kerkermeisterin lief schnell zur Königin und erzählte ihr Alles, was sie gesehen und gehört hatte. Die Königin ließ Forellchen und ihre Vertrauten holen, sie überlegten lange und kamen zu dem Entschluß, daß der blaue Vogel der König Liebwerth wäre. „Welche Schmach, liebes Forellchen, welche Schmach,“ rief die Königin, „diese übermüthige Prinzessin, die ich für so betrübt hielt, genoß in Ruhe die angenehme Unterhaltung des Undankbaren! Ach, ich werde blutige Rache nehmen.“ Forellchen bat sie, keinen Augenblick zu verlieren.

Die Königin schickte die Spionin wieder in den Thurm und befahl ihr, weder Argwohn noch Neugier zu zeigen und zu thun, als ob sie fester wie gewöhnlich schliefe. Früh legte sie sich nieder und schnarchte aus allen Kräften. Die arme getäuschte Prinzessin öffnetete das Fenster und rief:

„Vöglein blau, der Mond scheint hell,
„Fliege zur Geliebten schnell!“

Aber sie rief die ganze Nacht vergebens. Er erschien nicht, denn die böse Königin hatte Schwerter, Messer und Dolche an die Cypressen hängen lassen, und als er schnell hindurchfliegen wollte, zerschnitten ihm diese mörderischen Waffen die Füße. Er fiel auf andere, die ihm die Flügel zerschnitten, so daß er endlich sich mit vieler Mühe, ganz durchbohrt, bis zu seinem Baume rettete, und eine lange Blutspur hinterließ.

Ach, daß du nicht da warst, schöne Prinzessin, um dem königlichen Vogel beizustehn! Aber sie wäre gestorben, wenn sie ihn in einem so schrecklichen Zustande gesehen hätte. Er wollte keine Sorgfalt für sein Leben tragen, da er fest überzeugt war, daß Florine ihm diesen bösen Streich gespielt habe. Der schreckliche Gedanke quälte ihn so, daß er zu sterben beschloß.

Aber sein Freund, der Zauberer, zu dem die fliegenden Frösche mit dem Wagen ohne den König gekommen waren, beunruhigte sich über sein Ausbleiben, und durchreiste achtmal die ganze Erde, um ihn aufzusuchen, ohne ihn jedoch zu finden. Als er bei seiner neunten Reise durch ein Gehölz kam, stieß er nach seiner Gewohnheit in's Horn und rief fünfmal aus allen Kräften: „König Liebwerth, König Liebwerth, wo seid ihr?“ Da erkannte der König die Stimme seines besten Freundes und sprach: „Nähert euch diesem Baume und seht den unglücklichen König, den ihr so lieb habt, in seinem Blute schwimmen.“ Der Zauberer, ganz erstaunt, blickte sich überall um, ohne etwas zu entdecken. „Ich bin Blauvogel,“ fuhr der König mit matter Stimme fort. Bei diesen Worten fand ihn der Zauberer ohne Mühe in seinem kleinen Neste. Ein Anderer hätte sich noch mehr verwundert; aber er kannte alle Theile der Zauberkunst und es kostete ihn nur einige Worte, um das Blut zu stillen, das noch immer floß. Mit Kräutern, die er im Gehölze fand und über die er zwei Zauberworte sprach, heilte er den König so vollkommen, als ob er nie verwundet gewesen wäre.

Der verzweiflungsvolle Vogel bat seinen Freund, ihn mit nach Hause zu nehmen und ihn in einen Käfig zu setzen, wo er vor der Katze und jeder mörderischen Waffe gesichert wäre. Darauf versetzte der Zauberer: „Wollt ihr denn noch fünf Jahre

lang in einem so bedauernswürdigen, eurer Würde und euren Geschäften so nachtheiligen Zustande bleiben? Wisset, daß ihr Feinde habt, welche behaupten, ihr wäret todt, weil sie euer Reich an sich reißen wollen. Ich fürchte, es wird euch verloren gehen, bevor ihr wieder eure erste Gestalt erlangt habt." „Könnte ich nicht in mein Schloß zurückkehren," fragte der König, „und wie gewöhnlich regieren?" „Ach," entgegnete sein Freund, „das ist schwierig! Mancher, der einem Menschen gehorcht, will einem Papagei nicht gehorchen; Mancher, der euch als König fürchtete, als ihr von Pracht und Größe umgeben waret, wird euch jetzt alle Federn ausreißen, wenn er euch als kleinen Vogel erblickt." „O, über das glänzende Aeußere," rief der König; „nicht genug, daß es weder Tugend noch Verdienst anzeigt, auch seinen Täuschungen kann man nicht entgehen." „Nun wol," fuhr er fort, „so will ich weise sein und das verachten, was ich nicht erreichen kann; meine Wahl wird nicht die schlimmste sein." „Ich gebe es nicht so schnell auf," nahm der Zauberer das Wort, „und hoffe ein gutes Rettungsmittel zu finden."

Florine, die traurige Florine, trostlos, daß sie den König nicht mehr sah, brachte Tag nnd Nacht am Fenster zu und wiederholte unaufhörlich:

„Vöglein blau, der Mond scheint hell,
„Fliege zur Geliebten schnell."

Die Gegenwart ihrer Beobachterin hinderte sie nicht daran; ihre Verzweiflung war so groß, daß sie nichts mehr fürchtete. „Was ist aus euch geworden, König Liebwerth?" rief sie. „Haben unsere gemeinschaftlichen Feinde auch euch ihre Wuth empfinden lassen; seid ihr dem Grimm geopfert worden? Ach, lebt ihr nicht mehr, soll ich euch nie wiedersehen? Oder habt ihr mich, meines Unglücks überdrüssig, der Härte meines Schicksals überlassen?"

Die Prinzessin war sehr niedergedrückt, krank, mager, verändert, und konnte sich kaum aufrecht erhalten; sie war überzeugt, daß dem Könige das Schrecklichste widerfahren sei.

Die Königin und Forellchen triumphirten; die Rache

machte ihnen mehr Vergnügen als die Beleidigung ihnen Kummer verursacht hatte. Indessen wurde Florinen's Vater, der schon alt war, krank und starb. Dadurch änderte sich das Schicksal der bösen Königin und ihrer Tochter. Sie wurden als Günstlinge angesehen, welche ihre Gunst mißbraucht hatten; das empörte Volk lief zum Schloß und verlangte die Prinzessin Florine als Herrscherin. Die aufgebrachte Königin wollte die Sache durch Stolz dämpfen, erschien auf einem Balkon und drohte den Aufrührern. Aber da wurde die Empörung allgemein; man schlug die Thüren ihres Gemachs ein, plünderte es und bedeckte die Falsche mit Steinwürfen. Forellchen entfloh zu ihrer Pathin, der Fee Süßfrau, da sie nicht weniger in Gefahr schwebte als ihre Mutter.

Die Großen des Reiches versammelten sich schnell und gingen in den Thurm, wo die Prinzessin sehr krank lag; sie wuße noch nichts vom Tode ihres Vaters und der Strafe ihrer Feindin. Als sie den Lärm hörte, zweifelte sie nicht, daß man sie zum Tode holen wolle, doch erschrack sie darüber nicht, denn das Leben war ihr verhaßt, seitdem sie den blauen Vogel verloren hatte. Allein ihre Unterthanen warfen sich zu ihren Füßen, benachrichtigten sie von dem Wechsel ihres Schicksals, wovon sie jedoch nicht gerührt ward, trugen sie in den Pallast und krönten sie.

Die unendliche Sorgfalt, welche man für ihre Gesundheit hatte, so wie ihre Sehnsucht, den blauen Vogel zu suchen, trugen viel zu ihrer Wiederherstellung bei und gaben ihr bald so viel Kraft, einen Rath zu ernennen, um in ihrer Abwesenheit das Reich zu regieren. Sodann versah sie sich mit einer Menge von Edelsteinen und reiste in der Nacht allein ab, ohne daß Jemand erfuhr, wohin.

Der Zauberer, der die Angelegenheiten des Königs Liebwerth besorgte, hatte nicht Macht genug, um Süßfrau's Werk zu zerstören; deshalb nahm er sich vor, zu ihr zu gehen und ihr einen Vergleich anzubieten, zu dessen Gunsten sie dem Könige seine natürliche Gestalt wiedergeben sollte. Er flog mit Hilfe der Frösche zu der Fee, die in diesem Augenblicke mit Forellchen schwatzte.

Zwischen einem Zauberer und einer Fee ist kein großer Unterschied; sie kannten sich seit fünf- oder sechshundert Jahren und hatten sich in diesem Zeitraum oft erzürnt und wieder versöhnt. Sie empfing ihn sehr freundlich. „Was wünscht ihr, lieber Gevatter?" (so nennen sie sich unter einander), fragte sie. „Steht etwas zu euren Diensten, wobei ich euch behilflich sein kann?" „Ja, liebe Gevatterin," antwortete der Zauberer, „ihr könnt Alles für mich thun; es handelt sich um meinen besten Freund, einen König, den ihr unglücklich gemacht habt." „Aha, ich verstehe, Gevatter," nahm Süßfrau das Wort, „ich bedauere jedoch, daß er keine Gnade zu hoffen hat, wenn er meine Pathe nicht heirathen will. Hier ist sie, schön und reizend wie ihr seht; er mag es sich überlegen."

Der Zauberer war ganz stumm, so häßlich fand er sie; indessen konnte er sich nicht entschließen, fortzugehen, ohne das Geringste mit ihr abzumachen, zumal der König tausendmal in Gefahr gewesen, seitdem er im Käfig war. Der Nagel woran er hing, war zerbrochen, der Käfig herabgefallen und seine gefiederte Majestät litten viel von diesem Falle; die Miez, die im Zimmer war, als dies geschah, gab ihm einen Schlag mit der Pfote in's Auge, daß er beinahe einäugig wurde. Ein andermal hatte man vergessen, ihm zu trinken zu geben; er bekam schon den Pipps, als man ihn noch durch einige Tropfen Wasser davor bewahrte. Ein kleiner schelmicher Affe, der entschlüpft war, erwischte durch das Gitter des Käfigs seine Federn und verschonte ihn so wenig, als ob er eine Elster oder eine Amsel wäre. Das Schlimmste von Allem aber war, daß er auf dem Punkt stand, sein Königreich zu verlieren. Seine Erben erfanden alle Tage neue Schelmenstreiche, um seinen Tod zu beweisen. Endlich verabredete der Zauberer mit seiner Gevatterin Süßfrau, daß Letztere mit Forellchen in den Pallast des Königs Liebwerth kommen und Beide mehre Monate dort bleiben sollten. Während dieser Zeit könnte er seinen Entschluß fassen, ob er sie heirathen und seine erste Gestalt wieder annehmen, oder ob er sie nicht heirathen und ein Vogl bleiben wollte.

Die Fee gab Forellchen ganz goldene und silberne Kleider; dann ließ sie sie hinter sich auf einen Drachen steigen, und Beide

begaben sich in Liebwerth's Reich, der auch eben mit seinem treuen Freunde, dem Zauberer, angekommen war. Durch drei Schläge mit dem Zauberstabe sah er sich in seine frühere Gestalt verwandelt: schön, liebenswürdig, geistreich, prächtig. Aber er erkaufte theuer die Zeit, um die man seine Strafe verkürzte: der Gedanke, Forellchen zu heirathen, machte ihn schaudern. Der Zauberer brachte die besten Gründe vor, die er nur finden konnte, aber sie machten nur wenig Eindruck auf ihn, und er war weniger mit der Regierung seines Reiches als mit der Möglichkeit beschäftigt, den Zeitraum zu verlängern, den Süßfrau ihm zur Ueberlegung bewilligt hatte.

Indessen trat die Königin Florine, als Bäuerin verkleidet und mit ungeordnetem Haar, das ihr Angesicht verbarg, zu Fuß und allein ihre Reise an. Sie ging so schnell als möglich; da sie aber nicht wußte, wohin sie ihre Schritte wenden sollte, fürchtete sie immer, während sie auf der einen Seite ginge, könne ihr liebenswürdiger König die andere gewählt haben. Einst als sie am Rande einer Quelle stand, deren silberklares Wasser über kleine Kiesel hüpfte, hatte sie Lust, sich die Füße zu waschen, setzte sich auf den Rasen, band ihr blondes Haar mit einer Bandschleife auf und stellte ihre Füße in den Bach. Sie glich Dianen, welche sich bei der Rückkehr von der Jagd badet. Während sie so dasaß, ging eine kleine, alte, ganz krumme Frau vorbei, die sich auf einen dicken Stock stützte. Sie stand still und sagte zu ihr: „Was machst du da, mein schönes Kind, du bist ja so allein?“ „Meine gute Mutter,“ entgegnete die Königin, „ich bin doch in großer Gesellschaft, denn ich habe meinen Kummer, meine Unruhe und meinen Verdruß bei mir.“ Bei diesen Worten füllten sich ihre Augen mit Thränen. „Wie, so jung, und schon weinen?“ fuhr die gute Frau fort. „Ach, meine Tochter, betrübe dich nicht, sage mir aufrichtig, was dir Kummer macht; ich bin vielleicht im Stande, dir zu helfen.“ Die Königin willigte ein, erzählte ihren Kummer, bei dieser Gelegenheit auch vom Betragen der Fee Süßfrau und endlich, wie sie jetzt den blauen Vogel suchte. Die alte, krumme Frau richtete sich auf, veränderte plötzlich ihr Gesicht, erschien jung,

schön, prachtvoll gekleidet und sah die Königin mit freundlichem Lächeln an. „Unvergleichliche Florine," sprach sie zu ihr, „der König, den du suchst, ist kein Vogel mehr; meine Schwester Süßfrau hat ihm seine erste Gestalt wiedergegeben, er ist in seinem Reiche. Betrübe dich nicht, du wirst dort ankommen und deinen Zweck erreichen. Da hast du vier Eier; zerbrich sie, wenn du in Noth bist; du wirst darin die nöthige Hilfe finden." Bei diesen Worten verschwand sie.

Florine fühlte sich durch ihre Rede sehr getröstet, legte die Eier in ihren Beutel und richtete ihre Schritte nach Liebwerth's Reich. Nachdem sie acht Tage und acht Nächte gegangen war, ohne still zu stehen, kam sie an den Fuß eines außerordentlich hohen Berges, der ganz von Elfenbein und so steil war, daß man den Fuß nicht darauf setzen konnte, ohne zu fallen. Sie machte tausend unnütze Versuche, glitt aus und mattete sich ab. In Verzweiflung über ein so unübersteigliches Hinderniß legte sie sich an den Fuß des Berges nieder, entschlossen zu sterben, als sie sich der Eier erinnerte, welche die Fee ihr gegeben hatte. Sie nahm eins davon und sagte: „Ich will doch sehen, ob sie sich nicht über mich lustig gemacht hat, als sie mir Hilfe in der Noth versprach." Sobald sie es zerbrochen hatte, fand sie kleine goldne Klammern darin, welche sie an Händen und Füßen befestigte. Als das geschehen war, stieg sie den Elfenbein-Berg ohne Mühe hinauf, denn die Klammern drangen ein und verhinderten das Ausgleiten. Oben angelangt, hatte sie neue Sorge wegen des Herabsteigens. Das ganze Thal war ein einziger großer Spiegel; um ihn her standen mehr als sechszigtausend Frauen, die sich mit vielem Vergnügen darin spiegelten, denn er war wol zwei Meilen breit und sechs Meilen lang; jede sah sich darin, wie sie zu sein wünschte. Die Rothhaarige erschien blond, die Braune hatte schwarzes Haar, die Alte hielt sich für jung und die Junge alterte nicht; kurz, alle Fehler waren darin so gut versteckt, daß man von allen Enden der Welt dahinkam. Man mußte sich todtlachen, wenn man die Fratzen und Zierereien sah, welche die meisten der Frauen machten. Dieser Umstand zog nicht weniger Männer dahin. Der Spiegel gefiel ihnen auch. Einige sahen

darin, daß sie schönes Haar, Andere, daß sie einen höhern und bessern Wuchs und ein kriegerisches Aussehen hätten, überhaupt hübscher wären. Die Frauen, über welche sie spotteten, verspotteten sie nicht minder, so daß man diesem Berge tausend verschiedene Namen gab. Niemand war bis zum Gipfel gekommen, und als man Florine dort erblickte, stießen die Damen ein verzweiflungsvolles Geschrei aus. „Wohin geht diese Unvorsichtige?“ riefen sie, „gewiß hat sie Verstand genug, um auf unserm Spiegel schreiten zu können; beim ersten Tritt wird sie ihn zerbrechen.“ Sie machten einen schrecklichen Lärm. Die Königin wußte nicht, was sie thun sollte, denn sie bemerkte die große Gefahr des Herabsteigens, und zerbrach das zweite Ei, woraus zwei Tauben und ein kleiner Wagen krochen, der sogleich groß genug wurde, um sich bequem hineinsetzen zu können. Dann flogen die Tauben leicht mit der Königin hinab, ohne daß ihr etwas Unangenehmes begegnete. „Meine kleinen Freundinnen,“ sprach sie zu ihnen, „wenn ihr mich bis an den Ort bringen wolltet, wo der König Liebwerth seinen Hof hält, würde ich euch sehr dankbar sein.“ Die höflichen und gehorsamen Tauben hielten Tag und Nacht nicht an, bis sie vor den Thoren der Stadt angekommen waren. Florine stieg aus und gab jeder einen sanften Kuß, der mehr werth war als eine Krone.

O, wie schlug ihr das Herz, als sie hineinging! Sie schwärzte sich das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, und fragte die Vorübergehenden, wo sie den König finden könne. Einige fingen an zu lachen. „Den König?“ entgegneten sie, „was willst du von ihm, Schmutzbartel. Geh, geh und reinige dich; deine Augen sind nicht sauber genug, um einen solchen Monarchen zu sehen.“ Die Königin antwortete nicht, entfernte sich leise und fragte noch Andere, die ihr begegneten, wo sie den König sehen könnte. „Er kommt morgen mit der Prinzessin Forellchen in den Pallast,“ antwortete man ihr; „denn er willigt endlich ein, sie zu heirathen.“

Himmel, welche Nachrichten! Forellchen, das unwürdige Forellchen auf dem Punkt, den König zu heirathen! Florine

p. 222.



Während sie so saß, ging eine kleine, alte, ganz krumme Frau vorüber.

glaubte zu sterben; sie hatte weder Kraft zum Gehen, noch zum Sprechen, und setzte sich auf einen Stein unter einer Thür, wo ihr Haar und ihr Strohhut sie verbargen. „Wie unglücklich bin ich! Ich komme hierher, um den Triumph meiner Nebenbuhlerin noch zu erhöhen und Zeuge ihres Glückes zu sein! Also ihretwegen kam der blaue Vogel nicht mehr zu mir? Um dieses kleine Ungeheuer war er treulos gegen mich, während ich mich, in Schmerz versenkt, um die Erhaltung seines Lebens beunruhigte!"

Wenn man viel Kummer hat, hat man selten guten Appetit.

Die Königin kehrte in eine elende Hütte ein und ging ohne Abendbrot schlafen. Mit Tagesanbruch stand sie auf und eilte in den Pallast, aber erst nach tausend Grobheiten der Wachen und Soldaten kam sie hinein. Sie erblickte den Thron des Königs und der Königin, denn man betrachtete Forellchen schon als solche. Welch' ein Schmerz für ein so zärtliches und feinfühlendes Mädchen wie Florine! Sie näherte sich dem Throne ihrer Nebenbuhlerin und lehnte sich an eine Marmorsäule.

Zuerst trat der König ein, schöner und liebenswürdiger als er je gewesen. Dann erschien Forellchen, reich gekleidet, aber so häßlich, daß sie Furcht einjagte. Sie schaute die Königin mit gerunzelter Stirn an. „Wer bist du," fragte sie, „daß du es wagst, dich meiner Hoheit zu nahen?" „Ich heiße Prudelchen," antwortete sie, „und komme weit her, um euch seltene Kostbarkeiten zu verkaufen." Dabei griff sie in ihren Sack und zog die Armbänder hervor, welche der König Liebwerth ihr einst geschenkt hatte. „Ach, das sind hübsche Glaswaaren," meinte Forellchen, „willst du fünf Dreier dafür?" „Zeigt sie den Kennern" entgegnete die Königin, „und dann wollen wir unsern Handel abschließen." Forellchen, welche den König zärtlicher liebte als man von solchem Dummkopf glauben sollte, war erfreut, eine Gelegenheit zu finden, mit ihm sprechen zu können, näherte sich deshalb seinem Throne und zeigte ihm die Armbänder, indem sie ihn bat, ihr seine Ansicht darüber mitzutheilen. Beim Anblick der Armbänder erinnerte er sich derjenigen, die er an Florine gegeben; er erblaßte, seufzte und konnte lange nicht antworten. Endlich, da er fürchtete, daß man den Zustand seiner Gedanken

errathen könne, bezwang er sich und erwiderte: „diese Armbänder sind, glaube ich, eben so viel werth als mein Königreich; ich dachte, es gäbe nur ein Paar in der Welt, aber hier sind doch ähnliche.“

Forellchen setzte sich auf ihren Thron, wo sie sich noch schlechter ausnahm als eine Auster in der Schaale, und fragte die Königin, wieviel sie, ohne vorzuschlagen, für ihre Armbänder haben wolle. „Ihr könnet sie mir doch nicht bezahlen,“ entgegnete jene, „ich will euch lieber einen andern Handel vorschlagen. Wenn ihr mir die Erlaubniß verschaffen wollt, eine Nacht in dem Echo-Kabinet zu schlafen, das sich in dem königlichen Pallaste befindet, so werde ich euch alle meine Smaragden geben.“ „Ich bin es zufrieden, Prudelchen,“ erwiderte Forellchen, höchst albern lachend.

Der König erkundigte sich nicht, woher die Armbänder kämen, weniger aus Gleichgiltigkeit für diejenige, die sie gebracht hatte, (obgleich sie auch nicht recht geeignet war, seine Neugier zu erregen) als aus unüberwindlicher Abneigung gegen Forellchen. Nun ist es nöthig zu wissen, daß, als er noch Blauvogel war, er der Prinzessin erzählt hatte, es wäre unter seinem Schlafzimmer ein Kabinet, welches man das Echo-Kabinet nenne, und dies wäre so sinnreich gebaut, daß er Alles in seinem Zimmer höre, was darin, wenn auch noch so leise, gesprochen würde. Da Florine ihm seine Treulosigkeit vorwerfen wollte, hatte sie sich jenes Mittel erdacht.

Man führte sie auf Forellchen's Befehl in das Kabinet, wo sie zu klagen und zu jammern anfing. „Das Unglück, woran ich noch zweifeln wollte, ist nur zu wahr,“ rief sie; „grausamer Blauvogel, du hast mich vergessen, du liebst meine unwürdige Nebenbuhlerin! Die Armbänder, die ich aus deiner treulosen Hand empfangen, haben dir nicht mein Andenken zurückrufen können.“ Die Kammerdiener hörten sie die ganze Nacht seufzen und stöhnen, und meldeten es Forellchen, welche sie fragte, warum sie ein so großes Getöse gemacht habe. Die Königin antwortete: sie schliefe gut und träume gewöhnlich, so daß sie manchmal ganz laut im Schlafe spräche. Der König hatte sie durch einen sonderbaren Zufall nicht gehört, denn seitdem er Florine geliebt hatte, konnte er nicht schlafen und mußte, wenn er zu Bett ging, Opium nehmen.

Die Königin brachte einen Theil des Tages in großer Unruhe

zu. „Wenn er mich gehört hat," fragte sie, „giebt es alsdann eine grausamere Gleichgiltigkeit? Wenn er mich nicht gehört hat, was soll ich thun, damit er mich hört?" Sie besaß keine außergewöhnliche Seltenheit mehr, denn Edelsteine sind immer schön, aber sie mußte etwas haben, das Forellchen's Geschmack reizte, und nahm ihre Zuflucht wieder zu den Eiern. Sie zerbrach eins: da kam eine kleine Kutsche hervor von polirtem Stahl, mit Gold ausgelegt, und mit sechs grünen Mäusen bespannt. Der Kutscher war eine rosenfarbne Ratte und der Vorreiter, auch aus dem Rattengeschlecht, flachsgelb. In der Kutsche saßen vier muntere kluge Puppen, viel lustiger als die auf den Jahrmärkten; sie machten erstaunliche Sachen. Namentlich waren es zwei kleine Zauberinnen, die zum Entzücken Galopp und Walzer tanzten, und alle Tänzer darin übertrafen.

Die Königin, entzückt von diesem neuen Meisterstück der Zauberkunst, sprach kein Wort bis zum Abend, wo Forellchen spazieren ging. Dann begab sie sich in eine Allee und ließ die Mäuse, welche die Kutsche zogen, traben und die Puppen tanzen. Das Kunststück setzte Forellchen so sehr in Erstaunen, daß sie zwei oder dreimal rief: „Prudelchen, Prudelchen, willst du fünf Dreier für die Kutsche und ihr Mäusegespann?" „Fragt die Gelehrten und Doctoren dieses Reiches," entgegnete Florine, „was ein solches Wunder werth ist; ich werde mich nach dieser Schätzung richten." Forellchen, die in allen Dingen bestimmt war, erwiderte: „Nenne mir den Preis, ohne mich lange mit deiner schmutzigen Gegenwart zu belästigen." „Noch einmal in dem Echo-Kabinet zu schlafen, das ist Alles, was ich fodere." „O du Dummkopf," rief Forellchen, „dies soll dir nicht verweigert werden." Und sich gegen ihre Damen wendend, sagte sie: „das ist ein dummes Geschöpf, die aus ihren Seltenheiten so wenig Nutzen zu ziehen versteht." Die Nacht kam; Florine sagte das Zärtlichste, was man sich nur denken kann, aber eben so unnütz wie das erstemal, weil der König immer noch Opium nahm. Sie erwartete den Tag sehr ungeduldig, um zu sehen, welche Wirkung ihre Rede hervorgebracht habe; aber ach! nicht mehr und nicht weniger als das erstemal. Es war nun nur noch ein Ei in dem

Sack, von dem sie Hilfe hoffen konnte. Sie zerbrach es; da kam eine sehr gut zubereitete Pastete von sechs gespickten Vögeln heraus, welche wunderschön sangen, wahrsagten und mehr von der Arzneikunde verstanden als Aesculap. Die Königin, entzückt über dieses Wunderwerk, ging mit ihrer lebendigen Pastete in Forellchen's Vorzimmer. Während sie dort wartete, trat einer der Kammerdiener des Königs auf sie zu und redete sie folgendermaßen an: „Aber, liebes Prudelchen, weißt du wol, daß du, wenn der König keinen Opium eingenommen hätte um zu schlafen, ihn gewiß betäubt haben würdest, denn du schwatztest in der Nacht erstaunlich viel.“ Florine wunderte sich nun nicht mehr, daß der König sie nicht gehört hatte, suchte in ihrem Sack und entgegnete jenem: „Ich fürchte so wenig, die Ruhe des Königs zu unterbrechen, daß, wenn ihr ihm diesen Abend keinen Opium gebt, und mich in demselben Kabinet schlafen lasset, euch alle diese Perlen und Diamanten gehören sollen.“ Der Kammerdiener willigte ein und gab ihr sein Wort darauf.

Einige Augenblicke nachher kam Forellchen und bemerkte die Königin mit ihrer Pastete, welche sich stellte, als ob sie dieselbe essen wolle. „Was machst du da, Prudelchen?“ fragte jene. „Ich esse Sterndeuter, Musikanten und Aerzte,“ erwiderte Florine. Gleichzeitig begannen alle Vögel melodischer zu singen als Sirenen und zu rufen: „Gebt die Händchen, wir wollen euch wahrsagen.“ Eine Ente, die sich besonders wichtig machte, sprach lauter als die andern: „Hört, hört, ich bin ein Doctor, ich heile alle Arten Uebel und Thorheiten, thörichte Liebe ausgenommen.“ Forellchen, noch mehr verwundert über so viele Wunder, schwur: „Bei den Göttern! das ist eine köstliche Pastete! die will ich haben; was soll ich dir dafür geben?“ „Den gewöhnlichen Preis,“ erwiderte Florine, „laßt mich in dem Echo-Kabinet schlafen.“ „Da,“ rief Forellchen, denn sie war guter Laune, „da hast du noch ein Goldstück.“ Florine war sehr zufrieden, da sie hoffte, der König würde sie diese Nacht hören; sie bedankte sich und ging fort.

Sobald die Nacht erschien, ließ sie sich in das Kabinet führen. Nachdem sie Alle eingeschlafen glaubte, fing sie ihre gewöhnlichen Klagen an. „Wie vielen Gefahren habe ich mich ausgesetzt,

um dich zu suchen," sprach sie, „während du mich fliehst? Was habe ich gethan, Grausamer, daß du alle deine Schwüre vergißt? Erinnere dich deiner Verwandlung, meiner Güte und unserer Unterredungen."

Der König schlief nicht, erkannte deutlich Florinen's Stimme und verstand alle ihre Worte, obgleich er gar nicht begreifen konnte, woher sie kamen; aber sein Herz, von Zärtlichkeit durchdrungen, rief ihm so lebhaft das Bild seiner unvergleichlichen Prinzessin zurück, daß er eben so schmerzlich ihre Trennung fühlte als in dem Augenblick, wo die Messer ihn auf der Cypresse verwundet hatten. Da fing er auch an zu klagen wie die Königin: „Ach, Prinzessin, ist es möglich, habt ihr mich unsern Feinden aufgeopfert?" Florine hörte, was er sagte und antwortete ihm sogleich, daß ihm, wenn er mit Prudelchen sprechen wolle, alle Geheimnisse erklärt werden sollten, die ihm bis jetzt undurchdringlich geschienen. Bei diesen Worten rief der ungeduldige König einen seiner Kammerdiener und fragte, ob er nicht Prudelchen herbeiholen könne. Der Kammerdiener erwiderte, daß nichts leichter wäre, weil sie im Echo-Kabinet schliefe.

Der König wußte nicht, was er denken sollte. Wie konnte er glauben, daß eine große Königin, wie Florine, als Küchenmagd verkleidet wäre, oder daß Prudelchen die Stimme der Königin besäße und ihre vertrautesten Geheimnisse kenne, wenn sie es nicht selbst wäre! In dieser Ungewißheit stand er auf, kleidete sich eilig an und stieg auf einer verborgenen Treppe in das Echo-Kabinet hinab.

Dort fand er die Königin in einem weißen Taffet-Kleide, das sie unter ihren schlechten Kleidern getragen hatte; ihr schönes Haar bedeckte ihre Schultern; sie lag auf einem Ruhebett und eine fern stehende Lampe verbreitete ein schwaches Licht. Der König trat ein, erkannte sie und warf sich zu ihren Füßen.

Die Königin war nicht wenig verwirrt, ihr Herz war beengt, sie vermochte kaum zu athmen. Dann sah sie den König starr an, ohne ein Wort zu sagen, und als sie endlich die Kraft besaß, mit ihm zu sprechen, hatte sie nicht die Macht, ihm Vorwürfe zu machen. Das Vergnügen ihn wiederzusehen ließ sie für einige Zeit den Grund zu Klagen vergessen, den sie zu haben glaubte. Endlich

gaben sie sich Aufklärungen und rechtfertigten sich; aber die Fee Süßfrau setzte sie noch sehr in Verlegenheit.

In diesem Augenblick kam der Zauberer, der den König sehr liebte, mit einer berühmten Fee an; es war gerade die, welche die vier Eier an Florine gegeben hatte. Nach den ersten Begrüßungen erklärten die Fee und der Zauberer, daß, wenn sie ihre Macht zu Gunsten des Königs und der Königin vereinigten, Süßfrau nichts gegen sie ausrichten könne, so daß ihre Hochzeit nicht aufgeschoben zu werden brauche.

Man kann sich sehr leicht die Freude der beiden jungen Liebenden denken; sobald es Tag war, machte man es im ganzen Pallast bekannt, und Jeder war erfreut, Florine zu sehen. Die Nachricht drang auch bis zu Forellchen. Sie eilte zum König, doch welche Ueberraschung, dort ihre schöne Nebenbuhlerin zu finden! Sobald sie den Mund öffnen wollte, um sie zu schmähen, erschienen der Zauberer und die Fee und verwandelten sie in ein Ferkel, damit ihr zänkischer und mürrischer Character sich noch im Grunzen zeigen könne. Grunzend lief sie auf den Viehhof, wo das Gelächter, das ihr folgte, sie vollends zur Verzweiflung brachte.

Der König Liebwerth und die Königin Florine, als sie sich von einer so verhaßten Person befreit sahen, dachten nur noch an ihre Hochzeit, welche durch Pracht und Glanz gleich ausgezeichnet war. Man kann sich ihr Glück nach so vielen Widerwärtigkeiten vorstellen.

Moral.

Wie thöricht war Forellchen's Streben
Nach einem liebeleeren Bund!
Er knechtet für das ganze Leben
Und drückt durch seine Fesseln wund;
Denn niemals wird man wieder frei
Von solcher harten Sclaverei.
Jedoch Florinen's feste Treue,
Die dem Geliebten sie geweiht,
Bewährte immer sich auf's Neue,
Und siegte durch Beharrlichkeit.
Drum gab ein gnädiges Geschick
Zum Lohne ihr das höchste Glück. —

Die weiße Katze.

Es war einmal ein König, der hatte drei wohlgebildete und muthige Söhne. Er fürchtete, daß ihnen die Lust zum Regieren noch vor seinem Tode kommen könne; ja es hatte sich sogar schon das Gerücht verbreitet, sie würben Anhänger, um ihm sein Königreich zu rauben. Der König fühlte, daß er alt war, aber seine Geisteskräfte hatten nicht abgenommen, auch empfand er noch keine Lust, ihnen einen Platz zu überlassen, den er selbst würdig ausfüllte. Er dachte also, das beste Mittel, in Ruhe zu leben, wäre, sie mit Versprechungen hinzuhalten, deren Erfüllung er immer vereiteln könne.

Er rief sie deshalb in sein Kabinet und fügte, nachdem er sehr gütig mit ihnen gesprochen hatte, hinzu: „Ihr werdet zugeben, meine lieben Kinder, daß mein hohes Alter mir nicht mehr erlaubt, mich so den Staatsgeschäften zu widmen wie ehemals. Aus Besorgniß, meine Unterthanen möchten darunter leiden, will ich meine Krone einem von euch auf's Haupt setzen; aber ihr müßt euch mir für ein solches Geschenk gefällig erweisen und mich bei der Absicht unterstützen, die ich habe, nämlich die, mich auf's Land zurückzuziehen. Ich glaube, ein kleiner hübscher, treuer und geschickter Hund würde mir dort auf angenehme Weise Gesellschaft leisten. Denjenigen von euch dreien erkläre ich zu meinem Erben, der mir den schönsten kleinen Hund bringen wird." Die Prinzen waren über die Neigung ihres Vaters, den Besitz eines kleinen Hundes, sehr verwundert; aber die beiden jüngsten glaubten, es würde ihnen glücken, einen solchen zu finden, und nahmen daher mit Vergnügen den Auftrag an. Der älteste aber war zu schüchtern und ehrfurchtsvoll, um seine Rechte geltend zu machen. Sie nahmen Abschied vom Könige, der ihnen Geld und Edelsteine gab und

hinzufügte, daß sie über's Jahr an demselben Tage und zu derselben Stunde ihm ihre kleinen Hunde bringen müßten.

Ehe sie abreisten, gingen sie in ein Schloß, das nur eine Meile von der Stadt entfernt war, gaben dort große Feste und versprachen sich ewige Freundschaft. Endlich reisten sie ab, nachdem sie übereingekommen waren, sich bei ihrer Rückkehr in demselben Schlosse wieder einzufinden, um zusammen zum Könige zu gehen; sie wollten von niemand begleitet sein und veränderten ihre Namen, um unbekannt zu bleiben.

Jeder nahm einen verschiedenen Weg; die beiden ältesten Brüder hatten viel Abenteuer, aber ich berichte nur die des jüngsten. Er war freundlich und hatte ein fröhliches und heiteres Gemüth, einen wunderschönen Kopf, einen edlen Wuchs, regelmäßige Züge, schöne Zähne und viel Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen, wie sie einem Prinzen zukommen. Er sang angenehm, spielte die Laute und Leier mit reizender Zartheit; er konnte auch malen, mit einem Worte: er war sehr unterrichtet und trieb die Tapferkeit bis zur Unerschrockenheit.

Fast alle Tage kaufte er Hunde, große und kleine: Windhunde, Doggen, Schäferhunde, Jagdhunde, Pudel, Möpse, Pinscher; wenn er einen schönen erlangt hatte und noch einen fand, ließ er den ersten wieder laufen, um den andern zu behalten. Es wäre ihm unmöglich gewesen, ganz allein dreißig- bis vierzigtausend Hunde mitzunehmen, da er weder Edelleute noch Kammerdiener, noch Pagen zu seiner Begleitung haben wollte. So setzte er seinen Weg fort ohne ein bestimmtes Ziel, als er einst in einem Walde von der Dunkelheit, dem Sturm und Regen so überrascht wurde, daß er die Pfade nicht mehr erkennen konnte.

Er wählte den ersten besten Weg und erblickte, nachdem er lange Zeit gegangen war, ein kleines Licht in der Ferne. Schnell ging er darauf los und gelangte an die Thür des prachtvollsten Schlosses, das er jemals gesehen. Die Thür war von Gold mit Karfunkeln bedeckt, deren reiner und glänzender Schein die ganze Umgegend erhellte. Das war das Licht, welches der Prinz von Weitem gesehen hatte. Die Mauern waren von durchsichtigem Porzellan und darauf mit Farben die Geschichte aller Feen

seit der Erschaffung der Welt gemalt; die berühmten Abenteuer der Eselshaut, des Apfelsinenbaumes, des Feinöhrchens, der Schönen im stillen Holz, des grünen Edelsteins und hundert anderer waren auch nicht vergessen. Er war erfreut, auch darunter den Prinzen Kobold zu finden, denn das war sein Onkel nach der hergebrachten Sitte.

Wieder kam er an die goldne Thür und sah eine Rehpfote an einer diamantnen Kette hängen.

Er zog an der Rehpfote und hörte sogleich eine Glocke klingen, die, nach dem Ton zu urtheilen, von Gold oder Silber sein mußte. Nach einem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, ohne daß er etwas Anderes bemerkte als zwölf in der Luft schwebende Hände, wovon jede eine Fackel hielt. Er war so erstaunt, daß er einzutreten zögerte, als er andere Hände fühlte, die ihn von rückwärts mit ziemlicher Heftigkeit hinein stießen. Sehr unruhig ging er weiter und legte für alle Fälle die Hand auf den Griff seines Schwertes; aber als er in einen mit Porphyr und Lasurstein ausgelegten Flur trat, hörte er zwei reizende Stimmen, welche sangen: Nur herein, edler Prinz!

Er konnte nicht glauben, daß man ihn so freundlich einlade, um ihm eben Böses zuzufügen, und da er sich gegen eine große Thür von Korallen getrieben fühlte, welche sich bei seinem Näherkommen öffnete, so trat er in einen Saal von Perlemutter, und bald in mehre verschiedenartig durch Malereien und Edelsteine geschmückte Zimmer, daß er wie bezaubert war. Tausend und aber tausend von der Decke bis zum Fußboden des Saales befestigte Lichter erhellten einen Theil der andern Gemächer, welche auch mit Kronleuchtern, Armleuchtern und Lichtständern erfüllt waren; kurz es war eine solche Pracht, daß es nicht leicht ist, sie für möglich zu halten.

Nachdem er durch sechszig Zimmer gegangen war, hielten die Hände, welche ihn führten, inne. Da erblickte er einen großen Lehnstuhl, der sich ganz von selbst dem Kamin näherte. Gleichzeitig zündete sich Feuer an und die Hände, die ihm sehr schön, weiß, klein und zierlich schienen, kleideten ihn aus; denn er war durchnäßt, wie ich schon erzählt habe, und man fürchtete, er möchte

den Schnupfen bekommen. Man reichte ihm, ohne daß er jemand sah, ein so schönes Hemd, als wenn sein Hochzeittag gewesen wäre, und einen Schlafrock von Goldstoff, mit kleinen Smaragden gestickt, welche Zeichen bildeten. Die körperlosen Hände rückten einen Tisch vor ihn, auf welchem ein prächtiges Waschbecken stand; dann kämmten sie ihn mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit, worüber er sich sehr freute. Endlich kleidete man ihn wieder an, aber nicht mit seinen Kleidern, sondern brachte ihm viel schönere. Stillschweigend bewunderte er Alles, was mit ihm vorging.

Als man ihn gepudert, frisirt, angekleidet, geschmückt, und schöner als Adonis gemacht hatte, führten ihn die Hände in einen prächtigen Saal mit vergoldeten Möbeln. Ringsherum sah man die Geschichte der berühmtesten Katzen: Raubkatz auf den Rath der Ratten an den Füßen aufgehängt, den gestiefelten Kater Marquis von Carabas, die schreibende Katze, die zur Frau gewordene Katze, die in Katzen verwandelten Hexenmeister, das Katzenfest und alle seine Feierlichkeiten; kurz nichts war merkwürdiger als diese Bilder.

Der Tisch war gedeckt; es lagen darauf zwei Gedecke, jedes mit einem goldenen Besteck. Der Schenktisch überraschte durch die Menge der Gefäße von Bergkristall und seltenen Steinen.

Der Prinz wußte nicht, für wen die beiden Gedecke bestimmt waren, als er mehre Katzen bemerkte, welche sich auf ein kleines, besonders dazu angebrachtes Orchester setzten. Die eine hielt das sonderbarste Notenbuch von der Welt, die andre eine Rolle Papier, womit sie den Takt schlug, und die übrigen hatten kleine Guitarren.

Plötzlich fing eine jede von ihnen an, in verschiedenen Tonarten zu miauen und mit ihren Krallen auf den Saiten der Guitarren herumzukratzen; es war die seltsamste Musik, die man jemals gehört hatte.

Er dachte eben über verschiedene Dinge nach, welche ihm schon in diesem Schlosse begegnet waren, als er eine kleine Gestalt eintreten sah, die nur eine Ellbogenlänge hatte. Dieser Knirps war mit einem langen Schleier von schwarzem Krepp bedeckt. Zwei Katzen führten ihn; sie trugen Trauermäntel und

hatten einen Degen an der Seite. Ein zahlreiches Gefolge von Katzen kam hinter ihnen; einige trugen Rattenfallen voller Ratten, andere Mäuse in Käfigen.

Der Prinz kam aus dem Erstaunen nicht heraus und wußte nicht, was er denken sollte. Das schwarze Figürchen näherte sich und da es seinen Schleier lüftete, erblickte er die schönste kleine weiße Katze, die je gelebt hat und je leben wird. Sie sah sehr jung und traurig aus, miaute so sanft und reizend, daß es gerade zum Herzen drang und sprach zum Prinzen: „Sei willkommen, Königssohn, meine miauende Majestät sieht dich mit Freuden.“ „Frau Katze,“ entgegnete der Prinz, „ihr seid sehr großmüthig, mich mit so vieler Güte zu empfangen; aber ihr scheint mir kein gewöhnliches Thierchen. Die Gabe der Rede, die ihr habt, und das prächtige Schloß, das ihr besitzt, sind augenscheinliche Beweise.“ „Königssohn,“ erwiderte die weiße Katze, „ich bitte euch, hört auf, mir Komplimente zu machen; ich bin einfach in meinen Reden und in meinem Benehmen, aber ich habe ein gutes Herz. Nun,“ fuhr sie fort, „tragt auf und laßt die Musikanten schweigen, denn der Prinz versteht nicht was sie sagen.“ „Reden sie denn etwas, Frau Katze?“ fragte er. „Allerdings,“ fuhr sie fort, „wir haben hier Dichter von unendlichem Verstande, und wenn ihr einige Zeit bei uns bleibt, werdet ihr euch davon überzeugen.“ „O, es bedarf nur eurer Versicherung, um es zu glauben,“ antwortete der Prinz mit Artigkeit.

Das Abendbrot wurde gebracht. Die Hände, deren Körper unsichtbar war, warteten auf. Zuerst trug man zwei Suppen auf, die eine von jungen Tauben, die andere von fetten Mäusen. Der Anblick der einen schreckte den Prinzen zurück, von der andern zu essen, da er sich einbildete, derselbe Koch könne sie zubereitet haben; aber die kleine Katze versicherte ihm, daß seine Küche für sich bestände und daß er von allem, was man ihm anböte, mit der Gewißheit essen könne, daß weder Ratten noch Mäuse darin wären.

Der Prinz ließ sich das nicht zweimal sagen. Er bemerkte, daß sie an ihrer Pfote ein kleines Gemälde trug, was ihn überraschte. Er bat sie, es ihm zu zeigen, in dem Glauben, es sei der Meister Minagrobis. Aber wie war er erstaunt, einen so

schönen jungen Mann zu sehen, als die Natur nur je gebildet hatte! und dieser glich ihm selbst so sehr, daß man ihn nicht besser treffen konnte. Der Prinz ahnte wol, daß ein Geheimniß darunter verborgen sei, aber er wagte nicht, sich danach zu erkundigen, aus Furcht, der Katze zu mißfallen oder sie zu betrüben. Nach dem Abendessen lud die weiße Katze ihren Gast in einen Saal, wo ein Theater errichtet war, auf welchem zwölf Katzen und zwölf Affen ein Ballet tanzten; so endigte der Abend. Die weiße Katze wünschte ihrem Gaste gute Nacht, die Hände, die ihn bis jetzt geführt hatten, leiteten ihn in ein, dem vorigen ganz entgegengesetztes Gemach. Es war weniger prächtig als reizend; alles war mit Schmetterlings-Flügeln ausgelegt, deren verschiedene Farben tausenderlei Blumen bildeten. Auch waren Federn von sehr seltenen Vögeln darin, die man vielleicht nur an diesem Orte gesehen hat. Die Bettvorhänge bestanden aus Gaze, mit tausend Bandschleifen aufgenommen. Spiegel hingen von der Decke bis zum Fußboden, und die geschnörkelten und vergoldeten Rahmen stellten kleine Liebesgötter vor.

Der Prinz legte sich nieder; er schlief wenig und wurde durch ein verworrenes Getöse erweckt. Die Hände zogen ihn sogleich aus dem Bett uud legten ihm ein Jagdkleid an. Da erblickte er in dem Schloßhofe mehr als fünfhundert Katzen, wovon ein Theil einige Windhunde an der Leine führte, ein anderer Hörner bließ.

Es war ein großes Fest: die weiße Katze ging auf die Jagd und sprach den Wunsch aus, daß der Prinz mitkäme. Die Dienstfertigen Hände führten ihm ein hölzernes Pferd vor, vollständig aufgezäumt, vortrefflich zu Fuß. Er machte beim Hinaufsteigen einige Schwierigkeiten und meinte, es fehle noch viel, ehe er zum Ritter Don Quixote würde; aber sein Widerstand half nichts, man setzte ihn auf das hölzerne Pferd. Es trug eine Schabracke und einen Sattel von Goldstickerei mit Diamanten. Die weiße Katze bestieg einen Affen, so schön und so prächtig wie möglich; ihren großen Schleier hatte sie abgelegt und ein Dragonermützchen aufgesetzt, welches ihr ein so entschlossenes Ansehn gab, daß alle Mäuse der Nachbarschaft sich vor ihr fürchteten. Es war

die reizendste Jagd; die Katzen liefen schneller als die Kaninchen und Hasen, und wenn sie dieselben fingen, veranstaltete die weiße Katze einen Wettlauf, wobei sie durch tausend gewandte Streiche ergötzt wurde. Auch die Vögel waren nicht sehr in Sicherheit, denn die Kätzchen kletterten auf die Bäume und der große Affe trug die weiße Katze bis zu den Adlernestern, um nach ihrem Wohlgefallen über die jungen Adlerhoheiten zu verfügen.

Als die Jagd beendigt war, kehrte man in's Schloß zurück. Der Prinz dachte sogar nicht mehr an sein Vaterland. Die Hände, von denen ich gesprochen habe, fuhren fort, ihn zu bedienen. Manchmal bedauerte er, kein Kater zu sein, um sein ganzes Leben in dieser vornehmen Gesellschaft zubringen zu können. „Ach,“ sagte er dann zur weißen Katze, „mit welchem Schmerze werde ich euch verlassen, ich liebe euch so innig.“

Ein Jahr verfließt schnell, wenn man weder Sorge noch Kummer hat. Die weiße Katze kannte die Zeit, wo er zurückkehren mußte, und da er selbst nicht daran dachte, errinnerte sie ihn daran. „Weißt du,“ sprach sie zu ihm, „daß du nur noch drei Tage hast, um den kleinen Hund zu suchen, den der König, dein Vater, zu haben wünscht, und daß deine Brüder schon sehr schöne gefunden haben?“ Da kam der Prinz zu sich und wunderte sich über seine Nachlässigkeit. „Durch welchen geheimen Zauber,“ rief er aus, „habe ich die wichtigste Sache von der Welt vergessen? Es handelt sich um meinen Ruhm und mein Glück. Wo werde ich einen Hund erhalten, wie ich ihn brauche, um das Reich zu gewinnen, und wo ein so schnelles Pferd hernehmen, um den langen Weg zurückzulegen?“

Die weiße Katze tröstete ihn: „Königssohn, gräme dich nicht; ich bin deine Freundin. Du kannst noch einen Tag hier bleiben und wenn es auch von hier bis in dein Vaterland fünfhundert Meilen sind, so wird dich das gute hölzerne Pferd doch in weniger als zwölf Stunden hintragen.“ „Ich danke dir, schöne Katze,“ entgegnete der Prinz, „allein, es ist nicht genug, daß ich zu meinem Vater zurückkehre, ich muß ihm auch einen kleinen Hund mitbringen.“ „Sieh,“ fuhr die weiße Katze fort, „da ist eine Eichel, worin sich ein schönerer Hund als der Hunds-

stern befindet.“ „Frau Katze, eure Majestät spottet meiner.“ „Halte die Eichel an dein Ohr,“ nahm sie wieder das Wort, „du wirst ihn bellen hören.“ Er gehorchte. Sogleich bellte der kleine Hund: Wau, wau! was den Prinzen sehr erfreute, denn ein Hund, der in einer Eichel Platz hatte, mußte außerordentlich niedlich sein. Er wollte sie öffnen, so sehr wünschte er, ihn zu sehen, aber die weiße Katze äußerte, es könne ihn unterwegs frieren und es sei besser zu warten, bis er vor dem Könige, seinem Vater, stände. Nachdem er ihr tausendmal gedankt hatte, sagte er Lebewohl.

Sie trennten sich; der Prinz kam zuerst nach dem Schlosse, wo er die Zusammenkunft mit seinen Brüdern verabredet hatte. Bald nachher trafen auch diese ein.

Der Prinz ging ihnen entgegen; sie umarmten sich mehrmals und erzählten einander von ihren Reisen. Aber unser Prinz verschwieg seinen Brüdern seine wahren Abenteuer und zeigte ihnen einen häßlichen Hund, der als Ziehhund gedient hatte, indem er meinte, er habe ihn so schön gefunden, daß er ihn dem Könige mitbringe. So lieb sich auch die Brüder unter einander hatten, so fühlten doch die beiden ältesten eine geheime Freude über die schlechte Wahl ihres Bruders.

Den andern Tag reisten sie zusammen in demselben Wagen ab. Die beiden ältesten Söhne des Königs hatten kleine Hunde in Körben, so schön und zart, daß man sie kaum zu berühren wagte. Der Jüngste nahm den armen Ziehhund mit, der so schmutzig war, daß Niemand ihn leiden mochte. Als sie in den Pallast traten, umringte man sie, sie willkommen zu heißen. Sie gingen in das Gemach des Königs. Dieser wußte nicht, zu wessen Gunsten er sich entscheiden sollte, denn die kleinen Hunde, die ihm seine ältesten Söhne überreichten, waren von fast gleicher Schönheit, und schon stritten sie sich um die Thronfolge, als der jüngste sie wieder vereinigte, indem er die Eichel aus der Tasche zog, welche die weiße Katze ihm gegeben hatte. Er öffnete sie schnell; es lag ein kleiner Hund auf Baumwolle darin, der sprang durch einen Ring, ohne denselben zu berühren. Der Prinz setzte ihn auf die Erde; da fing er an, die Barcarole

mit Castagnetten zu tanzen, so leicht wie die berühmteste Italienerin. Er hatte tausend verschiedene Farben, seine Haare und Ohren hingen bis auf die Erde herab. Der König war ganz überrascht, denn es war unmöglich, etwas gegen die Schönheit des Hündchens einzuwenden.

Indessen hatte er keine Lust, seine Krone los zu werden; der kleinste Stein in derselben war ihm lieber als alle Hunde des Weltalls. Er äußerte daher zu seinen Kindern, daß er mit ihren Bemühungen sehr zufrieden wäre; daß ihnen die Erfüllung seines ersten Wunsches aber so gut gelungen wäre, daß er noch einmal ihre Gewandtheit prüfen wolle, ehe er sein Wort halte. Er bewillige ihnen noch ein Jahr, um ein Stück so feiner Leinwand zu suchen, daß es durch das Ohr einer feinen englischen Nähnadel ginge. Alle drei waren sehr betrübt, genöthigt zu sein, noch einmal auf's Suchen auszugehen. Die Prinzen, deren Hunde weniger schön waren als der ihres jüngsten Bruders willigten ein, und jeder zog seines Weges, ohne so zärtlichen Abschied von einander zu nehmen als das erstemal, denn der Ziehhund hatte ihre Liebe ein wenig abgekühlt.

Unser Prinz schwang sich auf sein hölzernes Pferd, und da er keine andre Hilfe suchen wollte, als die er durch die Freundschaft der weißen Katze hoffen konnte, ritt er schnell fort und kehrte in das Schloß zurück, wo sie ihn schon einmal so gut aufgenommen hatte. Er fand alle Thüren offen; die Fenster, Dächer, Thüren, Mauern waren von hunderttausend Lampen erleuchtet, welche eine wunderbare Wirkung hervorbrachten. Die Hände, welche ihn früher so gut bedient hatten, kamen ihm entgegen und nahmen den Zaum des herrlichen hölzernen Pferdes, das sie in den Pferdestall führten, während der Prinz in das Zimmer der weißen Katze trat.

Diese lag in einem kleinen Korbe auf einer Matratze von weißem glänzenden Atlas; ihr Anzug war vernachlässigt, sie schien niedergeschlagen. Doch als sie den Prinzen erblickte, machte sie tausend lustige Sprünge, um ihm ihre Freude zu bezeigen. „Welchen Grund ich auch hatte, auf deine Rückkehr zu hoffen," redete sie ihn an, „so gestehe ich dir, Königssohn, daß ich mir nicht damit

schmeichelte, denn ich bin gewöhnlich so unglücklich in meinen Wünschen, daß dieses Glück mich überrascht." Der dankbare Prinz überhäufte sie mit Liebkosungen, erzählte ihr den Erfolg seiner Reise, welchen sie vielleicht besser kannte als er, und daß der König ein Stück Leinwand zu besitzen wünsche, welches durch ein Nadelöhr ginge; daß er die Sache freilich für unmöglich halte, aber daß er sie doch wenigstens versuchen wolle, zumal er Alles von ihrer Freundschaft und ihrer Hilfe hoffe. Die weiße Katze nahm eine ernsthaftere Miene an und entgegnete, zum Glück wären in ihrem Schlosse Katzen, welche sehr gut zu spinnen verständen, ja, sie selbst wolle die Pfote anlegen, er könne also ganz ruhig sein.

Das zweite Jahr verfloß wie das erste; der Prinz hatte keinen Wunsch, den ihm die schnellen Hände nicht auf der Stelle erfüllten.

Die weiße Katze, welche immer über die Angelegenheiten des Prinzen wachte, benachrichtigte ihn, daß die Zeit seiner Abreise näher rücke und daß er über das gewünschte Stück Leinwand ruhig sein könnte, da sie ihm ein ganz wunderbares verfertigt habe. Dann übergab sie ihm eine Nuß und sagte: „Zerbrich sie ja erst in der Gegenwart des Königs; du wirst das Stück Leinwand darin finden, das du von mir erbeten hast." „Liebenswürdige Weißkatz," erwiderte er, „ich gestehe, ich bin so durchdrungen von deiner Güte, daß, wenn du es erlaubst, ich mein Leben lieber bei dir als in der Herrlichkeit zubringen will, zu der ich berechtigt bin." „Königssohn," nahm die weiße Katze das Wort, „ich bin von deiner Herzensgüte überzeugt. Es ist dies eine seltne Waare bei den Prinzen; sie wollen von Jedermann geliebt sein und Niemand wieder lieben, aber du zeigst, daß die allgemeine Regel ihre Ausnahmen hat. Ich werde deiner Anhänglichkeit an eine kleine weiße Katze, die im Grunde nur zum Mäusefangen taugt, gedenken. Der Prinz küßte ihr die Pfote und reiste ab.

Man würde sich die Schnelligkeit seiner Reise kaum vorstellen können, wenn man nicht wüßte, auf welche Weise ihn das hölzerne Pferd schon einmal zu seinem väterlichen Pallaste getragen hatte. Obgleich er diesmal durch das zahlreiche Gefolge,

welches die weiße Katze ihm gegeben, unterwegs aufgehalten wurde, kam er doch in dem Augenblick an, wo seine beiden Brüder bei dem Könige waren; diese, da sie ihren jüngsten Bruder nicht kommen sahen, freuten sich seiner Nachlässigkeit und sagten ganz leise zu einander: „Das ist sehr gut; er ist entweder todt oder krank, kann also nicht in der wichtigen Angelegenheit, welche hier abgehandelt werden soll, unser Nebenbuhler werden.“ Sogleich breiteten sie ihre Leinwand aus, die wirklich so fein war, daß sie durch das Oehr einer dicken Nähnädel ging; aber durch eine feine war es unmöglich. Der König, sehr froh über diesen Vorwand, zeigte ihnen die Nadel, die er gemeint, und die der Stadtrath auf seinen Befehl vom Rathhause holte, wo sie sorgfältig eingeschlossen war.

Es wurde bei diesem Streite viel gemurrt. Die Freunde der Prinzen, besonders die des ältesten (denn seine Leinwand war schöner) erklärten, es sei dies eine offene, mit vieler List und Schlauheit behandelte Rechtsverdrehung. Die Anhänger des Königs entgegneten, er brauche Bedingungen, welche er nicht vorgeschlagen habe, nicht zu halten. Endlich, um Alle zu vereinigen, vernahm man eine reizende Musik von Trompeten, Klarinetten und Pauken: es war unser Prinz, der mit einem prächtigen Gefolge ankam. Der König und seine Söhne waren gleich sehr verwundert über einen solchen Glanz.

Nachdem er seinen Vater ehrfurchtsvoll begrüßt und seine Brüder umarmt hatte, zog er aus einer mit Rubinen bedeckten Schachtel die Nuß, die er zerbrach. Er glaubte das so gerühmte Stück Leinwand darin zu finden; aber statt dessen sah er eine Haselnuß. Er zerbrach auch diese und war erstaunt, einen Kirschstein zu entdecken. Alle sahen sich an, der König lächelte leise und machte sich darüber lustig, daß seine Sache leichtgläubig genug gewesen wäre, in einer Nuß ein Stück Leinwand zu vermuthen; aber warum sollte er es nicht glauben, hatte er ihm doch einen kleinen Hund in einer Eichel gebracht? Er zerbrach darauf auch den Kirschstein, der mit seinem Kern gefüllt war. Dann erhob sich ein großer Lärm im Zimmer und man hörte nichts anderes als: der jüngste Prinz hat sich zum Narren halten

lassen. Er antwortete nicht auf die schlechten Späße der Hofleute, öffnete den Kern und fand darin ein Getreidekorn und in dem Getreidekorn ein Hirsekörnchen. Nun fing er an mißtrauisch zu werden und murmelte zwischen den Zähnen: „Weiße Katze, weiße Katze, du hast meiner gespottet.“ In diesem Augenblick fühlte er eine Katzenkralle auf seiner Hand, die ihn so kratzte, daß er blutete. Er wußte nicht, ob diese Kralle ihm Muth geben oder solchen nehmen sollte; doch öffnete er auch das Hirsekörnchen. Das Erstaunen Aller war nicht klein, als er daraus ein Stück Leinwand von vierhundert Ellen Länge herauszog, so wunderbar gewebt, daß alle Vögel, Thiere und Fische mit den Bäumen, Früchten und Pflanzen der ganzen Erde darauf gemalt waren. Als der König das Stück Leinwand sah, wurde er eben so bleich, wie der Prinz beim langen Suchen roth geworden war. Man reichte die Nähnadel hin; die Leinwand ging sechsmal durch das Oehr. Der König und die beiden ältesten Prinzen beobachteten ein tiefes Stillschweigen, obgleich die Schönheit und Seltenheit der Leinwand sie von Zeit zu Zeit zwang zu sagen, daß alles in der Welt ihr nicht gleich käme.

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus, und sich an seine Kinder wendend, sprach er: „Nichts ist mir so tröstend in meinem Alter, als eure Gefälligkeit gegen mich; ich wünsche sie aber auf eine neue Probe zu setzen. Reiset also noch ein Jahr, und wer am Ende desselben das schönste Mädchen mitbringt, soll sie heirathen und König werden. Ich schwöre, alsdann die versprochene Belohnung nicht länger hinauszuschieben.“

Die ganze Ungerechtigkeit traf am meisten unsern Prinzen, aber er wollte dem Willen seines Vaters nicht widersprechen und stieg ohne Zögern in seinen Wagen. Seine ganze Begleitung folgte ihm und er kehrte zu seiner lieben weißen Katze zurück. Diese kannte den Tag und den Augenblick seiner Ankunft; sein ganzer Weg war mit Blumen bestreut. Sie saß auf einem persischen Teppich unter einem Zelte von Goldbrokat in einer Gallerie, von deren Fenstern sie ihn kommen sah.

„Wie ist es, Königssohn,“ redete sie ihn an, „du kommst ja wieder ohne Krone zurück!“ Er erwiderte: „Eure Güte hatte mich

in den Stand gesetzt, sie zu gewinnen, aber ich bin überzeugt, es macht dem Könige mehr Kummer, sich von ihr zu trennen, als es mir Vergnügen machen würde, sie zu besitzen.“ „Es thut nichts,“ meinte sie, „du mußt nichts vernachlässigen, um sie zu verdienen; ich werde dir auch bei dieser Gelegenheit beistehen, und weil du ein schönes Mädchen an den Hof deines Vaters führen sollst, werde ich dir eine suchen, die den Preis gewinnen wird.“

Nichts vergeht so schnell als die Zeit, wenn man keinen Kummer und keinen Gram hat; ja, wenn die weiße Katze sich nicht sorgfältig der Zeit erinnert hätte, wo er an den Hof zurückkehren mußte, würde der Prinz das Jahr haben verstreichen lassen, ohne sich darum zu bekümmern. Am Abend vorher sagte sie ihm, daß er eine der schönsten Prinzessinnen der Welt mitnehmen könne; daß die Zeit endlich gekommen sei, um das verhängnißvolle Werk der Feen zu zerstören und daß er sich daher entschließen müsse, ihr den Kopf und den Schwanz abzuschneiden und schnell in's Feuer zu werfen. „Wie,“ rief er, „ich sollte so grausam sein, euch zu tödten? Ach, ihr wollt ohne Zweifel mein Herz prüfen, aber seid sicher, daß es nicht fähig ist, die Freundschaft und Dankbarkeit zn vergessen, die es euch schuldig ist.“ „Nein, Königssohn,“ fuhr sie fort, „ich habe dich nicht im Verdachte solchen Undanks; thue, was ich wünsche und wir werden beide glücklich sein. Du wirst, auf Katzenehre, erkennen, daß ich wahrhaft deine Freundin bin.“

Der Prinz sagte noch alles mögliche Zärtliche, um sie von diesem Entschlusse abzubringen; sie blieb eigensinnig dabei, daß sie durch seine Hand sterben wolle, und drängte ihn so, daß er zitternd sein Schwert zog und mit unsicherer Hand den Kopf und Schwanz seiner guten Freundin, der Katze, abhieb. In demselben Augenblick sah er die lieblichste Verwandlung, die man sich denken kann. Der Körper der weißen Katze wurde groß und verwandelte sich plötzlich in ein schönes Mädchen, das so reizend war, daß man es gar nicht beschreiben kann.

Als der Prinz sie erblickte, war er überrascht und glaubte bezaubert zu sein. Er konnte nicht sprechen; seine Augen reichten nicht hin, sie zu bewundern und seine erstarrte Zunge vermochte

sein Erstaunen nicht auszudrücken. Die Verwunderung wuchs, als er eine außerordentliche Menge Damen und Herren eintreten sah, welche alle ein Katzenfell über die Schultern geworfen hatten und vor die Königin niederknieten. Sie empfing sie mit allen Zeichen der Güte, welche die Empfindungen ihres Herzens hinreichend ausdrückten, und nachdem sie sich einige Augenblicke mit ihnen unterhalten, befahl sie ihnen, sie mit dem Prinzen allein zu lassen, zu dem sie alsdann folgende Worte sprach:

„Denkt nicht, Herr, daß ich immer eine Katze gewesen bin. Mein Vater besaß sechs Königreiche; er liebte meine Mutter zärtlich und ließ ihr die vollkommene Freiheit ihres Willens. Ihre Lieblingsneigung war das Reisen, so daß sie auch einmal zu einem Berge reisen wollte, von dem sie wunderbare Dinge gehört hatte. Als sie unterwegs war, erzählte man ihr, daß in der Nähe das schönste Feenschloß von der Welt stände und die Feen in ihrem Garten die besten Früchte besäßen, die man jemals genossen."

„Da hatte die Königin, meine Mutter, eine so große Lust, davon zu essen, daß sie ihre Schritte dorthin wendete. Sie kam an die Thür des prächtigen Gebäudes, aber sie klopfte vergebens an; es erschien Niemand und alles schien wie ausgestorben. Ihr Verlangen stieg durch diese Schwierigkeiten; sie ließ Leitern holen, um über die Mauern in den Garten zu steigen und würde ihren Zweck auch erreicht haben, wenn die Mauern nicht sichlich höher geworden wären, ohne daß jemand daran arbeitete. Es wurde eine Leiter auf die andere gestellt; sie brachen unter der Last der Kletternden ein, und verstümmelten sie oder brachten ihnen den Tod. Die Königin war in Verzweiflung: vor sich sah sie große mit Früchten beladene Bäume, die ihr köstlich zu sein schienen, und verlangte davon zu essen oder zu sterben. Sie ließ deshalb prächtige Zelte vor dem Schlosse errichten und hielt sechs Wochen lang dort Hof. Sie schlief nicht und aß nicht, sprach nur von den Früchten des unerreichbaren Gartens, und wurde endlich gefährlich krank, ohne daß man ihr im geringsten helfen konnte; denn die unerbittlichen Feen waren nicht einmal erschienen, seit sie sich vor ihrem Schlosse niedergelassen hatte."

„In einer Nacht, als sie ein wenig eingeschlafen war, sah sie beim Erwachen eine kleine, häßliche, hochbetagte Frau auf einem Lehnstuhle an ihrem Bette sitzen. „Wir finden Eure Majestät sehr zudringlich, daß Hochdieselben durchaus von unsern Früchten essen wollen" sagte diese; aber da es sich um euer kostbares Leben handelt, so willigen meine Schwestern mit mir ein, euch so viel davon zu geben, als ihr forttragen könnt und so lange ihr hier bleibt; wenn ihr uns nämlich ein Geschenk dafür macht." „Ach, gute Mutter," rief die Königin, „sprecht; ich gebe euch meine Reiche, mein Herz, ja meine Seele, wenn ich eure Früchte bekomme." „Wir begehren von Eurer Majestät die Tochter, von der ihr bald Mutter werdet," versetzte sie, „und werden sie holen, sobald sie geboren ist. Sie soll bei uns erzogen werden, wir wollen sie mit Tugend, Schönheit und Klugheit begaben; mit einem Worte, sie soll unser Kind sein und wir wollen sie glücklich machen. Aber Euer Majestät möge wol bedenken, daß ihr dieselbe nicht wiedersehen dürft, bis sie verheirathet ist. Wenn ihr den Vorschlag annehmt, werde ich Euch sogleich gesund machen und in unsere Obstgärten führen; trotz der Nacht wird es hell genug sein, um zu wählen, was ihr wünscht. Wenn Euch meine Worte nicht gefallen, so schlaft wohl, Frau Königin, ich gehe zu Bett." „Welche harte Bedingung ihr mir auch auferlegt," antwortete die Königin, meine Mutter, „so will ich sie doch lieber annehmen als sterben; denn ich würde sicher keinen Tag mehr leben und mein Kind mit mir zu Grunde richten."

„Nun berührte sie die Fee mit einem kleinen goldnen Stabe und sprach: „Euer Majestät sei der Krankheit ledig, die Euch an dieses Bett bannt." Es schien ihr sogleich, als ob man ihr ein sehr schweres Kleid auszöge, von dem sie sich gedrückt fühlte, und als ob es an manchen Stellen enger wäre. Das waren wahrscheinlich die Stellen, wo sie die meisten Schmerzen hatte. Sie ließ alle ihre Damen rufen und verkündete ihnen mit fröhlichem Gesicht, sie befände sich jetzt ganz wohl und wolle aufstehen, die wohlverriegelten und verrammelten Thüren des Feenschlosses seien ihr geöffnet, und sie könne von den schönen Früchten essen und mitnehmen, so viel sie wolle. Ihre Frauen kleideten sie schnell an und sie folgte eilig der alten Fee, die auf sie gewartet hatte."

„Sie trat in den Pallast, in welchem Alles auf's Schönste eingerichtet war. Ihr werdet es leicht glauben, Herr, fügte die in eine Königin verwandelte weiße Katze hinzu, wenn ich euch sage, daß es derjenige ist, worin wir uns befinden; zwei andere Feen, etwas jünger als die, welche meine Mutter führte, empfingen sie auf die freundlichste Weise an der Thür. Sie bat dieselben, sie sogleich in den Garten und zu den Spalieren zu führen, wo die besten Früchte hingen."

„Wir willigen ein," entgegneten die drei Feen, „aber erinnert euch des uns gegebenen Versprechens, welches ihr nicht mehr zurück nehmen dürft." „Ich bin überzeugt, daß man sich so wohl bei euch befindet," erwiderte jene, „und dieser Pallast scheint mir ein so schöner, daß, wenn ich nicht den König, meinen Gemahl, so innig liebte, ich gern hier bleiben möchte; darum braucht ihr nicht zu fürchten, daß ich mein Wort breche." Die Feen, sehr zufrieden, öffneten alle ihre Gärten; sie blieb drei Tage und drei Nächte dort, ohne sie verlassen zu wollen, so köstlich fand sie dieselben. Sie pflückte sich Früchte zum Vorrath, und da sie niemals verderben, ließ sie vier tausend Maulthiere damit beladen, welche sie mitnahm. Der König war entzückt über die Rückkehr der Königin, und der ganze Hof bezeigte ihr seine Freude darüber. Es wurden Bälle, Maskeraden und Feste veranstaltet, wobei die Früchte der Königin als ein köstlicher Schmaus aufgetragen wurden. Der König zog sie allen andern Speisen vor, und da er von der Verabredung seiner Gemahlin mit den Feen nichts wußte, fragte er sie oft, aus welchem Lande sie so gute Sachen mitgebracht habe. Sie antwortete, daß sie auf einem fast unzugänglichen Berge wüchsen; ein andermal, daß man sie in Thälern fände; dann mitten in einem Garten, oder in einem großen Walde. Der König wunderte sich über so viel Widersprüche und fragte ihre Begleitung; aber sie hatte so streng verboten, ihre Abenteuer irgend jemand zu erzählen, daß sie nicht davon zu sprechen wagten. Endlich fiel die Königin, unruhig über ihr den Feen gegebenes Versprechen, in eine tiefe Schwermuth, seufzte fortwährend und veränderte sich sichtlich. Der König, in Besorgniß, drängte die Königin, ihm die Ursache ihrer Traurigkeit zu erklären, und nach

großer Mühe theilte sie ihm endlich mit, was zwischen ihr und den Feen vorgegangen war und wie sie ihnen die Tochter versprochen habe, die sie zur Welt bringen würde. Wie! rief der König, wir haben keine Kinder; du weißt, wie sehr ich deren zu haben wünsche, und um zwei oder drei Aepfel zu essen, versprichst du, deine Töchter fortzugeben; du mußt gar keine Liebe für mich haben. Damit ließ er sie in einen Thurm sperren und stellte Wachen an alle Thüren, um ihren Umgang mit Jedermann zu verhindern."

„Das üble Vernehmen des Königs und der Königin versetzte den Hof in eine unendliche Bestürzung. Alle legten ihre Prachtkleider ab und wählten Trauer-Gewänder, die zu dem allgemeinen Schmerze paßten. Der König, seinerseits, schien unerbittlich; er sah seine Gemahlin nicht mehr und ließ mich, sobald ich geboren war, in seinen Pallast bringen, um dort erzogen zu werden. Die Feen erfuhren Alles was geschah; sie waren sehr aufgebracht darüber und verlangten mich, denn sie betrachteten mich als ihr Eigenthum und hielten meine Entziehung für einen Diebstahl. Bevor sie sich aber rächten, schickten sie eine feierliche Gesandtschaft an den König und ließen ihn bitten, mich ihren Gesandten zu übergeben, um bei ihnen erzogen zu werden. Die Gesandten waren klein und mißgestaltet und hatten nicht die Gabe, den König zur Erfüllung ihrer Wünsche zu bewegen. Er schlug es ihnen auf rauhe Weise ab."

„Als die Feen das Verfahren meines Vaters erfuhren, waren sie auf's Höchste erzürnt. Nachdem sie allerlei Uebel in seine sechs Königreiche gesandt hatten, um diese zu verwüsten, ließen sie einen fürchterlichen Drachen los, der alle Orte mit Gift erfüllte und Erwachsene und Kinder fraß. Der König war in der höchsten Betrübniß. Er hatte eine Fee zur Freundin, die schon sehr alt war und fast nicht mehr stehen konnte; zu ihr ging er und machte ihr allerlei Vorwürfe, daß sie solche Verfolgungen litte, ohne ihm beizustehen. — Was soll ich thun, entgegnete sie ihm, ihr habt meine Schwestern erzürnt; sie haben eben so viel Macht als ich, und wir handeln selten gegen einander. Sucht sie zu be-

sänftigen, indem ihr ihnen eure Tochter gebt; die kleine Prinzessin gehört ihnen."

„Der König, mein Vater, liebte mich innig; aber da er kein anderes Mittel sah, sich von dem schrecklichen Drachen zu befreien, antwortete er seiner Freundin, er wolle mich gern den Feen geben, weil sie versicherten, daß ich geliebt und meinem Range gemäß behandelt werden würde, daß er sich auch mit der Königin wieder versöhnen wolle, und daß sie nur zu fragen brauche, wem er mich anvertrauen könne, um mich in das Feenschloß zu bringen. — Ihr müßt sie in ihrer Wiege auf den Blumenberg tragen, versetzte sie; ihr könnt selbst in der Nähe bleiben, um Zuschauer der Feierlichkeit zu sein, die man veranstalten wird. Der König erklärte, er würde in acht Tagen mit der Königin dorthin gehen und bat, sie möchte ihre Schwestern, die Feen, davon benachrichtigen."

„In den Pallast zurückgekehrt, ließ er die Königin mit eben so viel Pracht und Zärtlichkeit holen, als er sie mit Zorn und Heftigkeit hatte gefangen nehmen lassen. Mit Thränen in den Augen bat er sie, den Kummer zu vergessen, den er ihr bereitet hatte. Sie erwiderte, sie habe ihn sich selbst durch die Unbesonnenheit zugezogen, mit der sie ihre Tochter den Feen versprochen habe, und wenn sie etwas entschuldigen könne, so wäre dies der Zustand, in dem sie sich befände. Endlich erklärte er ihr, daß er mich den Feen übergeben wolle. Die Königin bekämpfte diese Absicht. Aber nachdem sie viel geseufzt und geweint hatte, ohne ihren Wunsch erreichen zu können, willigte sie in den seinigen und bereitete mit ihm Alles zu der Feierlichkeit vor."

„Ich wurde in eine Wiege von Perlmutter gelegt, und der ganze Hof begleitete mich, jeder nach seinem Range. Während man auf den Berg stieg, hörte man eine melodische Musik, die sich näherte; endlich erschienen die Feen, sechs und dreißig an der Zahl. Sie trugen einen Oelzweig, als Zeichen, daß die Unterwerfung des Königs Gnade vor ihnen fände. Als sie mich empfangen hatten, überhäuften sie mich mit so vielen Liebkosungen, daß es schien, sie wären nur am Leben, um mich glücklich zu machen."

„Der Drache, der ihnen zur Rache gegen meinen Vater gedient hatte, folgte hinter ihnen und war mit diamantnen Ketten gebunden. Die drei Feen, welchen mich meine Mutter versprochen hatte, setzten sich darauf, nahmen meine Wiege in ihre Mitte, und indem sie den Drachen mit einem Stabe berührten, entfaltete er sogleich seine großen schuppigen Flügel und brachte uns so nach ihrem Schlosse. Meine Mutter, als sie mich in der Luft auf diesem wüthenden Drachen schweben sah, konnte sich nicht enthalten, laut zu schreien. Der König tröstete sie indeß durch die Versicherung, die seine Freundin ihm gegeben hatte, daß mir kein Unfall begegnen würde. Da beruhigte sie sich, obgleich es ihr sehr schmerzlich war, mich durch ihre eigene Schuld auf so lange Zeit zu verlieren; denn hätte sie nicht die Früchte aus dem Feen-Garten essen wollen, so wäre ich in dem Reiche meines Vaters geblieben und hätte nicht den Kummer zu ertragen gehabt, den ich dir erzählen will.“

„So erfahre denn, Königssohn, daß meine Wächterinnen einen besondern Thurm hatten bauen lassen, in welchem man tausend schöne Gemächer für alle Jahreszeiten fand, die prächtig eingerichtet und mit angenehmen Büchern versehen waren; aber er besaß keine Thür, und Alles mußte durch die außerordentlich hohen Fenster hineingehen. Auf dem Thurm befand sich ein schöner, mit Blumen, Springbrunnen und Lauben geschmückter Garten. An diesem Orte erzogen mich die Feen mit einer Sorgfalt, die ihr der Königin gegebenes Versprechen weit übertraf. Sie lehrten mich Alles, was meinem Alter und meinem Range zukam, und da ich Niemand sah als sie, so wäre ich ruhig für mein ganzes Leben in dieser Lage geblieben.“

„Sie besuchten mich immer auf dem Drachen, von dem ich schon gesprochen habe, nannten mich ihre Tochter, und ich glaubte es zu sein. Niemand in der Welt blieb bei mir in dem Thurm als ein Papagei und ein kleiner Hund, welche sie mir zu meinem Vergnügen gegeben hatten, denn diese unterhielten vortrefflich.“

„Die eine Seite des Thurmes war an einen Hohlweg gebaut, der voller Geleise und mit Bäumen bepflanzt war, so daß ich dort kein menschliches Wesen seit meiner Einschließung gesehen hatte. Aber eines Tages, als ich am Fenster stand und

mit meinem Papagei und meinem Hunde plauderte, hörte ich Geräusch. Ich sah mich überall um und erblickte einen jungen Mann, der still stand, um unsere Unterhaltung zu belauschen. Bis dahin hatte ich nur Männer in Bildern gesehen, und da ich die Gefahr nicht kannte, die darin lag, näherte ich mich, ihn zu betrachten. Er machte mir eine tiefe Verbeugung und schien sehr besorgt, wie er mit mir sprechen könne; denn er wußte wol, daß ich in dem Feenschloß war."

„Die Nacht kam plötzlich, oder um richtiger zu sprechen, sie kam, ohne daß wir es bemerkten; er stieß zwei- oder dreimal in's Horn, und ging dann fort, ohne daß ich unterscheiden konnte, nach welcher Seite hin er sich entfernte, so groß war die Dunkelheit. In tiefen Gedanken blieb ich zurück und hatte nun kein Vergnügen mehr, mit meinem Papagei und meinem Hunde zu plaudern. Der Papagei verstand es; er war schlau, denn er ließ sich nicht merken, was ihm im Kopfe herumging."

„Sobald der Tag anbrach, stand ich auf; ich eilte an's Fenster und war angenehm überrascht, den jungen Mann am Fuße des Thurmes wieder zu erblicken. Er sprach mit mir durch eine Art von Trompete, die den Ton der Stimme weiter trägt, und mit deren Hilfe fragte er mich, ob ich es übel nähme, wenn er alle Tage um dieselbe Stunde unter mein Fenster käme; wenn ich es erlaubte, sollte ich ihm etwas hinunterwerfen. Ich hatte einen Ring von Türkisen, warf ihn schnell hinab und machte ihm ein Zeichen, sich schnell zu entfernen, weil ich auf der andern Seite die Fee Violanta hörte, die mir auf ihrem Drachen das Frühstück brachte."

„Das Erste, was sie beim Eintreten sagte, waren die Worte: „Ich rieche hier die Stimme eines Mannes; such', Drachen!" Ach, wie wurde mir; ich war starr vor Furcht, daß er an's andere Fenster fliegen und dem jungen Mann folgen könne, für den ich schon so viel Theilnahme fühlte. — Wahrlich, liebe Mama, entgegnete ich, du scherzest, wenn du meinst, hier eine Menschenstimme zu riechen; riecht denn die Stimme nach etwas? und wenn dies wäre, wer sollte so verwegen sein, in diesen Thurm zu steigen? Du hast Recht, meine Tochter, antwortete sie, ich bin

erfreut, dich so vernünftig sprechen zu hören. Darauf gab sie mir mein Frühstück und meine Spindel. — Wenn du gegessen hast, so vergiß nicht zu spinnen, fügte sie hinzu, denn du hast gestern nichts gethan; meine Schwestern würden sonst böse werden. Sobald sie sich entfernt hatte, warf ich die Spindel weg und stieg auf den Söller, um das Feld weiter zu übersehen. Ich hatte ein vortreffliches Fernglas, nichts beschränkte die Aussichten. Ich sah nach allen Seiten, als ich meinen Ritter, von vielen Hofleuten umgeben, auf einem hohen Berge entdeckte. Nun zweifelte ich nicht, daß es der Sohn irgend eines benachbarten Königs sei. Da ich fürchtete, daß er bei seiner Rückkehr zum Thurm von dem schrecklichen Drachen entdeckt werden könnte, nahm ich meinen Papagei und bat ihn, er möchte bis an jenen Berg fliegen, wo er den finden würde, der mit mir gesprochen habe; er möchte ihn bitten, nicht zu dem Thurm zurückzukommen, weil ich die Wachsamkeit meiner Aufseherin fürchte, die ihm leicht einen üblen Streich spielen könnte."

„Der Papagei richtete diesen Auftrag wie ein Papagei von Verstand aus. Alle waren erstaunt, als sich derselbe auf die Schulter des Prinzen setzte und ihm in's Ohr flüsterte. Der Prinz empfand Freude und Kummer durch diese Botschaft. Er richtete hundert Fragen an den Papagei und der Papagei ebenso viel an ihn, denn er war von Natur sehr neugierig. Dann übergab ihm der Prinz einen Ring für mich, an die Stelle meines Türkis; er war herzförmig und mit Diamanten besetzt. Es gehört sich, daß ich dich als Gesandten behandle, sprach er zu ihm; hier nimm mein Bild, zeige es aber nur deiner reizenden Herrin. Dann befestigte er ihm sein Bild unter den Flügel und steckte den Ring in seinen Schnabel."

„Ich erwartete die Rückkehr meines kleinen grünen Boten mit großer Ungeduld. Er meldete mir, daß derjenige, zu dem ich ihn gesendet, ein großer König sei, der ihn sehr gut aufgenommen habe, und ich könne versichert sein, daß er nur für mich lebe; wenn auch noch so viel Gefahr zu erdulden sei, so würde er dennoch an den Fuß meines Thurmes kommen und sei entschlossen, lieber Alles zu wagen, als meinen Anblick zu ent-

behren. Diese Nachricht setzte mich sehr in Verlegenheit und ich fing an zu weinen. Die Feen, die mich besuchten, bemerkten es. Sie kamen überein, daß ich ohne Zweifel lange Weile habe, sie deshalb darauf denken müßten, einen Gemahl vom Geschlechte der Zauberer für mich zu wählen. Sie sprachen von mehren und blieben endlich bei dem kleinen König Herzblatt stehen, dessen Reich fünfhundert Meilen von ihrem Pallaste entfernt war. Der Papagei hörte diesen schönen Beschluß, theilte ihn mir mit und sagte: Ach, wie beklage ich euch, meine liebe Gebieterin, wenn ihr die Königin Herzblatt werdet; er ist so häßlich, daß man sich vor ihm fürchtet. Hast du ihn gesehen, Papagei? Allerdings, fuhr er fort; ich bin mit ihm auf einem Zweige erzogen. Wie, auf demselben Zweige? fragte ich. Ja, antwortete er, weil er Adlerfüße hat."

„Dieser Bericht betrübte mich sehr und ich schlief die ganze Nacht nicht. Der Papagei und der kleine Hund plauderten mit mir; gegen Morgen schlief ich ein bischen ein, aber ich erwachte bald und eilte an's Fenster. Da sah ich den König, der mir die Arme entgegen streckte und mir durch seine Trompete mittheilte, daß er ohne mich nicht leben könne. Er beschwor mich, meinen Thurm zu verlassen oder ihm Eintritt zu gewähren, und rief alle Götter und alle Elemente zu Zeugen an, daß er mich sogleich heirathen und mich zu einer der größten Königinnen der Welt erheben würde."

„Ich befahl dem Papagei, ihm zu sagen, daß es fast unmöglich sei, seinen Wunsch zu erfüllen, daß ich indessen auf sein Wort und seine Schwüre hin mir die Erfüllung desselben angelegen lassen sein wolle."

„Von Hoffnung geschmeichelt, zog er sich zurück, während ich mich in der größten Verlegenheit befand, wenn ich bedachte, was ich versprochen hatte. Wie sollte ich aus dem Thurm kommen, in dem sich keine Thüren befanden, zumal ich nur einen Papagei und ein Hündchen zu meiner Hilfe besaß! ich faßte den Entschluß, eine Sache nicht zu unternehmen, die nie gelingen könne und ließ es dem König durch den Papagei sagen. Er wollte sich erst vor meinen Augen tödten, aber dann gab er

ihm den Auftrag mich zu überreden, ihm entweder Linderung zu verschaffen oder ihn sterben zu sehen."

„Als der Papagei mir dies mittheilte, war ich so betrübt wie noch nie. Die Fee Violanta kam und fand mich mit rothen und geschwollenen Augen; sie sagte, ich hätte geweint und würde verbrannt werden, wenn ich ihr nicht die Ursache entdeckte; denn alle ihre Drohungen waren immer fürchterlich. Zitternd antwortete ich, ich möchte kleine Netze haben, um die jungen Vögel zu fangen, die an den Früchten in meinem Garten picken. Was du wünschest, meine Tochter, entgegnete sie, soll dir keine Thränen mehr kosten; ich werde dir so viel Schlingen bringen, als du haben willst. Wirklich bekam ich sie noch denselben Abend, aber sie sagte mir, ich sollte weniger daran denken zu arbeiten, als mich zu putzen, weil der König Herzblatt in kurzem ankommen würde. Ich zitterte bei diesen unangenehmen Nachrichten und erwiderte nichts."

„Sobald sie mich verlassen, fing ich an, eine Strickleiter zu winden, die sehr gut gerieth, obgleich ich niemals eine solche gesehen hatte. Es ist wahr, daß die Fee mir nicht so viel Schlingen lieferte, als ich brauchte, und unaufhörlich zu mir sprach: Aber, meine Tochter, deine Arbeit schreitet nicht vor, du wirst nicht müde, mich um Bindfaden zu bitten. O, meine liebe Mama, entgegnete ich, fürchtest du, daß ich dich mit Bindfaden zu Grunde richte? Meine unschuldige Miene ergötzte sie, obgleich sie von sehr unangenehmem und grausamem Gemüth war."

„Ich schickte den Papagei zu dem Prinzen und ließ ihm sagen, daß er eines Abends unter die Fenster des Thurmes kommen solle, daß er dort eine Leiter finden und das Uebrige erfahren würde, wenn er sich einstelle. Wirklich befestigte ich sie, entschlossen, mit ihm zu fliehen; doch als er sie sah, stieg er eilig hinauf und stürzte in mein Zimmer, als ich gerade Alles zu meiner Flucht vorbereitete."

„Sein Anblick erfreute mich so sehr, daß ich unsere Gefahr vergaß. Er erneuerte seine Schwüre und drang in mich mit Bitten, ihn sobald als möglich zum Gemahl anzunehmen. Wir wählten den Papagei und das Hündchen zu Zeugen unserer Ehe, und wol

niemals ist unter so hohen Personen eine Hochzeit mit weniger Glanz gefeiert worden; niemals aber sind auch zwei Herzen glücklicher gewesen als die unsrigen."

„Der Tag war noch nicht gekommen, als der König mich verließ; ich erzählte ihm die furchtbare Absicht der Feen, mich mit dem kleinen Herzblatt zu vermählen und beschrieb ihm dessen Gestalt, die ihm eben so viel Entsetzen einflößte als mir. Kaum hatte er sich entfernt, als die Stunden mir so lang wie Jahre schienen. Ich eilte an's Fenster und folgte ihm trotz der Dunkelheit mit den Augen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in der Luft einen feurigen, von geflügelten Eidechsen gezogenen Wagen erblickte, der so schnell fuhr, daß das Auge ihm kaum zu folgen vermogte. Der Wagen war von Wachen begleitet, welche auf Straußen ritten. Ich nahm mir nicht die Zeit, das häßliche Geschöpf zu betrachten, das auf diese Weise die Luft durchzog; aber ich konnte mir denken, daß es eine Fee oder ein Zauberer sei. Bald darauf trat die Fee Violanta in mein Zimmer. Ich bringe dir gute Nachrichten, sagte sie, dein Bräutigam ist vor einigen Stunden angekommen; bereite dich vor, ihn zu empfangen, hier sind Kleider und Edelsteine. Wer hat euch gesagt, daß ich mich verheirathen will! rief ich; es ist durchaus nicht meine Absicht. Schickt den König Herzblatt wieder fort, ich werde seinetwegen keine Nadel mehr anstecken; ob er mich schön oder häßlich findet, ist mir gleich, denn ich bin nicht für ihn. Potz tausend, erwiderte die Fee zornig, welche Empörerin, welcher Dummkopf! Ich verstehe keinen Scherz und werde dich .... Was werdet ihr mir thun? nahm ich das Wort; kann man trauriger leben als ich, in einem Thurm mit einem Papagei und einem Hund? Ach, Undankbare, rief die Fee, verdienst du so viel Sorgfalt und Mühe? Ich habe es meinen Schwestern oft genug gesagt, daß wir keinen Dank von dir haben würden. Sie ging zu ihnen und erzählte ihnen unsern Streit; Alle waren darüber sehr erstaunt."

„Ich war so stolz, das Herz eines großen Königs zu besitzen, daß ich die Feen verachtete. Ich kleidete mich nicht an und rückte mit Absicht meinen Kopfputz schief, damit mich Herzblatt häßlich finden sollte. Unsere Zusammenkunft fand auf dem Söller statt,

wohin er in seinem feurigen Wagen kam. Niemals, so lange es Zwerge giebt, lebte ein so kleiner. Er ging auf Adlerfüßen und stützte sich auf zwei Krücken von Diamanten. Sein Königsmantel war nur eine halbe Elle lang und schleppte noch um ein Drittheil nach. Sein Kopf war so groß wie ein Scheffel, und seine Nase so lang, daß darauf ein Dutzend Vögel saßen, deren Gesang ihn ergötzte. Seine Ohren standen um eine Armlänge über seinem Kopfe, aber man bemerkte es nicht viel, wegen einer hohen spitzen Krone, die er trug, um größer zu erscheinen. Sein feuriger Wagen verbrannte Früchte und Blumen und trocknete die Springbrunnen meines Gartens aus. Er näherte sich mir mit offnen Armen, um mich zu umfassen; ich hielt mich aber sehr gerade, so daß ihn sein erster Stallmeister in die Höhe heben mußte. Sobald er sich näherte, entfloh ich in mein Zimmer, dessen Thür und Fenster ich schloß, und worauf sich Herzblatt sehr aufgebracht gegen mich zu den Feen begab."

„Wegen meines Ungestüms baten sie ihn tausendmal um Verzeihung, und beschlossen, um ihn zu besänftigen (denn er war sehr zu fürchten), ihn des Nachts in mein Zimmer zu führen, mir im Bett die Füße und Hände zu binden und mich so in seinen feurigen Wagen zu legen. Nachdem die Sache in dieser Weise abgemacht war, schalten sie mich kaum über meine Grobheit und verließen mich. Wißt ihr wol, liebe Herrin, sprach mein Hund zu mir, daß mein Herz mir nichts Gutes weissagt? Ich spottete über seine Unruhe und erwartete meinen geliebten Gemahl; er kam bald; ich warf ihm die Strickleiter zu, entschlossen, mit ihm zurückzukehren; dann stieg er leicht hinauf und sagte mir allerlei Angenehmes."

„Als wir mit einander so ruhig sprachen, als ob wir in seinem Pallast gewesen wären, sahen wir plötzlich die Fenster meines Zimmers eingeschlagen. Die Feen ritten auf ihrem schrecklichen Drachen herein, Herzblatt folgte in seinem feurigen Wagen und alle seine Garden hinter ihnen auf Straußen. Der König, ohne zu erschrecken, ergriff sein Schwerdt und suchte mich vor dem fürchterlichsten Abenteuer zu schützen, was sich je zugetragen; denn kurz, was soll ich euch noch sagen, Herr? die grausamen Geschöpfe

hetzten ihren Drachen auf ihn, der ihn vor meinen Augen verschlang."

„In Verzweiflung über unser Unglück warf ich mich in den Rachen des gräßlichen Ungeheuers, daß es mich auch zerreißen sollte, wie es mein Liebstes in der Welt verschlungen hatte. Es schnappte zu, aber die Feen, grausamer als jenes Ungeheuer, wollten es nicht zugeben. Sie muß eine längere Strafe haben, riefen sie, ein schneller Tod ist zu gut für dieses unwürdige Geschöpf. Dann berührten sie mich und verwandelten mich sogleich in eine weiße Katze, brachten mich in dies prachtvolle Schloß, welches meinem Vater gehörte, und verwandelten alle Herrn und Damen des Reiches in Kater und Katzen. Sie versetzten mich in den traurigen Zustand, worin ihr mich gefunden, indem sie mir anzeigten, daß ich nur durch einen Prinzen, der meinem entrissenen Gemahle vollkommen gliche, von meiner Katzengestalt erlöst werden könne. Ihr, Herr, habt diese Aehnlichkeit; ich war sogleich davon überrascht, als ich euch sah. Ich wußte nun Alles, was geschehen sollte, und bin von Allem benachrichtigt, was noch geschehen wird; meine Qualen werden enden."

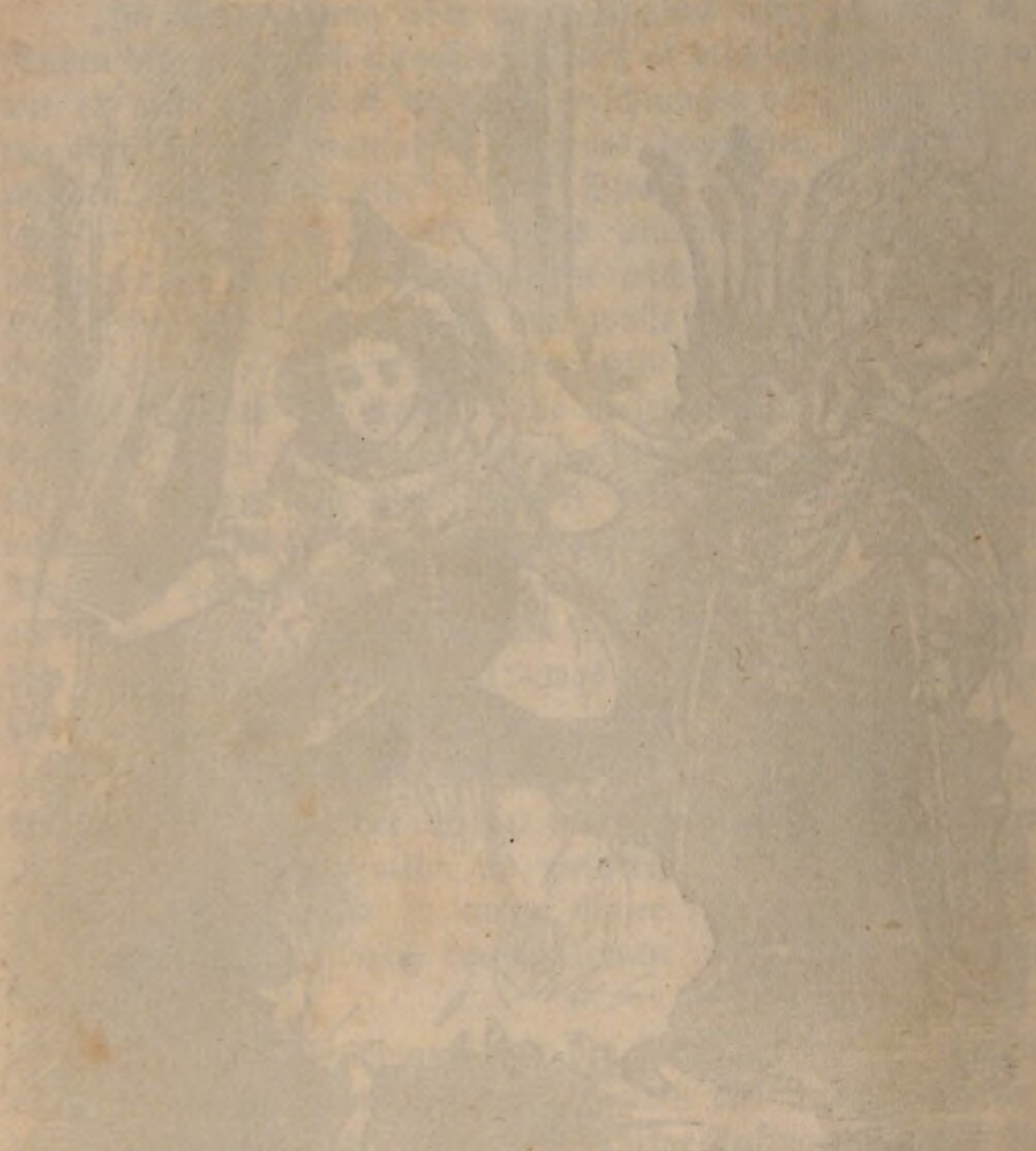
„Und werden die meinigen von langer Dauer sein, schöne Prinzessin?" fragte der Prinz, indem er sich ihr zu Füßen warf. „Ich liebe euch schon mehr als mein Leben, Herr;" entgegnete die Königin, „wir müssen zu eurem Vater reisen, wir werden seine Gesinnungen gegen mich kennen lernen und hören, ob er eure Wünsche billigt."

Dann ging sie hinaus und der Prinz reichte ihr die Hand. Beide stiegen in einen Wagen, der noch viel prächtiger war als die er bis jetzt gehabt hatte. Der übrige Aufzug entsprach diesem Glanze; die Gebisse der Pferde waren von Smaragden und die Nägel von Diamanten. Etwas Aehnliches ist vielleicht nie gesehen worden. Ich berichte nichts von der angenehmen Unterhaltung, die die Königin mit dem Prinzen führte; wenn sie einzig in ihrer Schönheit war, war sie es nicht weniger an Geist, und der junge Prinz war eben so vollkommen als sie, so daß sie ganz außerordentliche Gedanken hatten.

p. 255.



Sobald er sich näherte, entfloh ich in mein Zimmer.



Als sie nahe bei dem Schlosse waren, wo die beiden ältesten Brüder des Prinzen sich einfinden sollten, trat die Königin in einen kleinen Krystall-Felsen, dessen Spitzen mit Gold und Rubinen verziert waren. Ringsherum waren Vorhänge angebracht, damit man sie nicht sähe; und sehr wohlgestaltete und prächtig gekleidete junge Männer trugen ihn. Der Prinz blieb dagegen in dem schönen Wagen und erblickte seine Brüder, die mit Prinzessinnen von außerordentlicher Schönheit spazieren gingen. Sobald sie ihn erkannten, näherten sie sich, um ihn zu empfangen, und fragten ihn, ob auch er eine schöne Dame mitbringe. Er antwortete, er sei so unglücklich gewesen, auf seiner ganzen Reise nur häßliche anzutreffen; das Seltenste, was er bringe, sei eine kleine weiße Katze. Da fingen sie an über seine Einfalt zu lachen. — Eine Katze? riefen sie; hast du Angst, daß die Mäuse unser Schloß fressen? Der Prinz erwiderte, daß es in der That nicht weise sei, seinem Vater ein solches Geschenk machen zu wollen; darauf schlug Jeder seinen eigenen Weg nach der Stadt ein.

Die ältesten Prinzen stiegen mit ihren Prinzessinnen in ganz goldne und himmelblaue Wagen; ihre Pferde hatten auf den Köpfen Federn und Quasten. Nichts war glänzender als dieser Zug. Unser junger Prinz kam hinterher, und dann folgte der Krystall-Felsen, den Alle mit Bewunderung ansahen. Die Hofleute beeilten sich, den König von der Ankunft der drei Prinzen zu benachrichtigen. „Bringen sie schöne Damen mit?" fragte der König. „Unvergleichlich schöne!" Bei dieser Antwort schien er ärgerlich. Die beiden älteren Prinzen kamen mit ihren wunderschönen Prinzessinnen schnell herbei. Der König empfing sie sehr freundlich und wußte nicht, welcher er den Preis geben solle. Dann sah er seinen jüngsten Sohn an und fragte: „Kommst du denn diesmal allein?" „Euer Majestät werden in diesem Felsen eine kleine weiße Katze erblicken," entgegnete der Prinz, „die so sanft miaut und solche Sammetpfötchen macht, daß sie euch gefallen wird." Der König lächelte und ging zum Felsen, um ihn zu öffnen. Sobald er sich jedoch näherte, drückte die Königin an einer Feder: alle Stücke fielen auseinander und sie selbst erschien wie die Sonne, die einige Zeit durch Wolken verhüllt gewesen.

Ihr blondes Haar flog um ihre Schultern und fiel in großen Locken bis zu ihren Füßen herab. Ihr Kopf war mit Blumen bekränzt, ihr Kleid von leichter weißer Gaze mit rosa Taffet gefüttert. Sie stand auf und machte dem Könige eine tiefe Verbeugung. Er konnte sich nicht enthalten, im Uebermaß seines Erstaunens zu rufen: „Das ist die Unvergleichliche, die meine Krone verdient!“

„Gnädiger Herr,“ versetzte sie, „ich bin nicht gekommen, um euch einen Thron zu entreißen, den ihr so würdig behauptet. Ich habe sechs Königreiche geerbt; erlaubt mir, euch eins davon anzubieten; ein gleiches Geschenk werde ich jedem eurer Söhne machen. Zur Belohnung fodere ich nur eure Freundschaft und diesen jungen Prinzen zum Gemahl.“ Der König und der ganze Hof bezeigten laut ihre Freude und ihr Erstaunen. Die Hochzeit wurde sogleich mit den beiden andern Prinzen gefeiert, so daß der ganze Hof mehre Monate in Belustigungen und Vergnügungen zubrachte. Dann begaben sich Alle in ihre Staaten, und die schöne weiße Katze machte sich dort unsterblich, eben sowol durch ihre Güte und Freigebigkeit wie durch ihre seltenen Tugenden und ihre Schönheit.

Moral.

Die Mutter, die aus Naschbegier
Den Feen gab ihr Kind sogleich,
Ist sehr zu tadeln; doch dafür
Gewann der Prinz ein Königreich.
Denn sieh, das Kätzchen, hold und schön,
War eine große Königin,
Und gab, sobald sie ihn gesehn,
Ihm liebend ihre Krone hin.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Neues
Mährchenbuch.

Herausgegeben

von

Julius Grimm.

Mit sechszehn schönen Bildern.

Berlin.

Verlag von Th. Grieben.

So eben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue elegante Miniatur-Bibliothek in Bänden à 15 Sgr.!

Oder:

Deutscher Dichterwald von **Opitz bis Lenau. Eine populäre Geschichte der lyrischen und epischen National-Literatur der Deutschen während des Zeitraumes von 1624—1850.** In Biographieen, Kritiken, Proben und Kommentaren.

Das Beste **aller** deutscher Dichter enthaltend, mit biographischen und literarischen Notizen. Der Band von 20 bis 25 Bogen, compreß, deutlich und elegant gedruckt,

nur 15 Silbergroschen!

Jeder Band wird mit Separattitel auch einzeln verkauft und kostet **in elegantem Einbande mit Goldschnitt 25** Silbergroschen.

Schultz, Erdm., Normal-Zeichenhefte Nr. 1—8 **à** $2\frac{1}{2}$ Sgr. 16 Zeichenvorlagen in feinem Holzschnitt, mehrere Bogen Zeichnenpapier, in steifem Umschlag geheftet.

——— **Zeichen-Schule.** Nr. 7 — 12 **à** $7\frac{1}{2}$ Sgr. Ausgeführtere Vorlagen, größeres Format, elegantere Ausstattung, namentlich für höhere Schulanstalten.

Winter, K. F., der denkende Rechner. Methodische Anweisung für Väter und Lehrer. 1. Abth. broch. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

——— **Aufgaben** zum schriftlichen und mündlichen Rechnen, 1—4. Heft, steif geh. à 2, 3, $3\frac{3}{4}$, 3 Sgr.

Die Verlagshandlung

Th. Grieben in Berlin.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

X VII,86

06

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Perrault, Charles,

Neues Mährchenbuch für Knaben und Mädchen von Charles Perrault u. Madame d' Aulnoy Herausg. von Jul. Grimm. Mit 16 schössen Bildern

Berlin [1852]

Paed.pr. 2630
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760701-3